

76ſtes bis 90ſtes Tauſend

PAUL ROHRBACH

DER DEUTSCHE GEDANKE IN DER WELT

KARL ROBERT LANGEWIESCHE
VERLAG / KÖNIGSTEIN IM TAUNUS & LEIPZIG

Von Paul Rohrbach erschien in derselben Sammlung: „Die Geschichte der Menschheit.“ Ausführliche Anzeige am Schluß des Buches.

VERZEICHNIS DES INHALTS

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Herrn Konsul

Johannes Mühlberg

in Dresden

freundschaftlich

zugeeignet

EINLEITUNG

In der Auffassung der Völker- und Menschheitsgeschichte streiten Idealismus und Materialismus gegeneinander. Der Form nach könnten sie sich beide auf den Satz einigen, daß alles Geschehen die Auslese der Tüchtigsten zur Folge hat; inhaltlich aber wird bei ihnen das Verständnis dieses Gedankens sehr verschieden sein. Die materialistische Geschichtsauffassung wird ihn so begreifen, daß diejenigen Sieger sind, die im Kampfe um ihr Dasein die Hilfsmittel aus der Welt der materiellen Kräfte am vollkommensten ausgestalten und am rücksichtslosesten für sich benutzen. Alle sogenannten Ideen und führenden Persönlichkeiten, alle Spannungen und Katastrophen — sie sind dem historischen Materialisten nur Folgeerscheinungen des stofflich-ökonomischen Entwicklungsvorganges, in dem sich die Geschichte erschöpft. Von diesem Standpunkte aus zu einer *sittlichen* Wertung des deutschen oder irgendeines andern nationalen Gedankens zu gelangen, ist unmöglich. Wir aber bekennen uns gleich am Anfang unserer Arbeit zu dem Glauben, daß die Idee des Sittlichen als absolute, ja als die für unsere Erkenntnis allein absolut vorhandene Größe, auch das Ziel und die Norm des Menschheitsfortschritts bildet. Da indes dieser Fortschritt sich nicht zuerst an der Menschheit im ganzen, sondern zuerst in den Nationen vollzieht, so kann ihm niemand anders dienen, als indem er Arbeit innerhalb

seines Volkes tut. Wollen wir also vom deutschen Gedanken in der Welt reden, so meinen wir damit die Gesamtsumme des von den Deutschen im Laufe ihrer Geschichte erarbeiteten, durch ihre besonderen Fähigkeiten und durch ihre großen Männer verwirklichten geistigen Kulturbesitzes: das, wodurch die Nibelungen, Luther, Kant, Goethe, Bismarck mit dem deutschen Volkstum zusammenhängen, was sie aus ihm geschöpft, gestaltet und ihm für seine Weiterentwicklung geschenkt haben. Der deutsche Gedanke bedeutet also den sittlichen Wesensgehalt des Deutschtums als gestaltende Kraft im gegenwärtigen wie im zukünftigen Weltgeschehen, und indem wir ihn so erklären,, gehen wir mit Bewußtsein von der Überzeugung aus, daß wir gleich anderen Völkern dazu in das Spiel der Weltkräfte hineingestellt sind, um sittliche Tüchtigkeit nicht nur für uns, sondern auch für die ganze Menschenwelt zu erarbeiten und zu bewähren.

Nach diesem Grundgesetz also, glauben wir, und nach keinem andern geschieht die dauernde Auslese unter allem Volkstum, das dazu gelangt, ein Stück Menschheitsfortschritt zu verwirklichen, indem es der Welt den Stempel seiner nationalen Idee aufdrückt. Die Geschichte lehrt uns, daß es dazu durchaus nicht immer einer überwältigenden politischen Machtfülle bedurft hat. Die Griechen sind zu einer solchen nur vorübergehend im Alexanderreich, und die Juden sind nie zu ihr gelangt. Umgekehrt riefen die Araber und die Mongolen riesenhafte staatliche Gebilde ins Leben, ohne den positiven Werten der Kulturentwicklung aus Eignem etwas hinzuzufügen. In unmittelbarer Verbindung miteinander haben eine Volksidee von innerlich weltgestaltender Kraft und eine unbedingte politische Gewalt bisher nur im römischen Reich gestanden. Roms

Geist konnte nicht, wie der Griechenlands oder Israels, für die kommenden Zeitalter bestimmend werden, wenn das Volk, in dem er lebte, auf einen Winkel der Mittelmeerwelt beschränkt blieb. Nur indem das Machtgebiet des römischen Volks zu gewaltiger Größe heranwuchs, war auch die römische Idee imstande, ihre Größe zu entfalten. Erst Rom als die Herrin des Erdkreises konnte die Denkformen für das politische und rechtliche Dasein der späteren Menschen bestimmen.

Vom deutschen Gedanken braucht nicht, wie vom römischen, gesagt zu werden, daß er nur als Weltherrscherin oder überhaupt nicht sein wird. So weit aber muß man den Vergleich führen, daß man sagt: nur als Mitbeherrscherin der Weltkultur wird er sein, oder er wird nicht sein. Die Gründe dafür sind leicht erkennbar. Das Angelsachsentum hat eine so gewaltige Ausdehnung gewonnen, daß es, gestützt auf die Zahl seiner Angehörigen, auf seine Machtmittel und seine innere Kraft, im Begriffe erschien, die kulturelle Weltherrschaft anzutreten. Rußland, an räumlicher Ausdehnung und Menschenzahl das größte der nicht-angelsächsischen politischen Gebilde, steht durch innere Unkultur und Brüchigkeit seiner früheren weltpolitischen Hoffnungen beraubt vor uns. Frankreich, das im 18. Jahrhundert diesseits und jenseits des Ozeans mit England rivalisierte und an allgemeinem Einfluß auf die Weltkultur es weit übertraf, hat durch den moralischen Niedergang seines sich selbst zur Kinderarmut verurteilenden Volks freiwillig darauf verzichtet, zukünftig noch am Wettbewerb der Weltvölker teilzunehmen. Nur die deutsche Nation hat sich neben den Angelsachsen so entwickelt, daß sie zahlreich und innerlich stark genug erscheint, um auch für ihren Volksgedanken Anspruch auf ein entscheidendes Mitgestaltungsrecht am kommenden Weltalter zu erheben. Diesen Ge-

danken verstehen wir aber allein dann recht, wenn wir einsehen, daß wir unsere Kraft nur durch immerwährende Ausbreitung der deutschen Idee zu erhalten imstande sind. Es gibt für uns kein Stillstehen oder Innehalten, keinen selbst nur vorübergehenden Verzicht auf Ausdehnung unseres Lebenskreises, sondern wir haben nur die Wahl zwischen dem Zurücksinken auf die Stufe der bloßen Territorialvölker oder der Erkämpfung eines Platzes an der Seite der Angelsachsen. Wir sind wie der Baum, der im Felsspalt wurzelt. Entweder wir drücken das Gestein auseinander und wachsen weiter — oder der Widerstand ist so groß, daß wir verkümmern, weil wir nicht genug Nahrung bekommen. Undenkbar ist es, zu sagen: entfaltet eure Kultur, mehrt euren Reichtum, steigert euer wissenschaftliches, technisches, künstlerisches Können — aber verzichtet darauf, als Kaufleute und Fabrikanten immer neue Länder zu bearbeiten, neue Schiffe zu bauen und neues Kapital in die Weltwirtschaft hineinzuwerfen, eure Söhne in die Ferne zu schicken und von den Enden der Erde den Ertrag eurer Arbeit nach eurem Lande zusammenzuschaffen! Wie sollen wir darauf verzichten, wenn wir so schnell wachsen, daß wir in drei Jahren um so viel Menschen zunehmen, wie es Schweizer gibt, in sechs Jahren uns um die Menge sämtlicher Bewohner Hollands oder Schwedens vermehren und in einem Menschenalter ein zweites Volk, so zahlreich wie die Spanier und Portugiesen, zu unserer früheren Zahl hinzuerzeugen! Unser Wachstum ist ein Vorgang von elementarer Naturkraft. Nur ein Verdorren des natürlich-sittlichen Empfindens, wie die Franzosen es an sich erleben, oder ein furchtbarer äußerer Zusammenbruch, der uns so arm macht, daß wir die Kinder nicht mehr aufziehen können, die uns geboren werden, wäre imstande, unsere Vermehrung zum Stillstand zu bringen.

Wir wachsen und mehren uns aber nicht in einem weiträumigen Lande, das Überfluß an allem hat, was man zum Leben braucht, an Feldfrucht, Bodenschätzen und Rohstoffen, sondern bisher waren wir in enge, keineswegs günstige Grenzen gepreßt und mußten von Jahr zu Jahr mehr Gut aus der Ferne herbeischaffen, um satt zu werden und unsere Maschinen in Gang zu halten. Mit jedem Jahre wächst derjenige Teil unseres Volkes, der sein Dasein nur dann fristen kann, wenn Materialien eingeführt und Fabrikate ausgeführt werden, fast um eine Million. Unser Schulwissen und alle sonstige Bildung, unsere Technik, Erfindungsgabe und Kunst, unsere Gründlichkeit und Exaktheit, hier und da auch schon freien Geschmack, legen wir in den Verwandlungsprozeß hinein, der bei uns amerikanisches Holz und spanisches Metall, ägyptische Baumwolle und australisches Mohair, Kautschuk vom Kongo und Ochsenhäute vom La Plata zu Fabrikaten für den Weltmarkt umschafft. Nur wenn mit unserem eignen Wachstum Anteil und Ertrag an Weltmarkt und Weltwirtschaft für uns zunehmen, können wir aber gesund bleiben; nur dann vermögen wir auch die inneren Werte, die aus unsrer nationalen Idee herauswachsen, sich entfalten, aufblühen und als gestaltende Kräfte der Weltkultur wirken zu lassen. Aufhören des Wachstums wäre für uns schon die Katastrophe nach außen und innen, denn es könnte unter unsern heutigen Verhältnissen weder freiwillig noch natürlich sein, sondern erst dann eintreten, wenn ein anderes Volk oder eine Vereinigung von Völkern uns derartig zu Boden geworfen hat, daß wir auf lange Zeit hinaus siech werden.

Die deutsche Idee also kann nur lebendig bleiben und zunehmen, wenn ihre materielle Grundlage, d. h. die Zahl der Deutschen, der Wohlstand Deutschlands, die Menge und Größe der dem deutschen Wirtschaftsleben dienenden welt-

wirtschaftlichen Beziehungen sich immerfort erweitern. Dieser Vorgang hat sich während der ersten vier Jahrzehnte, die nach der Gründung des neuen Deutschen Reiches vergingen, mit wachsender Schnelligkeit vollzogen. Dadurch aber fühlten sich die Engländer mehr und mehr vor die Entscheidung gestellt, ob sie sich mit ihren Interessen und Ansprüchen in der Welt zugleich den unsrigen anpassen und sich mit uns über den beiderseitigen Anteil verständigen — oder ihre bisherige überseeische Vorherrschaft mit Gewalt verteidigen sollten. Sie haben das letztere gewählt, und wir glauben, daß sie es nicht zu unserem, sondern zu ihrem eigenen Verhängnis getan haben.

Wer die Entwicklung der Welt in den letzten hundert Jahren verfolgt hat und aus eigener Anschauung ihr Bild einigermaßen kennt, für den gibt es unter allen, die Zukunft der Völker und der menschlichen Kultur angehenden Fragen eine von schlechthin überragender Bedeutung: ob der angelsächsische Typus allein dazu bestimmt ist, zur Herrschaft in denjenigen Teilen der Erde zu gelangen, wo die Entwicklung noch im Fluß ist, oder ob auch für das deutsche Wesen soviel Spielraum bleiben wird, daß es diesseits wie jenseits des Ozeans einen wesensbestimmenden Faktor der menschlichen Gesamtkultur bildet. Den einen Teil der Antwort hierauf wird der Ausgang des gegenwärtigen Weltkrieges geben. Was den anderen betrifft, so müssen wir uns klar machen, was wir für das Ziel einzusetzen imstande sind: nach dem Siege den deutschen Gedanken in der Welt in die Höhe zu führen! Hierin aber steckt die weitere Frage: Welche Minuswerte belasten die nationalen Aktiva, mit denen wir politisch rechnen dürfen? Von allen diesen Dingen zu reden, ist die Aufgabe unseres Buches.

ERSTES KAPITEL

Geschichtliche Lasten

Das erste Gefühl, das uns überfällt, wenn wir an die Aufnahme unseres nationalen Vermögens herantreten, ist das des Schmerzes über unsere politische und religiöse Zertrennung. Von dem Gebiet, das vor einem halben Jahrtausend Deutsches Reich war und das die deutschen Stämme bewohnten, der Idee nach in einem staatlichen Organismus geeint, fehlt Deutschland heute mehr als ein Drittel: Österreichs deutsche Länder, die Niederlande, Belgien und die Schweiz. Rechnet man noch die livländischen Territorien von der Memel bis zum Finnischen Meerbusen hinzu, wo die Masse des Bauernstandes zwar undeutsch, Bürger und Ritter aber deutsch waren, und alle Fürsten und Landesherren Stände des Römischen Reichs deutscher Nation, so schrumpft der Umfang des heutigen Deutschland gegen das, was zu Ausgang des Mittelalters Deutschland war, auf die Hälfte zusammen. Dabei lassen wir diejenigen Gebiete, die am Ende des 14. und zu Beginn des 15. Jahrhunderts nur noch ganz lose mit dem Reich zusammenhingen und national zu Frankreich und Italien gehörten, wie die Freigrafschaft Burgund, die Herzogtümer Savoyen, Mailand, Mantua, Verona usw., außer Betracht, und beschränken uns erstens auf die Länder, die von alt-

eingesessenen deutschen Stämmen bewohnt waren und zweitens auf die in der Kolonisierung begriffenen Slawengebiete im Osten. Zu diesen gehörte damals auch Böhmen, dessen Eindeutschung erst durch die Gegenreformation zum Stillstand kam. Nur gegenüber dem Königreich Polen wich ums Jahr 1400 die deutsche Grenze weiter nach Westen zurück, als heute gegenüber Rußland. Posen und ein Stück von Westpreußen, dazu Schleswig, bilden, wenn auch zum Teil nicht von Deutschen bewohnt, den einzigen Gebietsgewinn, den das jetzige Deutsche Reich gegen das alte zu verzeichnen hat. Was will das aber gegen die Ländermasse besagen, die geschlossen um die Grenze unseres jetzigen Deutschland herumliegt und von mehr als 20 Millionen Menschen deutschen Stammes bewohnt wird, denen das politische und teilweise sogar das nationale Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Gedanken fremd geworden ist! Dabei sind sich diese nächsten Angehörigen und Verwandten des Deutschtums, wie die Niederländer, die Vlamen, die Deutsch-Schweizer, ja sogar vereinzelte Elemente unter den österreichischen Deutschen, nicht einmal darüber klar, daß sie als politische und kulturelle Sondergebilde großenteils nur soweit existenz- und entwicklungsfähig sind, wie die deutsche Kultur als Ganzes lebt; wie sie durch den Aufstieg des Deutschen Reichs mit in die Höhe getragen wird und nachhaltiger auf die übrige Welt einzuwirken beginnt. Um ein Beispiel für diesen Zusammenhang zu nennen: die Menge des wissenschaftlichen Stoffes ist heute im Vergleich zu früher so ungeheuer, daß nur eine große Nation imstande ist, sie zu bewältigen. Die wissenschaftlich lebendigen deutschen Kreise, die außerhalb unserer politischen Grenzen ihr Dasein haben, dazu die Holländer und unsere entfernteren Verwandten, die Skandinavier, müssen sowohl für Zwecke der wissenschaftlichen Erziehung als auch auf dem Ge-

biet der reinen Forschung eine Art Betriebsgemeinschaft mit der deutschen Wissenschaft eingehen, weil sie nicht zahlreich genug sind, um selbst für alle Fachgebiete wissenschaftliche Größen und Unterrichtsmittel ersten Ranges hervorzubringen. Zwar gibt es in Holland wie in Schweden Gelehrte von Weltbedeutung, von deren Leistungen Deutschland so gut profitiert wie die übrige Welt; aber je mehr die Wissenschaft sich teilt, desto schwieriger wird es für die kleineren Nationen, auf allen Einzelgebieten Vollkommenes zu leisten. Es vollzieht sich daher in steigendem Maße eine Anlehnung an die deutsche Wissenschaft. Für gewisse physikalische Einzelfächer, darunter solche, auf deren Entwicklung der Fortschritt unserer ganzen Naturerkenntnis beruht, gibt es innerhalb eines kleineren nationalen Rahmens zu wenig Interessenten, als daß eine selbständige Bearbeitung des Stoffes auf die Dauer möglich wäre. Dies Beispiel gilt auch noch für andere Gebiete. Ebenso, wie es den kleinen Staaten unmöglich geworden ist, eine Flotte von modernen Linienschiffen zu bauen, weil die Kosten eines einzigen dieser Schiffe ihren ganzen Etat umstürzen würden, ebensowenig können sie noch eine von der Wurzel bis zur Spitze selbständige Kulturleistung zustande bringen, weil die Voraussetzungen dafür zu umfassend geworden sind.

Trägt also auf diese Weise Deutschland einen ganz erheblichen Teil der Kosten zur kulturpolitischen Existenz jener vom Körper des alten Reichs losgesprengten und mit dem neuen Reich nicht wieder vereinigten Teile seines Volkstums bei, so sind die Kräfte, die ihm von dorther zufließen, nur gering. Bei Deutsch-Österreich und auch bei der Schweiz kann auf dem Gebiet der Kunst und Literatur noch von einer wechselseitig befruchtenden Kulturgemeinschaft mit uns gesprochen werden. Auf dem der Wissenschaften ist das österreichische Deutschtum, abgesehen vielleicht von Volkswirtschaft

und Geschichtschreibung, ungleich mehr der empfangende als der gebende Teil gegenüber dem Reich, und unser politisches Bundesverhältnis zu Österreich-Ungarn ist zwar nicht unabhängig von der langen Geschichte des dynastisch-nationalen Zusammenhanges zwischen den Ländern diesseits und jenseits der Sudeten und der bayrischen Alpen, aber dieses ganze Kapitel gehört grundsätzlich auf ein andres Blatt. Was die Niederlande und das vlämische Belgien betrifft, so ist die Scheidung zwischen ihnen und Deutschland dauernd größer geworden: so sehr, daß man heute fast sagen kann, das niederländische Geistesleben habe kaum noch unmittelbare Bedeutung für uns. Zur Zeit der großen holländischen Maler, Physiker und Staatsrechtslehrer im 17. Jahrhundert und noch ein halbes Jahrhundert später durch die oranisch-brandenburgischen Beziehungen war das anders. Niemand vermöchte zu bezweifeln, und die Holländer, wenn sie es sich recht überlegten, am wenigsten, daß ihr Leben in jeder Beziehung einen gewaltigen Aufschwung nehmen würde, wenn sie sich wieder an das Reich anschlössen, dem sie formell durch den Westfälischen Frieden, tatsächlich seit Philipp II., entfremdet sind; aber von einem Zwange unsrerseits sollte nicht die Rede sein. Etwas ähnliches gilt von unserm Verhältnis zur deutschen Schweiz, die sich in unserem großen Kriege zwar freundschaftlich gesonnen gezeigt hat, wo sich aber der Reichsdeutsche der Gefahr gestörter Freundschaft aussetzt, wenn er für deutsche und deutsch-schweizerische Dinge die gemeinsame Bezeichnung „deutsch" ohne die Versicherung gebraucht, daß die politischen Dinge selbstverständlich außer Spiel blieben.

In diesem unterstrichenen Verzicht auf ein engeres allgemeines Verhältnis zu uns spiegelt sich zwar die natürliche Eigenbrödelei der Kleinstaaten und das uralte, hier durch eine lange politische Trennung noch verhärtete und verschärfte

Sonderbewußtsein der deutschen Stämme, aber es wäre falsch von uns Reichsdeutschen, wenn wir die Sache mit dieser Erklärung erledigt glaubten. Der gleiche Anteil an der vorhandenen Entfremdung muß auf das Konto des Unvermögens der im neuen Deutschen Reich führend gewordenen norddeutschen Art geschrieben werden, in der Welt das zustande zu bringen, was man moralische Eroberungen nennt. Die starre Beschränktheit des norddeutschen und speziell des preußischen Wesens, die nur mit ihresgleichen gepaart imstande ist, einen guten Klang zu geben, ist geschichtlich wohl erklärbar. Sie hat große, vielleicht entscheidende Verdienste um die Entwicklung Preußens zur Großmacht und dadurch indirekt um die Zusammenschmiedung wenigstens der meisten Teile des alten Deutschland zum neuen Reich. Trotzdem wird jene Seite des Preußentums jetzt je länger desto mehr zu einer Gefahr für unsere nationale Zukunft; zumal in ihren stets weniger erfreulich sich entwickelnden modernen Spielarten. Das prinzipiell anzudeuten, war schon an dieser Stelle nötig.

Diese Betrachtung hat die Deutschen, die nicht mehr in geschlossenem räumlichen Zusammenhang mit uns, sondern in isolierten Siedelungen durch Ungarn und Rußland zerstreut wohnen, bewußtermaßen beiseite gelassen. Sie ist sogar an dem baltischen Deutschtum vorbeigegangen, obwohl dieses nicht eine von fremden Herren gerufene deutsche Kultursiedlung in auswärtigen Ländern bedeutet, die notwendig auf den politischen Zusammenhang mit dem Mutterlande verzichten mußte, sondern organisch durch die kolonisierende Angliederung Livlands an das alte Reich entstand und dreieinhalb Jahrhunderte lang diese Stellung behauptet hat. Das Übel Livlands war nur, daß keine Germanisierung der lettischen und esthnischen Eingeborenen stattfand. Der deutsche Ritter, Priester und Bürger, sie kamen nach Livland und gründeten deutsches Re-

giment und deutsches Städtewesen samt dem germanisch-katholischen Kirchentum, wie diese drei Faktoren im Reich bestanden. Aber der deutsche Bauer ging im Mittelalter noch nicht übers Meer, und den Weg zu Lande sperrte Litauen, das zu stark war, um von den „Brüdern vom Deutschen Hause" niedergerungen zu werden. So kam es, daß das preußische und das livländische Stück des Deutschordensritter-Gebiets eigentlich nur durch den Heerweg an der Küste von Schamaiten zusammenhingen, und dieses Band war zu dünn und zu schwach, um Livland beim Reiche zu halten, als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Russen, Schweden und Polen sich darauf stürzten. Trotzdem seit dieser Zeit kein äußerer Zusammenhang zwischen den baltischen Deutschen und dem Reich bestanden hat, sind doch starke Wechselbeziehungen zwischen ihnen und der deutschen Urheimat lebendig geblieben, und sie sind herüber wie hinüber kräftiger, als man im Verhältnis zu der geringen Zahl der Deutschen erwarten sollte, die in den drei jetzigen russischen Ostseeprovinzen wohnen. Der Grund ist der, daß sie sich auch nach dem Verlust ihrer selbständigen politischen Herrschaft, gestärkt durch fortdauernde Einzelzuwanderung aus dem Reich, überwiegend in einer sozialen Herrenstellung erhielten und die daraus sich ergebenden Eigenschaften ihres Charakters ausbildeten.

Im Gegensatz hierzu sind die vielen Millionen deutscher Auswanderer, die im Lauf der Jahrhunderte in weitere Fernen gezogen sind, für die Weiterentwicklung der deutschen Idee so gut wie verloren. Zwar im Innern von Rußland bilden die Deutschen ein Kulturelement von einer gewissen, wenn auch nicht übermäßigen nationalen Lebenskraft, aber es gehen von ihnen keine Wirkungen mehr auf Deutschland selbst aus. In den Ländern der ungarischen Krone und ihren Nachbargebieten könnten die Deutschen sicher ein tragender Pfeiler

für das Bündnis des Habsburgischen Gesamtstaates mit dem Deutschen Reiche werden, aber die hieraus entstehende Wirkung für den deutschen Volksgedanken als Ganzes würde zunächst doch nur eine indirekte sein. Was von Deutschen nach Amerika gegangen ist — man berechnet den Teil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, der in Deutschland geboren ist oder von den im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts dorthin ausgewanderten Deutschen abstammt, auf 12 bis 15 Millionen — das ist für die deutsche Idee ohne Rettung verloren, verloren deshalb, weil die überwältigende Mehrzahl dieser deutschen Elemente den unteren, kulturarmen Schichten des heimatlichen Deutschtums entstammte. Wir haben gerade die gegenteilige Erscheinung vor uns, wie bei den baltischen Deutschen. Mit Ausnahme der politischen Emigration während der achtundvierziger Epoche, die nicht nur Massenmaterial, sondern auch geistige Größen aus Deutschland nach Amerika brachte, und daher auch sofort deutsche Persönlichkeiten an führende Stellen des amerikanischen Lebens hob, waren es meist arme und wenig gebildete Menschen, die nach Amerika hinübergingen. Vielleicht konnte dieser und jener noch für sich selber den starken Wirkungen des angelsächsisch-amerikanischen Kulturlebens einen gewissen passiven Widerstand entgegensetzen; seinen Kindern aber vermochte er keine der deutschen Idee entstammenden kulturellen Eigenwerte mehr vor Augen zu halten, um sie vor der sprachlichen und geistigen Amerikanisierung zu bewahren. Es ist ein unendlich trauriges Los, das die deutsche Nation in der Gestalt ihrer ausgewanderten Kinder gezogen hat. Sie hat im wahren Sinn des Wortes mit ihnen das Feld düngen helfen, auf dem, als Schößling von England hinüberverpflanzt, der kraftstrotzende Riesenbaum des angelsächsischen Amerika emporgewachsen ist.

Diese ganze Umschau hat uns gezeigt, daß unter allen

Völkern der Welt die Deutschen höchst ungünstig gestellt sind, was das Verhältnis ihrer Gesamtzahl zu demjenigen Teil ihres Volkes betrifft, auf dem die Fortentwicklung der nationalen Idee beruht. Vergleichen wir uns mit den andern Völkern Europas, so finden wir, daß die Franzosen bis auf einen kleinen abgesprengten Splitter in Lothringen restlos zu einer politischen Einheit zusammengeschlossen sind. Vielleicht könnte man auch noch sagen, daß die französisch sprechenden Schweizer in ähnlichem Sinne Franzosen sind, wie ihre deutsch oder italienisch redenden Landsleute Deutsche und Italiener. Ganz dasselbe ist das völkische Verhältnis hier nicht, und noch weniger bei den Wallonen. Diese bilden nicht einen durch geschichtliche Vorgänge vom französischen Körper losgelösten ursprünglich französischen Stamm, wie das bei den Vlamen und Niederländern dem Deutschtum gegenüber der Fall ist, sondern sie sind eine eigne romanische Nation, die sich erst vom 17. Jahrhundert ab sprachlich und kulturell dem benachbarten und nahe verwandten Franzosentum angeglichen hat. Selbst aber wenn man die ganze Bevölkerung des französischen Sprachgebiets in der Schweiz wie in Belgien der Rasse nach als Franzosen betrachten wollte, was wie gesagt, kaum möglich ist, so würden wenig über drei Millionen Franzosen außerhalb Frankreichs leben. Das wäre immer noch ein sehr viel günstigerer Stand, als bei uns. Nicht mitgerechnet werden können die zwei Millionen französischer Kanadier, die zwar ihre Sprache und ihren Volkscharakter bewahrt haben, im übrigen aber sich vollständig als Eingeborene Kanadas und ohne Sentiments für das französische Mutterland geben.

Rußland hat bisher innerhalb seiner staatlichen Grenzen etwa vier Millionen Kleinrussen, die sogenannten Ruthenen, in Galizien, der Bukowina und Ungarn, vermißt. Zahlenmäßig

fällt dieses Defizit gegenüber der immensen Masse des Russentums in Rußland kaum ins Gewicht. Die Italiener sind es, die das Schlagwort von der „Italia irredenta“, dem unerlösten Italien, erfunden haben. Sie rechnen dazu Welschtirol und das Gebiet von Triest, die zu Österreich gehören. Sie zählen merkwürdigerweise nicht dazu Savoyen, Nizza und Korsika, die Frankreich annektiert hat. Unter österreichischem Zepter leben nicht ganz eine Million Italiener; unter französischer Herrschaft, einschließlich Korsika, ungefähr ebensoviel. Gegenüber den 35 Millionen Einwohnern des Königreichs macht das zusammen nur wenig über 5 Prozent aus.

Spanien und Portugal sind völlig geschlossene Nationalstaaten, die in Europa überhaupt keine Angehörigen ihres Volkstums außerhalb ihrer politischen Grenzen und unter fremder Herrschaft zählen. Dagegen haben beide Völker große Tochternationen jenseits des Ozeans gegründet, und in den früheren Kolonien Spaniens, auf den Philippinen und Puerto Rico (Kuba ist Republik unter dem Protektorat der Vereinigten Staaten) leben insgesamt nur einige Zehntausende wirklicher Spanier in einer fremden Staatszugehörigkeit.

Von England endlich haben wir schon zur Genüge gesprochen. Es gibt überhaupt nirgends auf der Welt einen Engländer, der nicht Untertan des Königs von England wäre. Ebenso könnte es nur zu den seltensten Ausnahmen gehören, daß einem Engländer, sei es unter welchen Umständen auch immer, sein Nationalgefühl abhanden käme. Etwas anderes ist es natürlich mit den Tochternationen, die sich aus dem politischen Engländertum heraus gebildet haben oder sich zu bilden im Begriff sind. Der Kanadier, der Australier, der englisch redende Südafrikaner — sie sind nicht mehr in demselben Sinne Engländer, wie der Engländer in der Heimat oder in den Tropenkolonien, wo er als Beamter, Soldat, Kauf-

mann nur vorübergehenden Aufenthalt nimmt. Die bodenständige Einwurzelung in einem überseeischen Siedlungsgebiet und das dort rasch vor sich gehende Wachstum der Kolonistenbevölkerung bringen im Verein mit dem freiheitlichen Grundsatz des angelsächsischen Self-Government verhältnismäßig schnell völkische Neubildungen zustande, die anfangs noch ganz nahe Verwandtschaft mit dem Stamme zeigen, aus dem sie entsprossen sind, allmählich aber sich verselbständigen müssen. Das ist kein politischer Kräfteverlust für das Mutterland, weil der Kulturinhalt der nationalen Idee in die Neubildungen übergeht und in ihnen lebendig bleibt, auch wenn politische Trennungslinien entstehen.

Das Deutschtum ist also unter allen Völkern der Welt am schwersten durch die Abspaltung vieler seiner Angehörigen von dem Staatswesen geschwächt, in dem die Mehrheit der Nation ihre politische Einigung gefunden hat. Außer der staatlichen Scheidung geht aber noch die religiöse durch unser Volk hindurch, und man kann sich nicht davor verschließen, daß auch sie für die Kraft und Entwickelungsfülle des deutschen Gedankens ungünstig wirkt. Es ist sehr schwer, namentlich jetzt, wo die innerliche Einigung ganz Deutschlands durch den Krieg in so überwältigender Weise sich offenbart hat, über diese Sache zu sprechen, ohne unsere katholischen Volksgenossen zu verletzen. Wir vertrauen aber darauf, daß auch der katholische Leser selbst nicht den Schatten einer Absicht nach dieser Seite hin bei uns argwöhnen wird, wenn wir darauf hinweisen, daß die katholisch-kirchliche Idee gerade in ihrer höchsten, vollkommensten Ausprägung einen zugleich gedanklichen und geschichtlichen Widerspruch gegenüber den nationalen Idealen enthält.

Wir wissen und sind glücklich, daß auch aus den deutschen Katholiken bedeutende Führer unserer politischen Ein-

heitsbewegung hervorgegangen sind. Männer wie der bayrische Ministerpräsident und spätere Reichskanzler Fürst Hohenlohe gehören historisch zu den bedeutsamsten Vertretern des deutschen Gedankens. Ebenso läßt es die katholische Partei innerhalb der deutschen Volksvertretung an nationalem Wollen und Handeln nicht fehlen. So kräftig aber und so glücklich die Folgerichtigkeit einer Idee durch den Charakter der Persönlichkeiten und die politische Einsicht der Partei unter Umständen korrigiert werden kann, so lassen sich doch nicht alle Wirkungen, die aus dem inneren Wesen eines großen Prinzips entspringen, auf diese Weise aufheben. Zum Dasein der katholischen Kirche gehört auch der Gedanke des Universalismus, der in geistlicher Beziehung keine Völkergrenzen kennt. Die katholische Kirche ist imstande, aus den verschiedensten Gründen dem Nationalgedanken Zugeständnisse zu machen, ja ihn zeitweilig zu pflegen, und der einzelne Katholik darf sich mit Fug und Recht alle Anzweiflung seiner nationalen Vollwertigkeit verbitten. Durchmustern wir aber die lange Reihe der kirchlich-katholischen Autoritäten von der Civitas Dei des Augustinus über Thomas von Aquino bis zu den Statuten des Ignatius von Loyola und darüber hinaus, so finden wir überall bestätigt, daß der nationalen Idee unter den Kräften der sittlich-religiösen Erziehung des Menschengeschlechtes keine wesentliche positive Bedeutung beigemessen wird. Nicht selten wird sie sogar geradezu als schädlich abgewiesen. So nennt der Orden der Gesellschaft Jesu unter den Dingen, die für seine Angehörigen nicht vorhanden sein dürfen und die durchaus zu bekämpfen sind, auch das Gefühl der nationalen Sonderzugehörigkeit. Im Gegensatz dazu sind wir der Überzeugung, daß die Verkümmerung des nationalen Idealismus auch die sittliche Leistungsfähigkeit eines Volkes im ganzen schädigt. Damit soll nicht jenem

barbarischen und kulturfeindlichen Zerrbild des Volksbewußtseins, das überall dort sich einstellt, wo die nationale Idee aus dem Tempel flüchtete und statt ihrer die nationale Phrase einzog, ein Lob gesungen werden. Die Völker aber und die Menschen leben nun einmal in sittlicher Beziehung davon, wofür jeder einzelne zu sterben bereit ist, und wenn Volkstum und Vaterland im Kreise der Güter zurückgestellt werden, für die uns unser Gewissen die Pflicht zur Selbstaufopferung vorschreibt, so kann das nicht ohne Folgen für den nationalen Gedanken überhaupt bleiben.

Dazu kommt, daß der Katholizismus bei allen Völkern, auch beim deutschen, an eine über den Völkern stehende, außerdeutsche persönliche Gewalt gebunden ist. Der Papst freilich, sagen unsere katholischen Volksgenossen, mag er auch jenseits der Alpen wohnen und kein Deutscher sein, wird doch ohne Rücksicht auf seine menschliche Zugehörigkeit nur als das gemeinsame Oberhaupt der Kirche und als Statthalter Christi auf Erden verehrt. Das ist dem Gedanken nach richtig. In Wirklichkeit aber ist das Papsttum eine Würde, die seit Jahrhunderten nur innerhalb des romanischen, namentlich des italienischen Volkstums vergeben wird. Praktisch kann das nicht ohne Folgen für den deutschen Gedanken in der Welt bleiben. Der letzte deutsche Papst war der Niederländer Hadrian VI. (1522—1523). Seitdem ist also die päpstliche Würde eine Einrichtung, durch die ein Ausschuß der italienischen Bischöfe, unter einer monarchischen Spitze und mit Unterstützung hinzugewählter Vertreter der nichtitalienischen Katholiken, die Kirche regiert. Natürlich ist daneben noch eine Fülle anderer religiöser und politischer Ideen wirksam. So hoch man aber diese auch insgesamt einschätzen mag, so bleibt doch als Tatsache bestehen, daß in der Papstherrschaft der romanisch-italienische Einschlag gerade wegen

der inneren Gewalt einer jeder nationalen Idee, die sich auch dort geltend macht, wo man sie bewußtermaßen austreiben will, nicht nur beiläufig und gelegentlich mitwirkt, sondern kräftig und dauernd.

Das Bewußte ist hier ebenso von Bedeutung, wie das Unbewußte. Weil das Papsttum nur Italienern zugänglich ist, und weil kein Deutscher Papst wird, muß auch das päpstliche Regiment in der Kirche, wenn nicht im antideutschen, so doch im nichtdeutschen Sinne einen besonders gefärbten Charakter erhalten. Das haben wir unter dem letztverstorbenen Papste auch da gesehen, wo sich seine Bemühungen zugunsten der universalen päpstlichen Machtvollkommenheit gegen gewisse, uns erfreuliche, weil nationalpolitisch wirkende Besonderheiten innerhalb des deutschen Katholizismus richteten. Wir können unmöglich unsere Augen davor verschließen, daß die deutschen Katholiken in einem Konflikt zwischen ihrem Wunsche nach allgemein geistiger und deutsch-innerpolitischer Selbständigkeit und dem Bestreben Roms standen, diese Selbständigkeit auszulöschen. Nicht unmittelbar, aber mittelbar handelte es sich bei diesem Streit auch um den deutschen nationalen Gedanken.

Es ist also falsch, wenn man den Unterschied oder den Gegensatz zwischen Deutschen evangelischen und katholischen Bekenntnisses auf die Glaubenslehre im engern, unmittelbar religiösen Sinn beschränken und von hier aus die Einwirkung des Katholizismus auf das Maß von Hingabe bestreiten will, das dem einen und dem andern Teil als Ganzem gegenüber der deutschen Idee möglich ist. Es gibt keinen neutralen, sondern es gibt nur einen römischen Katholizismus; wo auch immer im Lauf der Jahrhunderte nicht-römisch gefärbte katholische Regungen aufgetaucht sind, vom byzantinischen Schisma bis zum Gallikanismus und Altkatholizismus, da sind sie von

der römischen Kirche, wo ihre Kraft ausreichte, mit Gewalt niedergeschlagen, und wo sie nicht ausreichte, abgestoßen worden. Die deutschen Katholiken sind also nicht nur Anhänger einer bestimmten Art, an göttliche und menschliche Dinge zu glauben, sondern sie sind auch Angehörige einer umfassenden geistlichen Organisation, die ihren Zentralsitz außerhalb Deutschlands hat, deren Verwaltung ganz überwiegend in nichtdeutschen Händen ist, an deren Spitze Deutsche überhaupt nicht mehr gelangen und deren geistiges Prinzip die Verneinung des Eigenwerts der nationalen Idee mit in sich schließt. Wenn man sich das alles vergegenwärtigt, so kann man nur darüber staunen, wieviel Widerstandskraft im nationalen Sinne unsere katholischen Volksgenossen solchen Einwirkungen gegenüber sich bewahrt haben. Aber es leuchtet auch ein, wie unmöglich die Behauptung ist, daß gar keine Einwirkung stattfände. Um nur ein ganz am äußeren Umkreis des Gedankens liegendes praktisches Beispiel heranzuziehen: welch einen verschiedenen Wert für den Aufstieg unsrer nationalen Idee hat der katholische und der evangelische geistliche Stand! Der katholische Klerus ist während einer bestimmten Periode der deutschen Geschichte der alleinige Träger der Kultur unter den Deutschen gewesen. Aber diese Zeit liegt weit zurück. Seit unsere Kultur sich von der Kirche befreit hat, haben Priesterzölibat und Ordenswesen Millionen und Abermillionen von Männern, die als einzelne für sich persönlich zu höherer Bildung und Schulung emporgestiegen waren, durch die erzwungene Ehelosigkeit dazu veranlaßt, für die Zukunft des Volkes unfruchtbar zu bleiben, denn an ihren Aufstieg konnte sich keine weitere Folge gehobener Geschlechter knüpfen. Wie groß ist demgegenüber die Bedeutung des evangelischen Pfarrhauses für die Erhebung der, in der Tiefe des Volkes verborgen enthaltenen geistig-sittlichen Tüchtigkeit an die führenden Stellen

gewesen! Auf der katholischen wie auf der evangelischen Seite ist das geistliche Studium dasjenige, durch das sich dem unbemittelten, aber begabten Sohn kleiner Leute am ehesten der Eintritt in die gebildete Oberschicht des Volkes ermöglicht. Während aber beim katholischen Priester dieser Anfang des Aufsteigens zugleich das Ende des Vorganges bildet, brauchen wir nur an all die Namen führender geistiger Größen der deutschen Nation zu erinnern, deren Träger in evangelischen Pfarrhäusern geboren oder in weiterer Folge Pfarrersnachkommen gewesen sind.

Wir fassen also die Bedeutung der Tatsache, daß fast die Hälfte der Deutschen in und um Deutschland dem Katholizismus angehört, zusammen und sagen: die aus der katholischen Grundanschauung und der Herrschaft der römischen Kurie folgenden Wirkungen tragen in einer dem einzelnen Katholiken kaum bewußten, meistens durch den natürlichen Trieb des nationalen Empfindens auch glücklich abgewehrten, aber trotzdem durch die unendliche Summierung der Fälle wirksamen Weise dazu bei, daß auf der katholischen Seite unseres Volkes die Gesamtleistung für den Fortschritt der deutschen Idee verhältnismäßig geringer ausfallen muß, als auf der evangelischen. Der Katholizismus wirkt im ganzen als Hemmung dagegen, daß die natürliche Bereitschaft des Menschen zur Betätigung nach der idealen Seite hin sich im gegebenen Falle der scharfen Ausprägung des nationalen Ideals zuwendet. Er mag dafür andere an sich wertvolle Kräfte lebendig machen, aber diese führen dann in eine andere Richtung, als in die nationale.

Bei all dem sind wir noch gar nicht auf die Schäden eingegangen, die aus der religiösen Zerspaltenheit des Deutschtums insofern hervorgegangen sind, als die Verschiedenheit des Bekenntnisses feindliche Gegensätze zwischen den

Bekennern selbst erzeugte und noch erzeugt. Ist es nötig, an den Dreißigjährigen Krieg zu erinnern und an die Schwächung, die Deutschland durch den gegenseitigen Kräfteverbrauch von Protestanten und Katholiken auch ohne den bewaffneten Kampf der Parteien bis heute erleidet, und an alle Folgen, die aus der Umsetzung der religiösen Meinungsverschiedenheit in politische Reibungswiderstände für unseren Fortschritt im ganzen entstehen? Wer die katholische Polemik gegen den Protestantismus kennt, begegnet in ihr allerdings der umgekehrten Schlußfolgerung, wonach nicht die Katholiken, sondern die Protestanten dadurch, daß sie die Urheber der großen Religionstrennung im 16. Jahrhundert gewesen seien, auch mit der Verantwortung für alle daraus entstandenen Schäden belastet erscheinen. Diese Behauptung ist schon aus dem Grunde nicht haltbar, weil die Reformation ursprünglich nichts anderes war, als eine Folgeerscheinung innerhalb der katholischen Kirche, hervorgerufen durch den immer stärker anwachsenden innern Widerstand bei den Katholiken germanischen Stammes gegenüber dem römisch-fremdländischen Element im katholischen Kirchentum. Dieses trug in erster Linie die Schuld an den Auswüchsen, die zur Spaltung führten. Der Protestantismus als kirchentrennende und kirchenbildende Macht hat den großen geistigen Scheidungsprozeß, in dem das Mittelalter zur Neuzeit sich wandelte, lange nicht erschöpft oder beendet, sondern er ist nur ein Stück in der Entwicklung des Gesamtgeistes unserer Rasse von der Gebundenheit unter die Autorität des Dogmas zur Gebundenheit unter die Autorität des urteilenden Gewissens. Bei diesem mit der Notwendigkeit eines Naturprozesses eintretenden Vorgang haben die Germanen, und unter ihnen wieder die Deutschen, die Führung übernommen; unser Unglück war nur, daß der Riß nicht glatt zwischen

Germanen und Romanen, sondern mitten durch das Deutschtum hindurchging.

Wir haben die äußere Verstümmelung und die religiöse Spaltung des Deutschtums als die beiden schweren Schäden aufgezeigt, durch die wir den andern großen Völkern gegenüber bei der Aufgabe beeinträchtigt werden, unsere nationale Idee zu entfalten und durchzusetzen — denn auch kirchlich religiös erscheinen die Engländer, die Franzosen, die Russen, die Italiener, und ebenso jenseits des Ozeans die Amerikaner, uns gegenüber durch ihre größere Einheit weit im Vorteil. Könnten wir es ihnen in bezug auf jene Grundvoraussetzungen für die Entwicklung nationaler Volkskraft annähernd gleichtun, so würde unsere Wagschale im Verhältnis zu der der andern sich plötzlich zu unseren Gunsten senken.

Immer noch sind wir aber nicht am Ende in der Aufzählung der Dinge, die uns zur Schwäche und darum indirekt den andern zur Stärke ausschlagen. Jedes Volk ist im Verhältnis zu seinen Mitbewerbern mit seinem schließlichen Erfolge innerhalb der Geschichte davon abhängig, wann und unter welchen Umständen es zuerst dazu gelangt ist, seine volle Kraft nach außen hin zu sammeln, und in welchem Maße bei ihm innere Krisen kraftverzehrend wirkten. Wie verwüstend in dieser letzteren Beziehung die Religionsstreitigkeiten der Deutschen gewesen sind, wurde schon erwähnt. Noch schwerer sind wir durch die übermäßig lange Dauer des nationalen Einigungsvorganges im Vergleich zu unsern Nachbarn geschädigt. Nur die Italiener, die noch den vollen Beweis dafür zu erbringen haben, daß sie unter die großen Völker der Gegenwart gehören, haben erst mit uns zusammen, aber gründlicher als wir, das Ziel der politischen Einigung ihrer Kräfte erreicht. England, Frankreich, Rußland sind uns weit

voraus. Auch wenn man Rußland aus diesem Vergleich ausscheidet, so bleibt doch das Beispiel der Engländer und Franzosen übrig, damit wir daran lernen, welche niederdrückende Last jener große Fehler unseres Gesamtcharakters als Volk, die Sucht zur Zersplitterung, uns von der Vergangenheit her für die vorwärtsstrebende Gegenwart aufgebürdet hat.

Allerdings dürfen wir dabei nicht das heutige französische und das heutige deutsche Volk gegeneinander halten, denn Frankreich erhielt sich durch seinen alten Reichtum, durch die Fülle der Talente, die ihm die Demokratisierung seines politischen Lebens lieferte, und durch die nationale Energiequelle der Niederlage von 1870/71 bis jetzt noch auf einer Höhe, die es nicht behauptet hätte, wenn auch nur einer jener drei Faktoren fehlte. Die Wurzeln seiner Kraft hat das französische Volk aber selbst vergiftet, als es beschloß, kinderarm zu sein. Von da an, wo seine natürliche Volksvermehrung aufhörte, zehrte Frankreich von seinem Kapital. Was die Franzosen treiben, ist moralische Anleihewirtschaft der gefährlichsten Art. Sie borgen und borgen bei dem Fonds an inneren Vermögenswerten, den ihnen ihre geschichtliche Vergangenheit hinterlassen hat, aber weil ihnen nicht genug Kinder zuwachsen, kann die Verwendung jener Anleihebeträge nicht als Anlage in werbenden Werten, sondern nur als Vermögensverzehrung ohne Ersatz betrachtet werden. Wenn jemand von unserer älteren Generation, der 1870/71 als Soldat in Frankreich war, die Städte heute wiedersieht, die er damals betrat, so erschüttert ihn unwillkürlich das Bild des Stillstandes, das seinem Auge sich darbietet: dieselben Häuser, Straßen und Plätze, derselbe Umfang des Weichbildes jetzt wie fast vor einem halben Jahrhundert! Wir in Deutschland mit der gewaltigen Zunahme unserer großen und mittleren Städte, mit der reißenden Ent-

wicklung unseres Verkehrswesens, mit dem Anschwellen unserer Produktion an Gütern und Menschen, können uns so etwas kaum noch vorstellen. Das ist das äußere Bild des Anhaltens auf dem Wege der nationalen Entwicklung; im Innern aber geht das Doppelgespenst des französischen Hauses um: die Furcht vor dem Kinde und die verderbliche Lebensversicherung, die dem normalen Nachkommenpaar mit der Rente des Elternpaares in die Wiege gelegt wird. Dadurch erwächst von Jugend auf im französischen Volk jene saft- und kraftlose Lebensauffassung, die den idealen Daseinsinhalt für den einzelnen darin erblickt, daß ihm der Kampf ums Dasein erspart bleibe. Diese moralische Folge des Zweikindersystems ist noch schlimmer, als der bloß zahlenmäßige Stillstand der Bevölkerung.

Auf der Höhe ihrer Kraftleistung sind die Franzosen während der zwei Jahrhunderte von Ludwig XIII. bis zu Napoleon I. gewesen, und diese Periode der französischen Geschichte müssen wir gegen unser damaliges Elend halten, um die Überlegenheit zu würdigen, die aus der 300 Jahre vor uns erfolgten staatlichen Einigung Frankreichs floß. Nachdem diese geschehen war, stieg die französische Macht auf dem Festlande von Europa beinahe dauernd. Frankreich stand nach allen natürlichen Voraussetzungen für die Entfaltung politischer Stärke weit an der Spitze der romanischen Völker, und es konnte den ersten Platz in Europa erringen, weil das an sich schon damals stärkere deutsche Volk staatlich zersplittert und bald genug auch konfessionell zerrissen war. Hätte Deutschland gleichen Schritts mit Frankreich die Einigung erreicht, so wäre damit Jahrhunderte früher im Herzen Europas ein politisch-nationaler Körper von solchem Schwergewicht und solcher Anziehungskraft entstanden, daß die Vorherrschaft Frankreichs und der französischen Kultur sich nie

hätte verwirklichen können. Diesen unermeßlichen Vorsprung der Franzosen haben wir voll zu kosten bekommen: durch kriegerischen Druck und durch die Überschwemmung unseres Kulturlebens mit dem französischen Schaum des 18. Jahrhunderts, während das deutsche Wesen damals fast als Barbarei erachtet wurde. Durch ein Geschick, dessen innerer Ursprung für uns trotz aller vorgebrachten Erklärungen noch zu den Rätseln im Werden und Vergehen der Völker gehört, scheinen die Franzosen jetzt aus der Zahl der Weltnationen ausscheiden zu sollen, und man kann daher vielleicht sagen, daß die Geschichte selbst unter das, was sie kraft ihres früheren Vorsprungs uns haben antun dürfen, einen Strich gezogen hat.

Vergleichen wir unser Schicksal als Gesamtnation mit dem der Franzosen und Engländer, so sehen wir, wie die Entwicklung des Deutschtums und mit ihm die deutsche Idee hätten fortschreiten können, wenn wir ebenso früh zur nationalen Geschlossenheit gelangt wären, wie unsere Vettern. Das kommt nach zwei prinzipiell verschiedenen, einander aber sehr nahe bedingenden Seiten hin zum Ausdruck. Die eine Seite ist die materielle. England hat seine Industrie, seinen Handel, seinen Reichtum, seine Kolonien, sein ganzes Weltreich mit all den Klammern, die es zusammenhalten, gründen können, während wir auf jedem einzelnen dieser Lebensgebiete in vollkommener Ohnmacht und im Verfall dahinlebten. Deutschland gehörte früher einmal schon zu den wohlhabendsten und gewerbemächtigsten Ländern Europas; vielleicht war es um die Mitte des 16. Jahrhunderts, wenn man nicht allein auf den baren Kapitalumlauf, sondern auf die Gesamtheit des Volksvermögens sieht, das reichste. Ganz ohne Zweifel stand es in industrieller Beziehung an der Spitze der damaligen Kulturwelt. Ein Jahrhundert später war das alles gestürzt

und in sein Gegenteil verkehrt — gerade zu der Zeit, als England den ersten Aufstieg zu seiner heute erreichten Höhe begann. Wären wir politisch ein einiges Volk geworden, statt uns bis zur Hoffnungslosigkeit zu zerreißen und zu zerstückeln, so wäre es auch für uns ein leichtes gewesen, mit den Engländern Schritt zu halten.

Am Ausgang der ersten napoleonischen Ära liegt Deutschland völlig verarmt da. Kaum daß hier und da ein deutsches Schiff die Flagge eines deutschen Landes, dürftig und fast unbekannt, an entfernteren Gestaden zeigt. Hier und da gibt es bescheidene Ansätze einer Industrie, aber sie sind winzig gegenüber dem Gewerbe Englands, selbst Frankreichs. Kapital ist in deutschen Landen so gut wie nirgends vorhanden. Wo auch der Deutsche jenseits des Meeres hinkommen mag — nirgends begegnet ihm Achtung, höchstens herablassendes Wohlwollen gegen den armen Verwandten und kräftige Ausnützung seiner durch keinerlei Selbstbewußtsein geadelten Fähigkeiten. Es ist die Zeit, wo jenes Wort vom Deutschen als vom „Kulturdünger" in Geltung tritt. Und bei all dieser Kläglichkeit unserer äußeren Verhältnisse gab es schon damals kein zweites Volk in ganz Europa, das den Deutschen an Zahl gleichgekommen wäre! Wir besaßen vermutlich mehr Menschen als die Russen, mehr als die Franzosen, viel mehr als die Engländer. Trotzdem standen wir an politischem Können, an ökonomischer Entwicklung oder auf beiden Gebieten zugleich hinter jenen zurück. Welche gewaltigen materiellen Kräfte in wirtschaftlicher Beziehung durch den politischen Einigungsvorgang selbst nur des größeren Teils der Deutschen entbunden worden sind, das lehrt uns unsere Industrie- und Handelsgeschichte seit der Gründung des Reichs. Niemand aber wird behaupten wollen, daß wir dadurch ein anderes Volk geworden sind. Wir sind nach unserer nationalen Begabung

dieselben Deutschen geblieben, die wir im 18. und die wir im 19. Jahrhundert waren, aber das beweist, mit wie furchtbarem Erfolge wir in der Zwischenzeit gegen uns selbst gewütet haben.

Nun haben wir in einem Menschenalter Fortschritte gemacht, die nach außen hin den Glauben erwecken müssen, daß ein Jahrzehnt für uns hinreicht, um den Verlust eines Jahrhunderts wettzumachen — aber wird uns dabei nicht bange, wenn wir den schwindelnd steil in die Höhe schießenden, nur auf dem schmalen Grunde des europäischen Deutschlands ruhenden Bau der deutschen Volkswirtschaft von heute mit der so viel breiteren und tieferen Verankerung des angelsächsischen Lebens über Weltmeere und Kontinente hin vergleichen? Hier lauert der Abgrund, in den unsere neue Größe wieder hinabgeschleudert werden kann, wenn wir sie nicht durch Pfeiler aus besserem Stoff als Eisen und Gold stützen. Damit aber sind wir bei der nicht ernst und nicht schwer genug zu nehmenden Tatsache angelangt, daß es keineswegs nur jene äußeren Dinge sind, Kapitalreichtum, Kolonialbesitz, Seeherrschaft, industrieller Hochstand u. dgl., auf denen die Weltmacht des Angelsachsentums beruht, sondern daß diesen wägbaren und zählbaren Größen auch ein Erwerb an Charaktereigenschaften, an innerem Wachstum und Reichtum der angelsächsischen Idee entspricht, der jenem Volk mit den Fähigkeiten auch ein Recht gab, nach der Weltherrschaft zu greifen.

Daraus entsteht für uns die Frage, ob sich nicht während der Zeit, die wir den Angelsachsen gaben, uns zu überholen, dem deutschen Sinn gewisse Folgeerscheinungen unseres wirtschaftlichen und politischen Kümmerdaseins eingeprägt haben und mit alten nationalen Fehlern Verbindungen eingegangen sind, die eine Gefahr für die Zukunft des deutschen Gedankens bedeuten? Zu der dreifachen äußeren Belastung,

die uns drückt: nicht voll zustande gekommene nationale Einigung, religiöse Spaltung, Verspätung unseres Eintritts unter die aktiven Weltvölker — tritt also als viertes Stück auf der Debetseite in der Bilanz unseres Volkstums die Summe der Hemmungen, die sich dem Fortschritt der deutschen Idee infolge der inneren Mängel unseres Wesens entgegenstellen: Mängel, die, wie wir bereits angedeutet haben, zum Teil angeboren, zum Teil aber erst während der Periode unseres nationalen Niederganges erworben sind. Die Untersuchung dieser Frage soll uns im folgenden Kapitel beschäftigen.

ZWEITES KAPITEL

Hemmungen von innen her

Für die Völker wie für die einzelnen Menschen gilt gleichmäßig die Erfahrung, daß der nutzbare Wert der ihnen zu Gebote stehenden Kräfte nicht gleich ist der zusammengezählten Wirkung der einzelnen Fähigkeiten, sondern bloß gleich dem Überschuß der positiven über die negativen Größen. Wie Napoleon I. seine Beurteilung der Menschen in das Wort zusammenfaßte: um den Wert eines Mannes festzustellen, müsse man erst seine Eitelkeit von seiner Begabung subtrahieren, und nur mit dem, was übrig bleibt, dürfe gerechnet werden, so steht es auch mit den Nationen. Das geschichtliche Schicksal, das sie erleben, und die teils von dorther bedingte, teils an sich vorhandene Eigentümlichkeit ihres Charakters bilden Kräfte und Gegenkräfte in ihnen aus, und je nachdem, wieviel Kraft mit sittlich bejahendem Vorzeichen dazu verbraucht wird, um die Faktoren auszugleichen, die mit dem verneinenden behaftet sind, bleibt ein großer oder ein kleiner Rest zur Arbeit an der nationalen Idee übrig.

Unter uns Deutschen hat sich als die stärkste der negativen, auf die Zerstörung des Volksgedankens hinwirkenden Gewalten im staatlichen wie im sozialen Leben der Mangel an Gefühl für große und gemeinsame Dinge er-

wiesen. Wir sind unvermögend, der Lockung des politischen und gesellschaftlichen Sonderinteresses standzuhalten. Positiv ausgedrückt: es ist der übermächtige Trieb, die Besonderheit — sei es des Einzelnen, sei es des Stammes oder irgendeiner anderen Gruppe innerhalb des ganzen Volkstums — zur Geltung zu bringen, der verwüstend unter den Deutschen gewirkt hat, solange es eine deutsche Geschichte gibt.

Woher solche Veranlagungen bei den Völkern stammen, ist eine schwer zu entscheidende Frage; daß sie aber vorhanden sind, lehrt uns die Erfahrung in der Geschichte. Man hilft sich dann meistens damit, daß man von „Instinkt" spricht. Erklärt ist hierdurch nichts, aber wir nehmen das Wort auf, weil es eine Erfahrungstatsache auf allgemein verstandene Weise bezeichnet und ohne weiteres auch für die Charakteristik des Volksbewußtseins gebraucht werden kann. Es liegt also in der Mangelhaftigkeit des Gemeinschaftsgefühls bei den Deutschen ein ursprünglicher Fehler oder eine Beschränktheit ihres nationalen Instinkts vor, wodurch die Entwicklungsfähigkeit des deutschen Volksgedankens von vornherein mit einer bestimmten Schwäche behaftet erscheint. Ihre verderbliche Wirksamkeit offenbart sich von Beginn der deutschen Geschichte an.

Die ersten, durch die wir etwas Unmittelbares über unsere Vorfahren hören, sind die Römer. Ihnen verdanken wir die erste Charakteristik der Germanen, und schon damals, als es noch nichts Unnatürliches war, daß das politische Leben allein in den einzelnen Stämmen pulsierte, erkannten sie die innere Einheit des ganzen germanischen Volkstums. Das zeigt uns die berühmte Stelle bei Tacitus: So möge ihnen denn, ich flehe darum, wenn nicht die Liebe zu uns, dann doch um so sicherer der Haß untereinander verbleiben, weil, sobald Not das Im-

perium bedrängt, das Schicksal ihm Größeres nicht zu gewähren vermag, als die Zwietracht des Gegners! Diese prophetischen Worte des Römers verkünden nicht nur das Schicksal Roms durch die Germanen, sondern auch das Schicksal der Deutschen durch sich selbst. Daß in Wirklichkeit schon zur Zeit Hermanns des Cheruskers die Stämme der Deutschen sich als ein Volk hätten fühlen und begreifen sollen, so, wie sie von der römischen Kulturwelt aus betrachtet erschienen, das war nicht möglich. Die starke Gesondertheit der alten germanischen Völkerschaften setzte sich aber auch in die eigentlich deutsche Geschichte hinein fort, und jeder einzelne von den Stämmen, die das deutsche Königtum seit Ludwig dem Deutschen umfaßte, fühlte sich im Grunde allein für sich schon als die höchste der zu erstrebenden politischen Einheiten. Nur widerwillig war man bereit, sich mit den anderen durch ein zusammenzwingendes Band zum Ganzen vereinigen zu lassen, und kein Teil wollte für diesen Zweck von der Willkürlichkeit seiner Selbstbestimmung etwas opfern. Nie hätten die deutschen Stammesherzöge und später jeder einzelne Territorialfürst so erfolgreich gegen die Idee des deutschen Einheitsstaats ankämpfen können, wenn die Fürsten nicht Träger des tief in den Stämmen, ja in den Unterabteilungen und Splittern der Stämme wurzelnden Dranges gewesen wären, der am meisten in der erkämpften Absonderung und im Sieg über den Zwang zur Einheit Befriedigung seines Selbstgefühls suchte. Von der furchtbar zerstörenden Sprengkraft dieses dem Deutschen eingepflanzten Triebes sind die Heldengeschichte wie das Leidensschicksal der deutschen Nation ein zusammenhängendes Zeugnis, und wenn wir uns von der Vergangenheit zur Gegenwart wenden, so gewahren wir, daß jener Wille zur gruppenweisen Absonderung sich nicht verloren, sondern nur seine Wirkungsweise geändert hat. Das Parteigetriebe des mo-

dernen Deutschland, die soziale Zerklüftung der Nation, das echt deutsche Stände- und Kastenwesen: sie sind jetzt das Feld, auf dem er wirkt, und wo sein Wirken einen großen Teil unserer Volkskraft in ziellosem Hader und unfruchtbarer Reibung zunichte macht.

Die Völker um uns — warum waren sie zeitweilig die Stärkeren, obwohl sie alle weniger zahlreich waren und manche unter ihnen auch weniger begabt sind, als wir? Nur darum, weil sie in höherem Grade als wir die Fähigkeit besaßen, das Trennende hinter dem Einigenden zurückzustellen. Darin liegt alle Kunst politischer Kraftentwicklung beschlossen. Summieren wir nun dagegen die Schäden und Nachteile, die aus jener Naturveranlagung der Deutschen für sie entsprungen sind, mit den inneren Wirkungen des Niederganges unserer Kultur, unseres Reichtums, unserer Bildung, unseres Selbstgefühls während der Periode vom Beginn der Religionskriege bis zur Wiederaufrichtung des Reichs! Wie konnte es da anders kommen, als daß sich die Kraftfülle, die immer noch in der alten deutschen Zerrissenheit steckte, ins Verzerrte wandelte, das Heroische in das Groteske, das Triebhaft-Natürliche ins Lächerliche?

Unter den Verunstaltungen des nationalen Selbstbewußtseins, die sich aus dem Zusammenwirken dieser Einflüsse ergeben haben, leiden wir heute, und das Leiden ist gefährlicher, als die meisten unter uns ahnen. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß trotz der vielen und großen Worte, die heutzutage unter uns über das Deutschtum, sein Recht und seine Würde gemacht werden, das gewöhnliche Selbstgefühl, dessen der Deutsche fähig ist, sich zuerst auf die Zugehörigkeit zu seiner Klasse oder Kaste, zu seinem Stand oder Beruf, kurz zu irgendeiner Gruppe innerhalb der Volksgesamtheit bezieht, und danach erst auf die natio-

nale Idee ihrem wahren Gehalte nach. Daran ändert das Dröhnen der „nationalen“ Phraseologie bei offiziell-patriotischen oder sonstigen Gelegenheiten nichts. Solange ein Deutscher den andern darum als etwas Geringeres ansieht, weil jener einen minderen Titel hat, als Student nicht irgendein buntes Band trug, keine Qualifikationen besitzt, kann allem nationalen Reden nur ein sehr bedingter Wert beigemessen werden. Ein Nationalgefühl, das die Angehörigen des eigenen Volkes nach Wertklassen sondert, entbehrt der vollen Aufrichtigkeit.

Natürlich wird es keinem Vernünftigen einfallen, von jedem einzelnen Deutschen zu behaupten, daß er diesen Fehler deutlich ausgeprägt an sich trage. Ebensowenig aber läßt sich ehrlicherweise bestreiten, daß die Hinneigung zu ihm eine Durchschnittseigenschaft der Deutschen ist, und zwar wird die Tendenz dazu um so bestimmter, je höher die soziale Schicht ist. Das Aufsteigen von unten nach oben bedingt meistens, wenn nicht schon in der ersten, so doch in der zweiten Generation die geistige Einkapselung in irgendeins der Sonderfächer, in die sich die mittleren und oberen Stände bei uns zerlegen. Die Zahl derer, bei denen die volkssittliche Seite der Persönlichkeit so kräftig entwickelt ist, daß ihnen jedes Fach zu eng erscheint, ist leider nur klein; bei den meisten reicht der Horizont des Gruppenbewußtseins so nahe an die vorhandene Gesamtweite des Gesichtskreises heran, daß die darüber sich weitende Größe eines allgemein nationalen Selbstbewußtseins fast nur noch in der Einbildung vorhanden ist. Dementsprechend scheinen den Angehörigen jeder Gruppe ihre beschränkten Sonderinteressen wichtiger und größer zu sein, als die nationale Idee, und wenn sich jemand über das Verhältnis dieser beiden Faktoren überhaupt grundsätzliche Gedanken macht, so reichen sie gewöhnlich nicht weiter, als bis

zu der oberflächlichen Selbsttäuschung, dem wahren Interesse des Vaterlandes könne nicht besser gedient werden, als durch die vollkommene Hingabe an den allein seligmachenden Parteiklüngel.

Vielleicht wird jemand, der sich durch diese Charakterisierung beschwert fühlt, dagegen fragen: steht denn das alles bei andern Völkern um so viel besser, daß es solcher Bußpredigt über den politischen Charakter der Deutschen bedarf? Wer nicht scharf hinsieht, könnte allerdings meinen, anderwärts seien die Zustände eher noch schlechter, als bei uns Deutschen. Zum Teil sind sie es auch, aber den sozialen Mißständen, die zum Beispiel in Frankreich, Rußland oder England herrschen, ist lange nicht in so ausgeprägter Weise wie bei uns ein besonders gefährlicher Zug eigentümlich: jene *Nichtachtung des Volksgenossen darum, weil er zu einer Kaste von geringerer Ausschließlichkeit gehört.* Diese Sinnesart, die bei uns nicht im Abnehmen begriffen ist, sondern sich verschärft und vermehrt, zerstört innerhalb der Nation das einheitliche Bewußtsein, daß alle Schichten miteinander zum Dienst am Volksgedanken verpflichtet und verbunden sind. Solche Art von Schrumpfung des moralischen Gewissens gegenüber den Geboten der nationalen Idee ist auch eine Folge der drei Jahrhunderte nationalen Kümmerdaseins, das wir durchgemacht haben. In dieser Zeit konnten die krankhaften Triebe unseres Volkscharakters nicht den Weg nach außen finden, und daher wirkten sie um so verderblicher nach innen.

Die Franzosen haben während der Zeit ihres absolutistischen Königtums ein Auseinanderfallen des Volks in eine schmale Oberschicht, die sich höheren Rechts dünkte, und in eine Masse mit gemindertem nationalen und sozialen Recht, aus der es selten ein Aufsteigen gab, erlebt. Die Folge davon, daß oben

das Gefühl der Einheit und Verantwortlichkeit nach unten hin fehlte, war die Revolution. Jene Fragestellung des Abbé Sieyès: Was bedeutet heute der dritte Stand? nichts; was ist der dritte Stand? alles, denn er ist die Nation; — sie drückte im Sinne des Volks das Revolutionsproblem in seiner vollen Schärfe aus, und sie blieb der innere Leitgedanke der ganzen Umwälzung, durch die sich das französische Volk von den unerträglich gewordenen Zuständen befreite. Die Revolution hat Frankreich aber den inneren Zusammenhang seiner historischen Entwicklung gekostet. Seitdem die entrechteten Massen in so furchtbaren Gewaltakten nach oben hin durchbrachen, hat die Nation ihre innerpolitische Gleichgewichtslage noch nicht wiederfinden können. Es scheint, als ob sie nicht fähig ist, innerhalb der in der Revolution errungenen demokratisch-republikanischen Staatsform das Autoritätsprinzip zu verwirklichen, das jede Regierung gegenüber den anarchischen Trieben aus der Tiefe geltend machen muß. Die sozialen Zersetzungsvorgänge in Frankreich sind daher weniger der Ausfluß von Krankheit im Staatskörper, als die Folge schlechten politischen Regiments.

Auch in dem heutigen Rußland gähnt eine Kluft, die das Volk in zwei kulturell kaum in Verbindung stehende Schichten trennt: die Bauern und die Gebildeten. Von diesen hat man gesagt, daß sie die Kultur tragen, von jenen, daß sie sie ertragen, ohne in Lebensgemeinschaft mit ihr zu treten. Daß hier einer der verhängnisvollsten Gründe der staatlichen und moralischen Schwäche Rußlands liegt, ist sicher, und ebenso bedarf es keiner besonderen Beweise für die barbarische Brutalität, die den sozialen Zuständen Rußlands, den Beziehungen zwischen hoch und niedrig, Mächtigen und Gedrückten oft eigen ist. Trotzdem ist das Verhältnis zwischen den Angehörigen der verschiedenen Stände, einschließlich des Bauerntums, ein natür-

licheres als bei uns, denn es ist so gut wie frei von dem entsittlichenden Fehler der gesellschaftlichen Ausschließlichkeit, die ihrer Wirkung nach die Einheit des nationalen Gedankens verneint.

Was endlich die Engländer betrifft, so gleicht ihnen sicher kein Volk an praktischem Verständnis dafür, daß Politik und Wirtschaft eins wie das andere auf einer gesunden Ordnung des Verhältnisses von Führenden und Geführten beruhen. Aber nie könnte innerhalb des englischen Wesens bei allem Gefühl für die Natur sozialer Unterschiede das deutsche System der nationalen Wertklassen zur Herrschaft gelangen.

All dem gegenüber könnte jemand sagen, daß sich gerade in Deutschland das Gefühl einer sozialen Verantwortung der Regierenden für die Regierten am ehesten geregt und am großartigsten bestätigt hat: in unserer Gesetzgebung für die Alten, Kranken und Invaliden. Trotzdem sehen wir, daß bei uns die innere Schärfe der Klassenfeindschaft doch größer ist als anderswo. Nirgends in der Welt ist das Gefühl der sozialen Geschiedenheit imstande gewesen, so weit zum Siege über die nationale Idee zu gelangen, wie beim deutschen Sozialismus. Theoretisch soll zwar die Sozialdemokratie aller Völker international gesonnen sein und die Beschränktheit des besonderen Vaterlands- und Volksbewußtseins nach Möglichkeit abstreifen; wirklich am Boden aber lag bis zu dem großen Kriegserlebnis der Glaube an die nationale Idee wohl nur bei den deutschen Sozialdemokraten. Woher kam das? Etwa nur daher, daß auch unsere Sozialdemokratie Geist vom deutschen Geist hat, dem die Sondergruppe mehr wert ist als die Nation? Nein, auch daher und hauptsächlich daher, weil bei uns das Kastenideal der oberen Schichten in das Ringen der unteren um ihre Befreiung als Gegenwirkung jenen Zug tödlicher Feind-

schaft von Klasse zu Klasse hineingebracht hatte, den anderwärts nur der wilde, in Wirklichkeit gesetz- und vaterlandslose Anarchismus, der entartete Bodensatz der Völker, an sich trug.

Wir haben behauptet, daß die innere Scheidung zwischen den Ständen bei uns im Zunehmen begriffen sei. Wer das bestreiten will, möge sich die Frage in der andern Form vorlegen: wächst oder mindert sich das Verständnis der oberen Schichten für die Denkweise, für die Bedürfnisse und für die allgemeine Lage in der Masse des Volkes? Darauf kann die Antwort niemandem zweifelhaft sein, der sich um diese Dinge je Mühe gegeben hat. Die einen sagen aber zur Erklärung: die weltfremde klassische Bildung auf unseren höheren Schulen ist schuld daran; in England und Amerika, wo ein natürlicheres Bildungssystem besteht, verstehen sich die Volksklassen auch besser. Das ist darum verkehrt gesagt, weil bei unsern Großeltern und Urgroßeltern der klassische Stoff im Verhältnis zu den übrigen Fächern einen noch viel größeren Raum im Betriebe des Unterrichts einnahm, als jetzt, wo alle möglichen „Realien" hinzugekommen sind. Von anderer Seite wiederum heißt es: die Entwicklung der modernen Verkehrsmittel hat das Volk entwurzelt! Die Unterschicht ist in eine flutende Bewegung geraten, von der Scholle hinweg in die großen Städte, und die Führer und Unternehmer, das Beamtentum, die Industriellen, die freien Berufe, Kaufleute und Techniker — alles wirbelt durcheinander; jedermann kann seinen Betrieb, seine Praxis mit Leichtigkeit dorthin verlegen, dort aufnehmen, wohin ihn Absicht oder Zufall treiben. Früher, als die jetzige Leichtigkeit, den Ort zu verändern, nicht bestand, blieben die Leute mehr beieinander, jeder am Ort seiner Väter und ein Stand in Fühlung mit dem andern, weil jeder auf dem heimatlichen Boden gewachsen war. Jetzt aber schleudert die Eisenbahn Leute vom einen Ende des Reiches irgendwo an

anderen heraus; sie beginnen ihr Gewerbe oder treten ihr Amt an, wo keinerlei Vertrautheit zwischen dem ansässigen und dem zugewanderten Teil besteht. Aus den Landbezirken des Ostens strömen die Massen in die Industriewelt des Westens. Fabriken, Banken, Kaufgeschäfte werden an tausend Stellen im Lande von wenigen Mittelpunkten aus mit Telegraph und Telephon regiert; ortsfremde Menschen stehen an der Spitze der Filialbetriebe; statt lebendiger Persönlichkeiten reißen Aktiengesellschaften immer mehr die Führung des Wirtschaftslebens an sich, und die entwurzelnden Einflüsse des modernen Zeitungswesens tun das Letzte, um der Bodenständigkeit des Volks ein Ende zu bereiten! Woher soll da noch Fühlung und Verständnis zwischen den Ständen kommen?

Man kann einiges von diesen Klagen gelten lassen — aber sie im ganzen für berechtigt erklären, hieße zugeben, daß von allen Völkern gerade das unserige innerlich den Anforderungen einer neuen Kulturepoche nicht gewachsen gewesen sei. Warum hat denn das Eisenbahn- und Maschinenzeitalter die früher in mehr als einer Beziehung wenig erfreulichen inneren Zustände in England, volkssittlich betrachtet, nicht schlechter, sondern besser gemacht? Nicht nur die materielle Lage des englischen Arbeiters, sondern auch sein tätiges Verständnis für die nationale Idee hat sich gehoben, und ebenso hat, infolge der Verbreiterung der politischen Grundlagen der englischen Verfassung, durch die ganze Nation ein starkes Wachstum der Hingabe an den einheitlichen Staats- und Volksgedanken stattgefunden. Dabei ist die Umwandlung der englischen Kulturzustände im Vergleich zum eisenbahnlosen Zeitalter Großbritanniens heute sicher noch größer, als sie bisher in Deutschland gewesen ist. Nicht also den Wechsel der Zeit darf man anklagen, sondern nur die mangelnde Fähigkeit eines Volks, durch Anspannung seiner moralischen Tat-

kraft die Lockerung der altgewohnten Verhältnisse gefahrlos für sein Leben zu machen. Sicher ist es für die oberen Stände jetzt schwieriger, als es früher war, innerlich in lebendiger Berührung mit dem Volkstum zu bleiben. Aber es ist schlimm, wenn diese Schwierigkeiten Folgen zeitigen, wie wir sie vor Augen haben. Wir sehen, daß innerhalb der sogenannten regierenden Schichten, d. h. derjenigen Stände, aus denen sich das politische Beamtentum und die soziale Führerklasse des Volks ergänzen, eine Lebensanschauung herrschend wird, die mit mehr oder weniger offenem Eingeständnis den Erfolg zum Maßstabe der Dinge macht. Im Sinne dieser Menschen bedeutet aber Erfolg im wesentlichen den Eintritt in die Welt der sozial Bevorrechteten. Die glückliche Selbstbehauptung in ihr und das Aufsteigen zu höheren Stufen von Ansehen, Einkommen und Einfluß sind das Entscheidende. Diesem Ziele gegenüber erscheint das Volk nicht mehr als der Urboden, in dem jede Einzelexistenz wurzelt und aus dem sie ihre Kraft empfängt, sondern es wird einfach als Betätigungsobjekt für das kühle Strebertum behandelt, das jene Lebenskreise erfüllt und beherrscht. Nicht nur das Empfinden, sondern auch das Denken gerät in Abhängigkeit von dem äußeren Erfolg. Die Arbeit, die jedermann darauf verwendet, auf der gesellschaftlichen Stufenleiter an einen möglichst hohen Platz zu kommen und aus weniger exklusiven in immer sorgfältiger eingezäunte Kreise zu gelangen, verliert die innere Beziehung zur gemeinsamen Haftpflicht aller Volksangehörigen gegenüber der nationalen Idee. Ein häßlicher Schematismus des Urteilens stellt sich ein; das Prinzip der sittlichen Unabhängigkeit eines jeden denkenden Einzelwesens geht zugrunde in der gedankenlosen Einschläferung durch das Standes- und Klassenurteil.

Unter solchen Verhältnissen muß notwendig eine fortschreitende negative Auslese der selbständigen Persönlichkeiten

an allen den Stellen vor sich gehen, wo es der Anpassung an äußerlich bestimmte Denk- und Handlungsformen bedarf, um eine erfolgreiche Laufbahn zurückzulegen. Die Folgen, die sich daraus für unser staatliches Leben ergeben, werden wir an anderer Stelle noch genauer zu schildern haben. Alles aber, was wir bisher über die unerfreuliche Entwicklung unserer inneren Verhältnisse unter dem Gesichtspunkt der Klassensonderung sagen mußten, stellt sich als notwendiges Ergebnis jenes ursprünglichen Fehlers im deutschen Volkscharakter dar, den wir am Eingang dieses Kapitels als Beschränktheit des nationalen Instinkts bezeichneten. Dieser von Natur bei uns vorhandene Mangel hat sich durch die geschichtlichen Nöte, die unser Volk auszustehen hatte, in seinen Erscheinungsformen auf eine Weise verschärft, die uns mit wahrhafter Besorgnis für die Zukunft des deutschen Gedankens erfüllen muß. Unsere Sorge wird aber noch größer, wenn wir bedenken, daß der einen bisher gekennzeichneten Schwäche des nationalen Instinkts im deutschen Innenleben eine ebenso gefährliche Mangelhaftigkeit des Empfindens nach außen hin zur Seite steht! Auch hierbei wirken Fehler der Veranlagung und Folgen des ausgestandenen langen äußeren Drucks zusammen.

Die Stärke, mit der ein Volk imstande ist, den Inhalt seines nationalen Gedankens in der Welt wirksam zu machen, ist außer von der Summe seiner physischen und geistigen Kräfte von seinem lebendigen Bewußtsein für die Wahrheit jenes Wortes uralter Weisheit abhängig, daß der Kampf der Vater aller Dinge ist. Damit steht notwendig in unmittelbarster Verbindung das instinktive Interesse an der Welt um uns her, nicht unter dem Gesichtspunkt primitiver Neugier oder objektiv kühler Wissenschaft, sondern

unter dem des politischen Begreifens. Nur wo diese Teilnahme vorhanden ist, kann der Volksgedanke einen glücklichen Flug ins Weite tun.

Einem großen Volke muß es Natur und Bedürfnis sein, alles Weltgeschehen im Spiegel des eignen nationalen Interesses zu erblicken und zu erkennen. Uns Deutschen fehlt aber viel zu sehr das Bewußtsein, daß es sich bei den Zuständen und Vorkommnissen nicht nur in der Nachbarschaft, sondern auch in Gebieten überseeischer Ferne mit um unsere nationalen Angelegenheiten handelt. Für jeden Engländer ist die Überzeugung selbstverständlich, daß alles was auf der Welt geschieht — es möge sich ereignen in welchem Staat und bei welchem Volk auch immer — eine unmittelbare Beziehung zum englischen Interesse hat. Wir Deutsche entrüsten uns über diese englische Anmaßung. Dazu liegt aber gar kein Grund vor. Niemand, der das Gebäude der englischen Weltmacht kennt, vermag zu bestreiten, daß eine gewaltige Summe sittlicher Volkskraft und Tüchtigkeit notwendig gewesen ist, um es zu errichten. Daß es dabei an vielen Stellen sehr menschlich zugegangen ist und noch zugeht, versteht sich von selbst. Das ist bei allen großen Reichen der Fall, denn es ist eine Eigentümlichkeit aller Dinge, daß keine große Idee sich von Unvollkommenheiten und von Gewalt rein verwirklichen kann. Das Entscheidende sind die treibenden Kräfte, in denen das Leben des politischen Organismus tätig hervorbricht, und als die Grundkräfte der englischen Reichsgründung Habgier, Heuchelei und Vergewaltigung bezeichnen zu wollen, wäre trotz des englischen Überfalls auf uns Torheit. Wer sich eine Welt von lebendigen Interessen geschaffen hat, so groß wie die wirkliche Welt der Erde, für den versteht es sich von selbst, daß er sie immer fester zu gründen und immer mehr zu erweitern sucht. Es kann nicht zugegeben

werden, daß für die Entwicklung der Menschheit am Erhaltenbleiben irgendwelcher kleinen und unerheblichen Volkseinheiten ebensoviel gelegen ist, wie an der Entwicklung der die Kultur tragenden Weltnationen. Den kleinen Völkern wird in Zukunft nichts übrig bleiben, als sich gutwillig denjenigen Kulturkreisen anzuschließen, zu denen sie sich am meisten hingezogen fühlen, oder auf die ihre geographische Lage sie verweist. Will also ein Volk neben einer solchen Riesenmacht, wie sie das englische Reich und die englische Kultur bedeuten, sich als selbständige Eigengröße behaupten, aus eigenem Recht und eigener Kraft über die Weltkultur und die Entwicklung der Menschheit mit bestimmen, so hat es seinen Anspruch durch die Tat zu bewähren. Die Grenzen Englands liegen nicht am Himalaja oder an der Antarktis, sondern sie liegen dort, wo ein anderes Volk stark genug ist, die Fahne seines nationalen Gedankens aufzupflanzen. Nicht England sollen wir daher wegen Anmaßung tadeln, sondern vielmehr dafür sorgen, daß was wir englische Anmaßung nennen, so gut eine Lebenserscheinung des deutschen Gedankens wird, wie heute des englischen.

Was ist denn unser eigentliches Unglück nach außen hin? Daß unser nationaler Instinkt es nur so wenigen von uns sagt, wie „anmaßend" wir in Wirklichkeit schon sein dürfen und müssen. Warum sind die Engländer anmaßend? Weil sie wissen, wie und wovon sie existieren. Zu keinem Teil der Welt konnten sie der Beziehungen entbehren, wenn sie ihre nationale Lebenshöhe aufrecht erhalten wollten. Auch für sie galt das Gesetz, daß die Entwicklung eines Volkes keinen Stillstand kennt, sondern nur Aufstieg oder Niedergang. Das englische Volk wächst nicht so schnell wie das deutsche. Es vermehrt sich etwa um eine halbe Million Menschen im Jahr und zählt jetzt etwa 20 Mil-

lionen weniger, als wir. Muß es sich ausdehnen, um sich zu erhalten, so ist also diese Notwendigkeit für uns noch größer. Mag jetzt noch nicht nur der Prozentsatz, sondern auch die absolute Zahl der Volksangehörigen, deren Dasein auf dem überseeischen Wirtschaftsverkehr beruht, in England größer sein als in Deutschland — wie lange kann es denn noch dauern, bis wir annähernd ebensoweit sind, wie heute die Engländer? Wir zählen 68, die Engländer 46 Millionen. Angenommen, daß unter den jetzigen Verhältnissen Deutschlands wie Englands bei uns zwei Drittel, bei jenen nur noch ein Drittel der Nation unabhängig vom überseeischen Verkehr existieren können, so wären wir doch schon im Laufe eines halben Menschenalters auf dem Stande angekommen, daß nur noch die Hälfte von uns vom Brot der Heimat leben kann. Dann werden unsere Knaben, die jetzt zur Schule gehen, eben als geschulte Männer ins praktische Leben hinaustreten. Es handelt sich also um eine Zeitspanne, die so kurz ist, daß sie im Leben eines Volkes nur als ein Moment bezeichnet werden kann, und noch eine Generation weiter, dann werden doppelt soviel Deutsche von ferne her ihr Gut und Nahrung haben, als von deutscher Erde.

Das alles sollten wir wissen! Und trotzdem haben wir gegenüber den Dingen dieser Welt nur zu lange eine Teilnahmlosigkeit zur Schau getragen, als ob es sich draußen in der Ferne nur um fremde, nicht auch um unsere eignen Angelegenheiten handelte. Die wirklichen Kenntnisse und Vorstellungen, die geographischen sowohl wie die politischen und wirtschaftlichen, die man von außerdeutschen Ländern im Durchschnitt bei uns hat, sind höchst unvollkommen. Wahrscheinlich kann man mit Recht sagen, daß in England oder Frankreich das Wissen von deutschen Dingen noch geringer sein wird, als in Deutschland das von englischen und französischen. Für

die Engländer und Franzosen kann das unter Umständen peinlich werden; warum wir es aber freiwillig ebenso machen wie jene, ist darum doch nicht einzusehen. Diese Art ahnt nicht, daß durch die reißend schnelle Ausbreitung des Weltverkehrs während der letzten 40 oder 50 Jahre alle politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Erdballs so in Bewegung geraten sind, daß die Menge und die Stärke der Wechselwirkungen zwischen den Völkern und Kulturen zu einem Vielfachen gegen früher angeschwollen ist. Das heißt, äußerlich, schematisch, glaubt man es zu wissen, aber was man nicht weiß, ist, daß die hunderttausend Dampfer, die seit der Eröffnung des Suezkanals diese neue Wasserstraße durchfahren haben, die Milliarden von Telegrammen, die über den Ozean geflogen sind, die unendliche Menge der Menschen, die von den modernen Verkehrsmaschinen über Länder und Meere getragen sind, noch anderes und mehr bedeuten, als die Ziffern der Statistik, in die wir sie fassen. In ihnen steckten die Vorstellungen und Gedanken, die Pläne und Leidenschaften von Völkern und Welten. Sie berührten sich, wirkten aufeinander, durchdrangen sich; sie schufen nicht nur neue Industrien, neue Handelswerte, neue Bedürfnisse, sondern auch neue geistige Verbindungen und Reaktionen. Wir brauchen den Blick nur auf Vorgänge hinzulenken wie die Revolution in China oder die Umwandlung des türkischen Staats. Mit Recht hat einer der besten deutschen Kenner der chinesischen Dinge gesagt, das, was in China jetzt geschehe, sei eine Art Weltuntergang! Die vier Jahrtausende alte Kultur eines Volkes, das um die Zeit der Entdeckung Amerikas mehr als die Hälfte der Menschheit umfaßte und heute noch etwa ein Viertel, beginnt in einer Krisis von gewaltigen Maßen ihre Auseinandersetzung mit der abendländischen Zivilisation. Niemand vermag zu sagen, welche Folgen für die weitere

Entwicklung der Menschheit dieser Vorgang haben wird, aber das wissen wir, daß die Wirkungen unendlich sein werden.

Von den politisch-militärischen Vorgängen in der türkischen Welt aus beginnt für die 300 Millionen-Welt des gesamten Islam nichts Geringeres, als die Erschütterung ihres ganzen bisherigen Religions- und Kultursystems. Was die Jungtürken unternehmen, ist der Versuch, den islamischen Staat zu modernisieren, d. h. das Recht, die Sitte und die Kultur eines mohammedanischen Gemeinwesens mit den Zugeständnissen auszugleichen, die es dem fremden, abendländischen Kultursystem machen muß, um seine politische Selbständigkeit weiter zu behaupten. Nur ein Blinder könnte meinen, daß der Kampf zwischen den verschiedenen Ideenwelten, der von hier aus in der Türkei entstanden ist, ohne innere und äußere Rückwirkungen auf die übrige islamische Menschheit bleiben kann. Es ist die Pflicht politischen Verstandes, bereits in den Anfängen einer Bewegung die Summe der realen Möglichkeiten und Folgen zu erblicken, die in ihrem Fortschreiten enthalten sind. Die Folgen aber, die über kurz oder lang von der jetzigen türkischen Krisis über drei Erdteile sich ausbreiten werden, können ähnlich unabsehbar werden, wie die von China her kommenden.

Wiederum ein gewaltiges Stück Menschheit ist in Indien durch das Zusammentreffen mit der europäischen Kultur in Bewegung geraten. Was die Engländer die „Indische Unruhe" nennen, und was ihnen so schwere Sorge macht, ist der Beginn der Wandlungsvorgänge in einer dritten Welt von Hunderten von Millionen Menschen, die seit den Anfängen ihrer Geschichte ein besonderes geistiges Dasein gelebt, eigentümliche Denkformen und Lebensgrundsätze ausgebildet haben und nun durch die Wirkungen unseres in sie hineingetragenen

Kultursystems in eine mächtige geistige Gärung zu geraten anfangen. Seit etwa zwei Jahrzehnten ertönte erst leise, dann immer lauter aus der englisch-indischen Welt hervor der Ruf: Indien für die Inder! und was ihn erzeugt hat, sind die mannigfaltigen Wirkungen, die auf Indien von der Herrschaft eines westlichen Kulturvolks ausgingen. Mehr und mehr haben sie sich in das Innere des indischen Wesens hinabgesenkt, erst in der Stille, ohne daß man viel davon merkte, dann offenbarer und intensiver — und nun ist die elementare Bewegung da.

Als letztes der modernen großen Welt- und Menschheitsprobleme erhebt sich das der afrikanischen Rasse. Erst seit zwei oder drei Jahrzehnten kann ernsthaft davon die Rede sein, daß der weiße und der schwarze Teil der Menschheit in eine breite und tiefgehende Berührung miteinander treten. Noch sind überall die großen Verkehrslinien im Entstehen, die von den Küsten des afrikanischen Kontinents nach innen dringen und die einigermaßen bevölkerten, mit selbständigen Negerkulturen ausgestatteten Teile Afrikas unter den kräftigen Einfluß der Europäer bringen werden. Das Rassenproblem ist eines der schwierigsten und verwickeltsten, die es gibt, und am härtesten ist seine Natur auf afrikanischem Boden. Was für Wirkungen davon ausgehen werden, daß eine so gewaltige Masse physischer menschlicher Kraft, wie sie die 100 oder 150 Millionen Neger repräsentieren, eine Masse, der geistige Fähigkeiten nicht annähernd in demselben Maße die Wage halten wie bei uns, gewaltsam in Bewegung gesetzt, zur Dienstleistung gezwungen wird, sich dagegen aufbäumt und innerlich sich allmählich verändert — das alles können wir nur unbestimmt ahnen. Daß aber auch von hier Erschütterungen ausgehen und ihre Wellen über die übrige Welt hinwerfen werden, das ist sicher.

Nichts anderes, als jene Ausdehnung des Weltverkehrs, jene unbeschreiblich großartige Bewegung von Menschen, Gütern und Gedanken, von der wir am Anfang dieser Betrachtung sprachen, hat die neue Entwicklungsepoche in der Gesamtkultur der Menschheit heraufgeführt, deren Beginn wir hier zu zeichnen versuchen. Was aber weiß der Durchschnittsmensch im deutschen Volke von diesen Dingen? Was ahnt er davon, daß es die Zukunft des deutschen nationalen Gedankens in der Welt ist, um die es jetzt geht? Nicht irgendwelche abstrakte Menschheitskultur wird als Legierungsmetall in die kolossalen Schmelzfeuer hineingeworfen, die an allen Enden der Erde in Fluß geraten, sondern nationale Kultur — bisher vor allem angelsächsisch-nationale Kultur. Jenes stolze Wort des Briten: die Welt wird reißend schnell englisch! es erhielt ein Jahrhundert lang sein volles Gewicht und seinen letzten Sinn erst durch die Anteilnahme der englischen Kultur an der inneren Umgestaltung der Weltkultur. Dem Engländer ist das ein selbstverständlicher, allezeit als lebendig und gegenwärtig empfundener Bestandteil seines nationalen Bewußtseins, und soviel wir auch gegen die Engländer sagen müssen — wo ist heute schon die Leistung, die sich neben der des englischen Volkes sehen lassen könnte, was politische und damit auch kulturelle Einwirkung auf die übrige Menschheit anbetrifft? Von allen Kräften gestaltender Art, die unter den Völkern verteilt sind, ist die staatenbildende die großartigste und die edelste, denn jede andere geistige Leistung eines Volkes, mag sie für sich noch so ideal sein, ist dazu verurteilt, fruchtlos zugrunde zu gehen, wenn ihr Muttervolk nicht selber den tragenden Körper eines großen Staates hervorzubringen imstande ist, oder wenn nicht der staatliche Organismus eines anderen Volkes die geschaf-

fenen Ideenwerte in sich aufnimmt, um ihnen Dauer und Wirkung im Großen zu verleihen.

Das englische Weltreich als Schöpfung des englischen nationalen Gedankens wie als der Träger und Verbreiter dieses Gedankens in der Welt ist etwas so Großes, daß nicht anders als mit höchster Bewunderung von ihm gesprochen werden kann. Der ganz in das Wesen des englischen Charakters eingeprägte Zug hoher Volksgesinnung kommt am stärksten in der Selbstverständlichkeit zum Ausdruck, womit der Engländer einen angemessenen Teil seiner Kraft und seines Vermögens in den Dienst der nationalen Idee stellt. In England ist es nicht nur dem Namen, sondern auch der Tat nach eine noble Pflicht des wohlhabenden Privatmanns, der Handelshäuser, Banken und Schiffsreedereien, reichliche Geldmittel für die Ausbreitung des angelsächsischen kulturpolitischen Einflusses über See zur Verfügung zu halten. Natürlich wird bei solchen Gelegenheiten auch an das wohlverstandene materielle Interesse einzelner Geber appelliert: das Geld soll sich geschäftlich durch Steigerung des englischen Handels bezahlt machen. Das Entscheidende ist aber auch in diesem Fall die Bereitschaft des einzelnen für das Allgemeininteresse, und dazu die Weite des Blicks, die nicht in krämerhaft rechnender Weise den gespendeten Betrag übers Jahr mit Zins und Profit wiederhaben will, sondern gewohnt und willig ist, auch auf diesem Gebiet mit langen Sichten zu rechnen. Dazu kommt die Freiheit des Angelsachsen von Vorurteilen jeder Art, sobald es das nationale Interesse gilt. Auch wer in England wenig oder nichts von den Ergebnissen christlich-religiöser Missionsarbeit unter den nichtchristlichen Völkern hält, unterstützt doch den englischen Missionar, wo auch immer in der Welt es sei, denn er weiß, daß englische Missionstätigkeit gar nicht anders kann, als englische Kultur und damit den angelsächsisch-nationalen

Gedanken fördern. Die englische Mission ist eine Größe, von deren äußerer und innerer nationaler Wirkung sich niemand eine Vorstellung machen kann, der sie nicht an der Arbeit gesehen hat, und die geradezu gewaltigen Mittel, die sie verwendet, fließen zum großen Teil aus Kreisen, deren religiöses Interesse an der Missionstätigkeit viel geringer ist, als ihr nationales.

Wir Deutsche müssen von uns bekennen, daß unsere Einsicht, unser Verantwortlichkeitsgefühl und unsere Bereitschaft zu persönlichen Opfern für die Forderungen des nationalen Gedankens in der Welt noch sehr gering entwickelt sind. Vielleicht kann man sagen, daß sich in der letzten Zeit in Deutschland eine Wendung zum Besseren zu vollziehen begann, und daß die wirkliche Opferbereitschaft, über die wir für die Ausbreitung des deutschen Gedankens in der Welt verfügen, nicht mehr so gut wie ausschließlich auf das Konto einer schmalen, mit ideellen Gütern mehr als mit realen gesegneten Schicht von Gebildeten kommt. Die berühmte Einheit von Bildung und Besitz, die in England aus eigner Initiative das Konto der Stärkung des englischen Gedankens in der Welt bestreitet, scheint endlich auch bei uns etwas mehr Teilnahme im Sinne des Verständnisses für den deutschen Gedanken jenseits der Meere zu gewinnen, aber noch reicht es lange, lange nicht so weit, wie es langen muß, wenn wir das für uns schaffen wollen, was die Engländer für sich geschaffen hatten, als sie den Kampf gegen uns eröffneten. Ob man sich die Kreise des deutschen Hochadels beider Konfessionen vergegenwärtigt, mit ihrem unermeßlichen Grundbesitz und ihrer steigenden Beteiligung an Gewinnen modern-kapitalischer Natur, ob unsere Großindustrie, unsere Banken und sonstigen Geldmächte — wieviel krasses Nichtwissen, Gleichgültigkeit oder

unverblümte Ablehnung alles weitergehenden Interesses für die Belebung der nationalen Idee außerhalb des engeren Deutschland blickt uns da noch entgegen! Es klingt unglaublich, aber es ist Tatsache, daß es deutsche Finanzinstitute von Weltbedeutung gibt, die es wegen ihres Geschäftsinteresses mit Entschiedenheit ablehnen, selbst nur innerhalb ihres direkten Einflußbereichs im Auslande etwas für die Wirkung des deutschen Volksgedankens zu tun; ja nicht nur das: sie verringern um jenes Interesses willen absichtlich die Wirkungen, die auf natürlichem Wege von ihrer Tätigkeit ausgehen müßten, indem sie Nichtdeutsche, ja Gegner der deutschen Idee innerhalb ihres Geschäftsbereichs an maßgebende Stellen bringen. Für englisches Empfinden fällt eine solche Sünde gegen die Heiligkeit des nationalen Gedankens aus der Welt der denkbaren Dinge heraus.

Wie unser Volk, so unsere Regierung. Mit Recht sagt das Bibelwort, daß jeder Baum nur Frucht bringen kann nach seiner Art. Gibt es ein zweites Volk auf der Welt, dessen Regierung es vierzig Jahre lang über sich gebracht hätte, Hunderttausenden von Volksgenossen im Ausland ihre Zugehörigkeit zur Nation abhanden kommen zu lassen, bloß weil man solange keine Formel finden konnte, nach der diese Deutschen ihren nationalen Verpflichtungen genügen sollten? War es nicht für den Deutschen eine Schande, die zum Himmel schrie, daß sein endlich einig gewordenes Vaterland es nicht mehr für der Mühe wert hielt, sich um ihn zu kümmern, sobald er zehn Jahre lang nach Verlassen der Heimat dem Heiligtum konsularischen Aktenpapiers fernblieb? Quod non est in actis, non est in mundo! Was nicht in den Akten ist, ist nicht auf der Welt! Dies Sprichwort im lateinischen Kleid haucht den deutschen Amtsgeist in der ganzen Furchtbarkeit aus, deren er in der Verachtung nationaler Lebensgüter fähig ist.

Ein Volk wie die Italiener, halb so zahlreich wie wir, wendet allein für sein nationales Schulwesen außerhalb der Heimat die für seine Verhältnisse großartige Summe von nahezu drei Millionen Franken jährlich auf, und ein italienischer Staatsmann, Crispi war es, der zu einer Zeit, da die finanzielle Lage des Königreichs noch nichts weniger als glänzend war, große Mittel für die „scuole regie nel estero“, die „Königlichen Auslandsschulen“ in das Budget einstellte. Neben dieser Ziffer den Betrag zu nennen, den das „große“ Deutsche Reich sich bisher entschlossen hat, für denselben nationalen Zweck bereitzustellen — muß man sich immer noch schämen! Aber man kann nicht Trauben lesen vom Dornbusch und Feigen von der Distel! Die natürliche Weite, die jedes große Volk dem Gedanken der Ausbreitung seiner nationalen Kultur gibt, die Energie des nationalen Instinkts, mit der es bestrebt sein muß, das Weltgeschehen in der Nähe wie in der Ferne unter die Gesichtspunkte seines nationalen Interesses zu fassen, es von hier aus zu verfolgen, zu erkennen, zu beeinflussen, wo und wie es geht — die Deutschen haben von jeher zu wenig davon gehabt, und was sie besaßen, das haben sie verloren in den Jahrhunderten, da statt des edlen Weins der nationalen Idee die Dornen und Disteln des nationalen Pauperismus auf ihrem Volksacker wuchsen!

DRITTES KAPITEL

Äußere Grundlagen des Volksgedankens

Kein kräftiges nationales Dasein ist denkbar ohne eine genügend breite räumliche Basis. Die Deutschen haben während der ersten Jahrhunderte ihrer uns bekannten Geschichte einen viel größeren Teil Europas eingenommen, als später. Nach Westen und Süden kam ihre Ausdehnung allerdings für längere Zeit am Rhein und an der Donau, den befestigten Grenzen des römischen Reichs, zum Stehen; aber nach Osten hin reichten ihre Wohnsitze, zum mindesten ihr Herrschaftsgebiet, weit in das heutige Rußland hinein. Als die Goten um die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. über den Pontus gesegelt kamen und durch die thrakischen Meere südwärts drangen, um Athen zu plündern und den Tempel der Diana von Ephesus zu verbrennen, breitete sich ihre Herrschaft vom heutigen Ostdeutschland bis weit jenseits der Karpathen aus, und hundert Jahre später unter Hermanrich erstreckte sich das Gotenreich von der Theiß bis zum Don und vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere. Während der Völkerwanderung überließen die Germanen nicht nur diese Gebiete den Slawen und den aus dem Inneren Asiens herandrängenden mongolischen Völkern, sondern auch der ganze Osten des eigentlichen Germanien wurde leer von ihnen und

füllte sich mit Slawen. In Italien und Gallien, in Spanien und Afrika herrschten germanische Fürsten, aber der Mutterboden des Deutschtums schrumpfte auf das schmale Gebiet zwischen der Elbe und der Maas zusammen. Zur Zeit Karls des Großen lief die Grenze zwischen Germanen und Slawen etwa von Kiel bis Nürnberg. Allmählich setzte die Rückwärtsbewegung der Deutschen ein, und sie gelangte, erobernd und kolonisierend, nach Süden fast bis an den jenseitigen Rand der Ostalpen, nach Osten bis über die Oder hinaus. Vom Weichselgebiet konnte jedoch nur der Unterlauf des Flusses zurückgewonnen werden. Alles übrige verblieb den Polen. Ebenso drang weiter nach Süden die Wiedergermanisierung nur wenig über die inneren Randlandschaften des böhmischen Kessels vor. Im Kern Böhmens hielten sich die eingewanderten Tschechen. So entstand der unglückliche, weit ein- und ausspringende Verlauf der deutschen Volks- und Sprachgrenze gegen Osten, der uns in die schlimme Notwendigkeit versetzt hat, ein Stück Polentum in unsere politische Grenze einzuschließen. Das allmähliche Wiederdeutschwerden der Länder östlich von der Elbe und Saale darf man sich aber nicht, wie früher wohl geschah, mit der Ausrottung der Slawenstämme verbunden denken, die dieses Stück des alten Germanien besetzt hatten, sondern es erfolgte auf dem Wege einer durchgreifenden Blutmischung zwischen Siegern und Besiegten. Ostdeutschland hat zwar eine rein deutsche Kultur, aber seine Bevölkerung ist eine Mischrasse von Germanen und Slawen. Politisch ist das für die deutsche Geschichte von großer Wichtigkeit geworden, denn die zentrifugalen, die äußere Einheit der Nation auseinanderreißenden Kräfte des eigentlichen deutschen Charakters sind im Osten durch die Legierung mit dem Slawentum soweit mit Elementen staatlicher und sozialer Gefügigkeit versetzt worden, daß es hier möglich wurde, eine

Monarchie von hinreichendem Gewicht zu schaffen, um das übrige Deutschland größeren Teils unter ihre Führung zu bringen.

Der auf diese Weise zur politischen Einigung gelangte Teil der Deutschen bewohnt ein Land von nicht mehr als mäßigem natürlichem Wert. Deutschland kann sich nach seinem Boden, seinem Klima und seinen Naturschätzen im ganzen weder mit Frankreich noch mit den Ländern des mittleren und unteren Donaubeckens vergleichen. Seine Fruchtbarkeit ist, wie wir alle wissen, im ganzen nur mittel. Von den Rohstoffen, die zur Gewinnung eines werbenden Anteils an der Weltwirtschaft erforderlich sind, besitzen wir zwar einen guten Vorrat an Eisen und sonstigen Mineralien, darüber hinaus aber nur weniges. Wir haben bereits gesehen, daß bei dem heutigen Stande unserer Bevölkerung Nahrungsmittel in bedeutender Menge importiert werden müssen. Außerdem ist der größte Teil unserer Industrie nur lebensfähig, wenn ihm das erforderliche Material von außen her zugeführt wird: Baumwolle, Wolle, Seide und andere Fasern, Edelmetalle, Kupfer, Holz, Häute, Gummi, mineralische und pflanzliche Öle.

England und Frankreich dagegen können, was ihnen fehlt, aus ihrem überseeischen Besitz ergänzen, und Riesengebilde wie Rußland und die Vereinigten Staaten vermögen schon innerhalb ihrer geschlossenen Landesgrenzen wirtschaftlich selbständig zu existieren.

Unsere Lage zum Weltverkehr war bis zur Auffindung der großen transozeanischen Seewege vortrefflich; auf den Handelsstraßen, die von Süden nach Norden und von Westen nach Osten durch Deutschland führten, und auf unsern beiden Meeren war die Güterbewegung so groß, wie in irgendeinem andern Teil der Erde. Seit aber der Handel der Völker sich mehr und mehr zum Fernhandel entwickelt hat, liegen die

Verhältnisse lange nicht mehr so günstig für uns. England ist durch seine Lage am offenen Weltmeer weit vor uns bevorzugt. Dazu kommt, daß durch die staatliche Trennung der Niederländer die deutsche Nordseeküste auf weniger als die Hälfte ihrer natürlichen Ausdehnung verkleinert wurde, so daß wir bisher nur durch das schmale Tor der deutschen Bucht, in die Elbe und Weser münden, direkt mit dem Ozean verkehren konnten. Kein europäischer Großstaat hat überdies so schwer zu verteidigende Grenzen, wie das Deutsche Reich, denn bei keinem ist die von der Natur ungeschützte Grenzlinie im Verhältnis zum Flächeninhalt des Landes so lang. Die vollkommenste natürliche Festung Europas ist England. Auch Italien, Spanien, Frankreich sind von Meeren und Gebirgen umschlossen. Wie anders das offen inmitten der stärksten Völker Europas hingelagerte Deutschland!

Trotz dieser Widerstände und Hemmnisse sehen wir, wie sich die materielle Seite des deutschen Lebens seit der Neugründung des Reichs mit einer Kraft entwickelt hat, die etwas von der unwiderstehlichen Gewalt der Naturgeschehnisse an sich zu haben scheint. Das Wichtigste ist unsere Volksvermehrung, die immer von neuem an den Anfang der Betrachtung gestellt werden muß. Sie ist der Urgrund aller unserer sozialen Lebenserscheinungen; ohne sie hätten wir nicht entfernt das werden können, was wir geworden sind, und ohne sie könnten wir nie und nimmer auf eine Entwicklung hoffen, die fähig wäre, den deutschen nationalen Gedanken als Großmacht in das Weltgeschehen einzuführen. Wir dürfen uns darum nicht die Mühe verdrießen lassen, die Wachstumsbewegung unseres Volkes zahlenmäßig in uns zur deutlich vorgestellten Größe werden zu lassen. Erst dann sind wir imstande, bei der weiteren Gestaltung des Stoffes, der uns hier beschäftigt, von festem Boden aus vorzugehen.

Das erste, was wir brauchen, ist ein Überblick über die Ziffern, in denen sich der Hergang unseres Wachstums äußerlich ausdrückt. Leider gibt es eine brauchbare Bevölkerungsstatistik für Deutschland erst seit etwa hundert Jahren, seit 1816. Damals betrug unsere Volkszahl, auf die Grenzen des heutigen Deutschen Reichs berechnet, noch nicht volle 25 Millionen. Vierzig Jahre später, 1855, waren es 36 Millionen geworden; die jährliche Zunahme machte also etwa 275000 Seelen aus. Die nächsten fünfzehn Jahre bis zum deutsch-französischen Kriege brachten einen weiteren Zuwachs von knapp 4 Millionen, nur 260000 im Jahresdurchschnitt. In Prozenten der Gesamtbevölkerung war also die Leistung erheblich kleiner, als während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, denn die Volkszahl vergrößerte sich ja dauernd. Das heißt also: die Bevölkerung Deutschlands nahm zwischen den Freiheitskriegen und der Gründung des Reichs rein zahlenmäßig zwar beträchtlich zu — von ca. 25 auf ca. 40 Millionen —, aber die Geschwindigkeit ihrer Vermehrung zeigte fallende Tendenz. Zur Verdoppelung von 25 auf 50 Millionen war die Zeit von 1816 bis 1893 erforderlich, und wenn man den außerordentlichen Zuwachs durch die Angliederung Elsaß-Lothringens mit in Betracht zieht, so kann man sagen, ohne das wären rund achtzig Jahre nötig gewesen. Nimmt man dagegen den Ausgangspunkt im Jahre 1871, wo die Bevölkerung nach der Annexion Elsaß-Lothringens etwa 41 Millionen betrug, so darf nach dem bisherigen Gange der Volksvermehrung seit dem Frankfurter Frieden die Verdoppelung auf rund 80 Millionen zwischen den Jahren 1925 und 1930 erwartet werden, also schon nach etwa sechzig Jahren!

Zu diesen Zahlen ist verschiedenes zu bemerken. Erstens hat bis um 1890 herum ein starker Verlust durch Aus-

wanderung stattgefunden. In den dreißig Jahren von 1841 bis 1870 betrug er im ganzen ca. 2,5 Millionen Menschen; in den nächsten vierzig Jahren 1870—1910 nur etwa ebensoviel. Denken wir aber daran, daß zwischen 1841 und 1870 in Deutschland bedeutend weniger Menschen lebten, als zwischen 1870 und 1910, so wird uns deutlich, daß der Abwanderungsverlust vor der Aufrichtung des Reichs viel größer war, als nachher. Außerdem muß berücksichtigt werden, daß in der ersten Zeit nach 1870, wo sich der gewaltige wirtschaftliche Aufstieg Deutschlands, den wir heute erleben, erst vorbereitete, die jährliche Auswanderungsziffer sehr hoch war. Sie betrug im Durchschnitt 100000 Menschen und schnellte zeitweilig bis über 200000 hinauf. Erst seit 1893 ist sie fortgesetzt gefallen und beträgt jetzt nur noch etwa 20000 Köpfe. Das ist weniger, als unser gegenwärtiger jährlicher Durchschnittsgewinn durch Zuwanderung. Dazu kommt noch eine weitere sehr wichtige Beobachtung. Bis in die erste Hälfte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war Deutschland ein Getreide exportierendes Land. Trotzdem bot es, wie die starke Auswanderung zeigte, damals nicht genug Nahrungsspielraum für die sich mehrende Zahl seiner Bewohner. Seitdem aber sieht sich Jahr für Jahr ein größerer Teil unseres Volks für seine Existenz auf Nahrung angewiesen, die nicht in Deutschland wächst, sondern erst aus der Fremde gekauft und mit unserm Gewinn an der Weltwirtschaft bezahlt wird, und obwohl der Fehlbetrag der heimischen Nahrungsmittelproduktion im ganzen steigt, ernährt sich das wachsende Volk leichter als vordem. 1881 bis 1885 betrug der Jahresdurchschnitt des Auswanderungsverlustes fast 200000 Menschen — 1906 bis 1910 wenig mehr als den zehnten Teil davon!

Zweitens erfordert der Gang der Volksvermehrung eine genauere Betrachtung im einzelnen. Die jährliche Zuwachsrate entsteht durch den Überschuß der Geburten über die Todesfälle. Es kann also eine schwache Geburtenziffer bis zu einem gewissen Grade durch günstige gesundheitliche Verhältnisse, d. h. durch eine niedrige Sterblichkeitsziffer, praktisch verbessert werden. In Rußland ist die Geburtenziffer auf das Tausend der Bevölkerung sehr hoch, aber auch die Sterblichkeit ist enorm, und infolgedessen ist die Zuwachsrate der Russen nur wenig höher, als die der Deutschen. Umgekehrt hätte sich in Frankreich der scheinbare Stillstand der Bevölkerung schon seit längerer Zeit in absolute Abnahme verkehrt, wenn nicht die Sterbequote sich gleichzeitig verbessert hätte. Auch bei der denkbar größten Vervollkommnung des Gesundheitswesens muß natürlich einmal die Grenze erreicht werden, über die hinaus dem Sterben sein Recht bleibt, aber was in den letzten Jahrzehnten dem Tode an Leben abgenommen wurde, das ist bedeutend mehr, als man zunächst glaubt. 1875 zählte Deutschland 42,5 Millionen Menschen. Von diesen starben im Jahr 1,5 Millionen oder 29,3 vom Tausend. 1910 betrug die Bevölkerung 65 Millionen, war also um 22,5 Millionen gewachsen, aber die um ein starkes Drittel vermehrte Volksmenge verlor nur noch 1,2 Millionen Menschen, 19 vom Tausend, durch den Tod. Während des Jahrzehnts von 1900 bis 1910 starben trotz des außergewöhnlichen Wachstums der Volkszahl in Deutschland weniger Menschen, als eine Generation früher, 1870 bis 1880. Der wachsende Wohlstand, die Schulbildung, die Kanalisation und Hygiene, die Arbeit der Ärzte hat dem Tode ein merkwürdig gewaltiges Halt geboten. In einzelnen Jahren versuchte er noch vorzudringen, im ganzen aber hat er seine Grenzen gefunden. Krankenkassen, Alters- und In-

validitätsversicherung, Säuglingsheime, Mutterschutz werfen sich ihm entgegen. Es lebe das Leben!*)

Im Jahre 1855 wurden in Deutschland auf jedes Tausend Menschen 33,5 geboren, und es starben 29,4. Der natürliche Zuwachs war also 4,1 auf Tausend, oder, in absoluter Ziffer, 147 000 Seelen für das Jahr. 1875 war die Geburtenzahl um etwa 10 gestiegen, auf 42,3, während die Sterbezahl auf 29,3 stehen geblieben war. Das Anschwellen der Geburten steigerte demnach, noch ohne Sinken der Sterblichkeit, den Zuwachs von 4,1 bis auf 13 vom Tausend, d. h. auf 552 000 Menschen im Jahr.

Fast könnte es scheinen, als ob in den Jahren unmittelbar nach der Gründung des Reichs ein Höhepunkt in der physischen Generationskraft des Volkes erreicht war, denn die Geburtenquote von 42,3 aufs Tausend bildet den Scheitel der Kurve. Von da an hebt sich zwar immer noch der Überschuß der Geburten über die Todesfälle und erreicht seinen höchsten Betrag im Jahre 1906 mit ca. 910 000 Seelen, aber dieses Wachstum kommt nicht mehr auf Rechnung einer steigenden Geburtenziffer, sondern ist durch das rasche Sinken der Sterbeziffer bedingt. Die Geburtenziffer fällt vielmehr von 1875, wo sie 42,3 pro Tausend betrug, bis 1912 auf 29,1 pro Tausend ab, also um mehr, als ein Viertel ihrer einstigen Höhe, und vom Jahre 1907 ab beginnt die Verschlechterung der Geburtenziffer stärker zu wirken, als die Verbesserung der Sterbeziffer. 1906, als die deutsche Volksvermehrung auf ihrer Höhe stand, betrug, wie wir sahen, die Zuwachsziffer 910 000, im Jahre 1907 waren es 883 000, ein Jahr später 880 000, und 1912, dem letzten Jahr, für

*) So Friedrich Naumann in seiner Neudeutschen Wirtschaftspolitik.

das die Statistik uns im Augenblick die abgeschlossenen Zahlen gibt, nur noch 840000.

Auch die Zahl der Eheschließungen ist trotz der absoluten Volkszunahme ganz überwiegend im Sinken begriffen. Es kamen auf je tausend Einwohner:

	Eheschließungen:	Todesfälle:	Geburten:	Überschuß:
1906:	8,2	19,2	34,1	14,9
1907:	8,1	19,0	33,2	14,2
1908:	8,0	19,0	33,0	14,0
1909:	7,8	18,1	32,0	13,9
1910:	7,7	17,1	30,7	13,6
1911:	7,8	18,2	29,5	11,3
1912:	7,9	16,4	29,1	12,7

Betrachten wir diese Ziffern näher. Wenn wir unsern Blick auf die zweite Kolumne richten, die der Todesfälle, so sehen wir zwar immer noch Naumanns Wort sich bestätigen: die Sterbeziffern des letzten halben Jahrhunderts seien ein glänzendes Blatt in der Geschichte der Menschheit — schrittweis werde der Tod zurückgeworfen! Was aber sollen wir dazu sagen, daß in einer Periode ausgesprochenen materiellen Aufschwunges die Zahl der Eheschließungen und mit ihr die der Geburten sinkt? Sehen wir nur auf die Zahlen der letzten Jahre, so will es scheinen, als ob wenigstens die Fruchtbarkeit der deutschen Ehen dabei nicht geringer wird, aber der Vergleich mit einer nur wenig zurückliegenden Periode belehrt uns auch hier eines Besseren, oder vielmehr Schlimmeren. Im Durchschnitt des Jahrzehnts von 1892 bis 1902 betrug die Zahl der Eheschließungen unter tausend Deutschen 8,2, die der Geburten 37,2. Auf eine Eheschließung kamen also 4,5 Geborene. Von 1906 bis 1912 wurden auf das Tausend kaum noch 8 Ehen geschlossen, und auf die Ehe entfielen

durchschnittlich nur 4 Geburten. Legt man nur das letzte statistisch erfaßbare Jahr 1912 zugrunde, so sind es nicht mehr ganz 3,8! Beide Faktoren, die verringerte Ehehäufigkeit und die Abnahme der Kinderzahl in den Ehen, wirken also zusammen, um die Verlangsamung der Volkszunahme herbeizuführen. Wo vor zwölf Jahren 1000 Ehen geschlossen wurden und **4500** Kinder zur Welt kamen, da sind es jetzt nur noch 940 Ehen, und die entsprechende Kinderzahl beträgt nur noch **3500**!

Dieser Sturz um 1000 Kinder auf 1000 Ehen in zwölf Jahren ist ein erschreckendes Stück beginnender Volksschande. Hier sehen wir den Giftwurm der Feigheit vor dem Kinde am Mark unseres Wachstums nagen. Ganz und gar nicht können wir denjenigen beistimmen, die da meinen, schwächere Vermehrung sei für uns aus ökonomischen Gründen wünschenswert, ja zu erstreben. Indem wir das Moralische hier nur streifen, betonen wir um so bestimmter, daß nur der gewaltige und dauernde, von innen nach außen wirkende Druck, unter dem die Ausdehnung unseres nationalen Lebens steht, ihm die Kraft und die Nachhaltigkeit zu geben vermag, deren es bedarf, um sich gleichzeitig in der Welt durchzusetzen und im Innern eine Verbesserung unseres den hohen Anforderungen der deutschen Idee nicht genügenden nationalen Aggregatzustandes herbeizuführen. Stillstand oder starke Verlangsamung unseres zahlenmäßigen Wachstums, und gleichzeitiges Aufrechterhalten eines Anspruchs auf universale Wirkung des deutschen Gedankens in der Welt — **das gibt es für uns nicht!**

Rechnen wir also trotz der Sorge, die uns befällt, wenn wir das Sinken unserer Geburtenziffer verfolgen, einstweilen noch mit der praktischen Wahrscheinlichkeit, daß der Durch-

schnitt unserer Volkszunahme 1910 bis 1930 nicht geringer sein wird als 1890 bis 1910, nämlich in runden Ziffern 800000 Menschen jährlich, und vergegenwärtigen wir uns auf dieser Grundlage die Entwicklung, die unser wirtschaftliches Leben bisher genommen hat und voraussichtlich während der beiden nächsten Jahrzehnte zu nehmen fähig ist. Als Ausgangspunkt für den Vergleich zwischen jetzt und früher nehmen wir dabei das Jahr 1880, erstens weil von hier an die methodische Grundlage unserer gegenwärtigen Handelsstatistik datiert, und zweitens weil erst seit Beginn des zweiten Jahrzehnts nach der Aufrichtung des Reiches die solide Wirkung der veränderten äußeren Verhältnisse Deutschlands in einem stetigen und immer schnelleren Aufschwung des Wirtschaftslebens sich äußert.

Zunächst ist dieser Aufschwung noch nicht besonders auffallend. Als ein zuverlässiger Gradmesser der ökonomischen Aktivität eines Landes wird die Bewegung seines auswärtigen Handels betrachtet. 1880 war die deutsche Ausfuhr 2,95 Milliarden Mark wert, die Einfuhr 2,86 Milliarden. Nach Verlauf von zwei Jahrzehnten, 1899, ist die Exportziffer auf 4,37 Milliarden, die des Imports auf 5,78 Milliarden gestiegen. Das ist immerhin eine reichliche Verdoppelung der einen und beinahe eine Verdoppelung der andern Zahl. Bis einschließlich 1902 geschieht das Ansteigen der Gesamteinfuhr und -Ausfuhr in einem zwar kräftigen, aber nicht hervorragend schnellen Tempo. Für 1880 haben wir die beiden Zahlen eben mit nahezu je 3 Milliarden Mark kennen gelernt und 1902, also in 22 Jahren, ist die Einfuhr auf rund 6, die Ausfuhr auf rund 5 Milliarden gestiegen.

Die nächsten Jahre, 1903 bis 1907, zeigen eine sprunghafte und reißende Steigerung des Wirtschaftslebens. In nur fünf Jahren wächst gegen 1902 die Einfuhr auf über 9,5,

die Ausfuhr auf nahezu 7,5 Milliarden. Vergegenwärtigen wir uns die Ziffern in einer kurzen Nebeneinanderstellung.

	Gesamteinfuhr:	Gesamtausfuhr:
1880:	2,86 Milliarden	2,95 Milliarden M.
1902:	5,92 „	5,00 „ „
1907:	**9,57** „	**7,44** „ „

Diese Zahlen zeigen uns, daß die fünf Jahre von 1902 bis 1907 in der Ausfuhr wie in der Einfuhr eine stärkere Zunahme gebracht haben, als die 22 Jahre von 1880 bis 1902. Eine derartig gesteigerte Geschwindigkeit des wirtschaftlichen Aufschwunges hat mit Ausnahme von eben erst in die Weltwirtschaft eintretenden Neuländern, wie Argentinien oder Kanada, auf der ganzen Welt kein einziges Land neben Deutschland gezeigt. Machen wir uns dazu noch die absolute Größe der Zahlen klar, um die es sich hier handelt, so ist es nicht übertrieben ausgedrückt, wenn wir sagen: es kann uns vor dem Tempo, in dem wir vorwärtskommen, schwindlig werden! Allerdings folgt nach 1907 ein Anhalten, ja ein vorübergehendes Sinken der Kurve. 1908 und 1909 zeigen die Folge der internationalen Wirtschaftskrisis, die auf das Weltrekordjahr 1907 folgte. 1910 holte aber die Gesamteinfuhr mit 9,55 Milliarden die Zahl von 1907 schon wieder ein, und die Ausfuhr mit 8,08 Milliarden gegen 7,44 Milliarden übertraf sie um mehr als eine halbe Milliarde. Die ganze Handelsbewegung Deutschlands betrug 1907 gut 17 und 1910 über 17,5 Milliarden, 1911 waren es 19,6, danach 1912: 21,3 und **1913: 22,5 Milliarden.**

Ganz deutlich wird uns die Entwicklung Deutschlands erst, wenn wir sie mit der einiger anderer Nationen vergleichen*),

*) Der Vergleich geschieht auf der Grundlage der Ziffern des Statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich, an die wir uns auch bei allen bisherigen

und zwar sind hierfür die wichtigsten Länder Frankreich, England und Nordamerika. Vor etwas über 20 Jahren, 1891, war der Stand folgender, in Millionen Mark:

	Deutschland	Frankreich	England	Ver. Staaten
Einfuhr:	4571	4810	8896	3549
Ausfuhr:	3540	3832	6315	3715
Gesamthandel:	**8111**	**8642**	**15211**	**7264**

1900, an der Jahrhundertwende, hat sich das Bild bereits stark zugunsten Deutschlands verändert.

	Deutschland	Frankreich	England	Ver. Staaten
Einfuhr:	6129	4791	10671	3570
Ausfuhr:	4960	4417	7229	5157
Gesamthandel:	**11080**	**9208**	**17900**	**9427**

Deutschland war also 1900 von der dritten an die zweite Stelle gerückt, Frankreich von der zweiten an die letzte. Immerhin bildeten wir mit den Amerikanern und Franzosen zusammen noch eine Gruppe ungefähr gleichentwickelter Handelsvölker gegenüber den Engländern, deren Handel über 60 Prozent größer war als der deutsche, und über 90 Prozent größer als der französische und amerikanische. Seinen Höhepunkt hat das Wirtschaftsleben der Welt im Jahre 1913 erreicht; da aber für dieses die Statistik der wichtigsten Länder noch nicht durchweg abgeschlossen ist, so müssen wir uns mit den Zahlen des vorhergehenden Jahres begnügen. Sie lauten für:

Zahlenangaben gehalten haben. Berücksichtigt wird immer Gesamteinfuhr und Gesamtausfuhr, in denen der Durchgangshandel jedes Landes mit enthalten ist.

	Deutschland	Frankreich	England	Ver. Staaten
Einfuhr:	11572	7848	15196	6944
Ausfuhr:	9684	6410	12225	9258
Gesamthandel:	**21256**	**14258**	**27421**	**16202**

Man sieht hier, wie Deutschland aus der wirtschaftlichen Größenklasse Frankreich-Amerika herauszuwachsen und eine Zwischenstellung zwischen ihr und England einzunehmen beginnt. Der englische Gesamthandel übertrifft jetzt den französischen fast um 100 Prozent, den amerikanischen immer noch um 70 Prozent, den deutschen aber nur noch um etwa 35 Prozent. 1891 war allein die englische Einfuhr um 700 Millionen Mark größer als Deutschlands Einfuhr und Ausfuhr zusammengenommen, und Englands Gesamthandel fast doppelt so groß als der deutsche; einundzwanzig Jahre später war er nur noch ein und ein Drittel mal so groß. Während die Engländer zwei Schritte taten, machten wir jedesmal drei. Frankreichs Beispiel dagegen zeigt uns, daß eine Nation mit einer zum Stillstande gekommenen Vermehrung unter sonst günstigen Umständen zwar immer noch wirtschaftliche Fortschritte machen kann, daß sie aber dabei entschieden hinter den Völkern mit kräftigem Zuwachs zurückbleibt.

Die übrigen Völker kommen als wirtschaftliche Einzelfaktoren neben den vier an der Spitze stehenden Nationen teils nur mit viel geringeren, teils mit verschwindenden Ziffern in Betracht. Rußland z. B. mit der doppelten Volkszahl Deutschlands hat etwa ein Viertel des deutschen Handels, Österreich-Ungarn ebensoviel, Italien, das halb so viel Menschen zählt wie wir, hat weniger als ein Viertel, Spanien noch nicht ein Zehntel!

Das Wichtigste, was uns unsere drei Vergleichsreihen von 1890, 1900 und 1912 zeigen, ist die immer schnellere An-

näherung Deutschlands an England. Darin liegt für jeden, der Zahlen mit Nachdenken zu lesen versteht, ein überzeugender Beweis dafür, daß auch die Gesamtheit unserer Lebensbedingungen denen des englischen Volkes immer ähnlicher geworden ist und wir ebenso wie England immer mehr durch unsere Beteiligung an der Weltwirtschaft und immer weniger von unserer Innenwirtschaft existieren. Der Unterschied zwischen den Engländern und uns ist dabei bis zum großen Kriege nur der gewesen, daß in England jedermann in allen überseeischen Geschehnissen seine eigne Angelegenheit erblickte — bei uns aber nur ein ganz kleiner Teil des Volks diese Überzeugung besaß. Handelsziffern allein machen aber noch lange kein Weltvolk, sondern erst der weltpolitische Geist tut es! Der wirtschaftliche Erfolg erhält seine sittliche Weihe erst durch den kategorischen Imperativ des Dienstes am nationalen Gedanken.

Als Beweis für Deutschlands wirtschaftliches Wachstum werden die Zahlen über die Entwicklung unseres Handels im Vergleich zu England, Frankreich und Amerika genügt haben. Ihnen entspricht im Innern des deutschen Wirtschaftskörpers die gleiche Aufwärtsbewegung in Kohlenausbeute, Eisenproduktion und jeder andern Art von Industrie; in der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, der Bankkapitalien, der Handelsflotte, des Post- und Telegraphenverkehrs und aller andern Gebiete des materiellen Lebens. Das im einzelnen auszuführen, ist schon darum nicht nötig, weil es bei uns an dem Bewußtsein für diese Dinge auch in weiteren Kreisen nicht fehlt. Woran es aber gefehlt hat, das war das Bewußtsein der Notwendigkeit, unser nationales Gesamtempfinden auf die große überseeische Welt und den deutschen Gedanken in ihr neu einzustellen!

Wenn in den Jahren vor dem Kriege die wirtschaftlichen Fortschritte und die allgemeinen Leistungen für den nationalen Gedanken in Deutschland und in England verglichen wurden und die deutsche Opferwilligkeit dabei schlecht abschnitt, so pflegte man zu sagen: ja, die Engländer sind um so viel reicher als wir! Dasselbe Urteil herrschte in bezug auf Frankreich. In Wirklichkeit aber ist die Entwicklung des Volkswohlstandes, sowohl absolut als auch auf dem Durchschnitt der Bevölkerung berechnet, während der beiden letzten Jahrzehnte in Deutschland rascher und kräftiger vor sich gegangen, als in Frankreich und England. Allerdings — ein Land, das so schnelle gewerbliche Fortschritte machte, wie Deutschland, brauchte viel Kapital für die fortgesetzten Neuanlagen; die Franzosen dagegen mit ihrem schwächer pulsierenden Wirtschaftsleben sparten bares Geld, kauften Rente und machten ihr Volksvermögen der politischen Beeinflussung des Auslandes durch Gewährung von Anleihen dienstbar. Frankreich hat dabei seine finanziellen Kräfte, die in Wirklichkeit gar nicht so groß waren, wie alle Welt glaubte, überspannt, aber vom Standpunkt des nationalen Willens zur Macht aus betrachtet, war die französische Finanzpolitik großartig gedacht. Die Engländer befolgten dasselbe System der politischen Kreditgewährung, wie die Franzosen; außerdem aber galt bei ihnen in unerschütterlicher Stärke der Satz, daß jedermann gehalten ist, sein Vermögen nicht allein als Privateigentum, sondern auch als Mittel zur Ausbreitung des nationalen Gedankens zu verwalten. Die einzige wirkliche Entschuldigung, die wir dafür anführen können, daß ein solcher Standpunkt unter uns vielen, ja den meisten wohl noch einigermaßen verwunderlich erscheint, ist die, daß wir mehr Kapital, als die Franzosen und auch als die Engländer tun, auf die Schaffung lebendiger Werte, d. h. auf die Erziehung

von Kindern verwandt haben. Um so schimpflicher und gefährlicher für unseren Zukunftswillen als Volk ist die Tatsache, daß seit kurzem auch wir an Kinderfurcht den Franzosen nachzueifern begonnen haben.

Schätzungen des Volksvermögens gehören zum Schwierigsten, was es gibt, und sie sind immer unsicher. Trotzdem wird man daran festhalten dürfen, daß durch die Untersuchungen der letzten Jahre der Satz von der größeren Armut der Deutschen gegenüber den Franzosen und Engländern widerlegt ist. Wollte dies aber doch noch jemand bezweifeln, so hat er sich durch den Vergleich der Leistungen Frankreichs, Englands und Deutschlands auf dem Gebiet der finanziellen Mobilmachung beim Kriegsausbruch bekehren lassen müssen. Sowohl bei Deutschland als auch bei England ist die Passivität der Handelsbilanz ein Beweis für den Volkswohlstand. Das Minus unserer Ausfuhr gegenüber der Einfuhr wird gedeckt durch die Erträge unseres auf die verschiedenste Art im Auslande arbeitenden überschüssigen Kapitals. So reichlich geschah die Deckung, daß Deutschland, trotzdem, daß es jährlich 1,5 bis 2 Milliarden Mark auf die Regulierung der Handelsbilanz zu verwenden hat, doch immer wohlhabender geworden ist. Das beweist sich unmittelbar durch unser aller persönliche Erfahrung, und daher ist es nicht nötig, viel Worte darüber zu verlieren. In allen Ständen sind die Lebensansprüche gestiegen, was nur durch die Vergrößerung des Einkommens erklärlich ist. Die öfters gehörte Behauptung, daß die Vermehrung des Einkommens durch die Erhöhung der Preise aufgehoben werde, ist nicht richtig. Sie gilt weder für den Arbeiterstand, wo selbst von sozialdemokratischer Seite zugegeben wird, daß die Lohnsteigerung während des letzten Jahrzehnts die Verteuerung des Lebens übertrifft und die Lebensverhältnisse der Arbeiter sich gebessert haben, noch gilt

sie für den Mittelstand, oder gar für die oberen, wirklich wohlhabenden Schichten. Daß Wohnung, Kleidung, Hausrat usw. überwiegend teurer geworden sind, ist wahr, aber sie sind auch besser geworden. Zwar wird bei uns noch furchtbar viel billiger Schund fabriziert und gekauft, aber die grauenhafte Unbildung, wie sie in Deutschland während der achtziger und neunziger Jahre in bezug auf Schein und Sein, Stoff und Form herrschte, ist doch etwas im Weichen begriffen. Noch sind wir weit unter England, aber wir sind ebenso weit über der Ärmlichkeit, die man früher bei uns fand. Nicht mit Unrecht wird gegen das heutige deutsche Wesen in manchen Beziehungen der Vorwurf der Parvenuhaftigkeit erhoben. Unser Mittelstand wendet zu viel von seinem Einkommen an Äußerlichkeiten und Plunder und geizt für die Werte des inneren Lebens; unsere Besitzenden verraten in ihrem Aufwand oft noch eine bemerkenswerte Ahnungslosigkeit in betreff des Zusammenhanges von Kulturgütern und Geschmack — aber Geld wird viel mehr ausgegeben als früher.

In Preußen — die entsprechenden Zahlen für das Reich sind nicht rein zu ermitteln, sie würden aber ein ähnliches Bild ergeben — betrug das steuerpflichtige Einkommen 1892 nicht ganz 6 Milliarden Mark; 1910 hatte es sich mehr als verdoppelt, auf 14,5 Milliarden! Die vom Einkommen erhobene Steuersumme wuchs während desselben Zeitraum von rund 125 auf rund 338 Millionen. Die Zunahme geht, wie man sieht, parallel der Steigerung des Wirtschaftslebens, die sich im Wachstum unseres Außenhandels während derselben Periode ausdrückt, und sie ist weit größer, als allein nach dem Wachstum der Volkszahl erwartet werden müßte.

Welchem Gebiete der Volkswirtschaft wir uns auch zuwenden mögen — überall zeigt sich schneller Fortschritt. In

neun Jahren, von 1900 bis 1908, wuchsen die Sparkassenguthaben von 8,9 auf 14,6 Milliarden; gegenwärtig sind sie auf rund 18 Milliarden (!) gestiegen. Im Jahre 1895 betrug das in Preußen zur Ergänzungssteuer veranlagte Vermögen zirka 64 Milliarden; für die Steuerperiode 1911/13 dagegen sind zirka 104 Milliarden veranschlagt. Dabei ist die Gesamtzahl der Ergänzungssteuerpflichtigen um über 50 %, die Bevölkerungsziffer nur um zirka 29 % gestiegen. Das Volksvermögen wächst also auch hiernach rascher, als die Volkszahl, und kämen nicht die Jahre der internationalen Wirtschaftskrisen dazwischen, die periodenweise einen kurzen Stillstand der Entwicklung verursachen, so wäre das Tempo noch rapider. 1913 mit seiner Gesamthandelsziffer von 22,5 Milliarden zeigte uns schon auf einer Stufe, die England erst nur fünf Jahre vorher eingenommen hatte!

Wozu stellen wir diese Angaben zusammen, die das Wachstum Deutschlands nach der materiellen Seite hin beweisen sollen. Welchen Wert haben sie für das Thema, das uns beschäftigt? Drückt sich die nationale Idee in Kapitalsgewinnen oder in Gehaltserhöhungen aus? Darauf antworten wir: Nicht die Zunahme von Volkszahl, Gewerbe und Wohlstand an sich ist das Ziel unserer Gedanken, sondern in ihrem Aufsteigen sehen wir die materielle Leistungsfähigkeit der Deutschen für die Durchdringung der Welt mit deutsch-nationalen Lebenswirkungen sich vergrößern. Je mächtiger der Volkskörper wird, von dem Kräfte ausgehen, desto unwiderstehlicher machen sie ihre Wirkungen geltend. Holten wir nicht die Engländer mit den Riesenschritten unserer wirtschaftlichen Entwicklung ein, so wäre das Reden vom deutschen Gedanken in der Welt eitel.

Nur Ahnungslose konnten aber an die Ausdehnung unserer Interessen denken, ohne sich gleichzeitig die Wider-

stände klarzumachen, die sie hervorrief. Nie durften wir vergessen, daß mit jeder Stufe, um die wir England näher rückten, für das englische Volk das Problem sich verschärfte, ob es unseren Einfluß auf Weltwirtschaft, Weltpolitik und Weltkultur als gleichberechtigt mit sich anerkennen sollte, oder nicht. Von Jahr zu Jahr erhob sich daher für die Engländer mit immer stärker zwingender Gewalt die Frage: Soll es nach wie vor heißen, daß die Welt immer englischer wird, oder soll es von heute oder morgen ab heißen, sie wird zwar immer englischer, *aber sie wird auch gleichzeitig immer deutscher?*

England hätte unnatürlich gehandelt, wenn es nicht sein Möglichstes getan hätte, um der heraufziehenden Gefahr zu begegnen. Es steigerte seine Rüstungen so weit, daß selbst die gewaltige finanzielle Tragkraft des englischen Reichtums bis nahe an die Grenze des Erträglichen belastet wurde, und es suchte für den Fall des Krieges Bundesgenossen gegen Deutschland in aller Welt. Wir werden an anderer Stelle den Gang der englischen Politik uns gegenüber noch genauer zu verfolgen haben. Hier, wo wir von den Lasten reden wollen, die wir hauptsächlich um der englischen Gegnerschaft willen auf uns nehmen mußten, und von unserer Bereitwilligkeit, sie zu tragen, sei nur im voraus auf die eine Tatsache hingewiesen, daß England zwar sehr viel, aber doch nicht alles getan hat, um sich für den Tag der Entscheidung gegen uns zu rüsten: *es hat das Opfer der allgemeinen Wehrpflicht nicht über sich gebracht!* Hätte es auch das noch getan, wäre es imstande gewesen, nicht 100000 oder 150000 Mann, sondern eine halbe oder eine ganze Million ausgebildeter Soldaten nach Frankreich hinüber zu werfen — wer weiß, welche Wendung der Weltkrieg dann genommen hätte!

Jene Frage, ob die Zukunft der Welt im wesentlichen

angelsächsisch oder angelsächsisch-deutsch sein würde, stellte uns praktisch vor die Wahl, ob wir uns eines Tages vor der englischen Aufforderung würden ergeben müssen: schränkt euch soweit ein, daß ihr unsere Interessen nicht beeinträchtigt! — oder ob wir unsere Rüstung stark genug machen wollten, um Zumutungen aller Art an uns herankommen zu lassen? Wir für unser Teil hielten zwar fest an dem Entschluß, niemanden anzugreifen, aber der Naturvorgang unseres Wachstums und die beschleunigte Erweiterung unserer direkten Lebensnotwendigkeiten brachten auch ohne unser Zutun die Krisis näher und näher. Damit wurden die übrigen Völker, vor allen Dingen die Engländer, genötigt, sich zu entscheiden, ob sie den Dingen ihren Lauf lassen oder noch rechtzeitig den Versuch machen sollten, unserem Wachstum Einhalt zu tun. Aus dieser Lage entstand in der Hauptsache die zunehmende Rüstung Europas. Nachdem aber endlich der große Ausbruch der Feindschaft gegen Deutschland erfolgt ist, will es uns, wenn wir die Ausgaben der großen Staaten für Heer und Flotte seit dem Beginn der deutsch-englischen Spannung vergleichen, fast bedünken, als ob wir immer noch mehr für unsere Rüstung hätten tun sollen und tun können, als wir in Wirklichkeit getan haben.

Nehmen wir als Ausgangspunkt der folgenden Vergleiche das Jahr 1902, als den Zeitpunkt, wo der Burenkrieg beendet und das Bündnis zwischen England und Japan, das den eigentlichen Beginn der Einkreisungspolitik gegen Deutschland bedeutete, geschlossen war. Während des nun folgenden Jahrzehntes, also bis 1911, steigerte Deutschland seine Ausgaben für die Armee von rund 670 auf rund 840 Millionen Mark im Jahr; für die Marine vor rund 205 auf rund 450 Millionen, also zusammen für die Land- und Seemacht von 875 auf 1260 Millionen. Gleichzeitig wuchs die Be-

völkerung um mehr als 8,5 Millionen. Auf den Kopf der Volkszahl berechnet, gaben wir also 1902 für Heer und Flotte zusammen etwas über 15 Mark aus; 1911 dagegen 19,20 Mark. Berücksichtigen wir aber die gleichzeitige schnelle Zunahme unseres Volksreichtums, so ist unverkennbar, daß während jenes Rüstungsjahrzehntes unsere Kraft schneller wuchs, als die Lasten, die wir uns um der kommenden Entscheidungsstunde willen zu übernehmen entschlossen. Ein Jahr darauf, 1912, brach die Orientkrisis aus. Heute können wir urteilen, daß sie nichts anderes war, als der Vorläufer des Weltkrieges. Sie enthüllte uns den Ernst unserer Lage, die Anstrengungen und die Entschlossenheit unserer Gegner, in ihrer ganzen ungeheuren Schwere und nötigte uns, mit einemmal die bedeutend gesteigerte Belastung der Heeresvorlage von 1912/13 und die Milliarden-Wehrsteuer auf uns zu nehmen.

England gab 1902 für seine Armee 585, für seine Flotte 633 Millionen aus, zusammen 1218 Millionen. 1911 betrug das Heeresbudget 547, das der Marine 906 Millionen, zusammen 1453 Millionen Mark. Das machte auf jeden Engländer am Beginn des Jahrzehnts 29, an seinem Ende 32 Mark Kosten für die Land- und Seemacht, also beinahe 13 Mark oder 60 Prozent auf den Kopf mehr, als die deutsche Belastung. Mochte man den englischen Reichtum für noch so groß halten — daß er im Durchschnitt des ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts auf mehr als das Anderthalbfache gegenüber dem unsrigen zu schätzen gewesen wäre, ist nicht anzunehmen. Mit seinem Handel war uns England durchschnittlich nur um 40 Prozent, mit den Kosten seiner nationalen Rüstung aber um 60 Prozent voraus.

Frankreich gab 1902 für die Armee 584 und für die Marine 243 Millionen aus, zusammen 827 Millionen; auf den Kopf etwa 21 Mark. 1911 betrugen die Ziffern 748 und

333 Millionen, zusammen 1051 Millionen; auf den Kopf 26,50 Mark. Das war weniger, als England ausgab, aber immer noch bedeutend mehr, als wir leisteten. Nach dem Orientkrieg entschlossen sich die Franzosen, in der Voraussicht, daß die Entscheidung herannahte, zu den enormen Opfern der dreijährigen Dienstzeit, deren Durchbildung bei der einseitig zum Vorteil der besitzenden Klassen ausgebildeten Steuerverfassung Frankreichs den französischen Staatshaushalt schon vor dem Ausbruch des Krieges in Unordnung zu bringen anfing.

Unser Bundesgenosse Österreich-Ungarn gab für Heer und Flotte 1902 zusammen 402 Millionen und 1911 509 Millionen Mark aus, was auf den Kopf die geringe Steigerung von etwa 9 auf etwas über 10,50 Mark bedeutete. Zum Teil drückt sich darin im Vergleich zu Deutschland die geringere materielle Entwicklung und Leistungsfähigkeit des Staatswesens aus; außerdem aber auch leider die Tatsache, daß die inneren Kämpfe der Nationalitäten und die dadurch behinderte Entschlußkraft der Regierung die militärische Stärke Österreich-Ungarns geringer erhielten, als sonst möglich und notwendig gewesen wäre. Die Folgen davon hat unser Verbündeter zu Beginn des Krieges im Herbst 1914 zu spüren bekommen, als die Armee wegen ihrer zahlenmäßigen Schwäche, wegen ihrer nicht voll genügenden Ausrüstung und Bereitschaft und wegen des hier und da nicht ordentlich ausgebauten Eisenbahnnetzes sich nicht imstande zeigte, die begonnene Offensive in Russisch-Polen durchzuführen und Galizien gegen die Russen zu behaupten. Hätten beide Reichshälften während des Jahrzehnts vor dem Balkankriege ihre Kräfte soweit angespannt, wie sie es nicht nur gesollt, sondern auch gekonnt hätten, so wäre bereits der erste Akt des österreichisch-russischen Krieges erfreulicher verlaufen.

Italien wandte 1902 für die Armee 196, für die Flotte 87 Millionen auf, 1911 waren es 317 und 156 Millionen, zusammen 473 Millionen. Die Zunahme ist also verhältnismäßig schneller vor sich gegangen, als selbst bei Deutschland, denn pro Kopf wurden 1902 nur etwa 8,50 Mark, 1911 dagegen 13,50 Mark geleistet. Die wirtschaftliche Entwicklung Italiens kann keinen Vergleich mit Deutschland aushalten; im Verhältnis zu uns haben sich also die Italiener willig gezeigt, eine ziemlich bedeutende Last auf sich zu nehmen. Um wirkliche Großmachtspolitik zu treiben, haben aber ihre Leistungen doch nicht ausgereicht. Als der Krieg ausbrach, war es klar, daß die Zukunft Italiens von vornherein auf der Seite des Dreibundes lag, denn nur wenn die Italiener im Bunde mit Deutschland und Österreich-Ungarn siegten, winkte ihnen das Ziel, ein Stück vom französischen Nordafrika zu erwerben. Italien mag auf Kosten Österreichs noch so viel von seinen Wünschen befriedigt sehen, es mag Südtirol, Triest und selbst Dalmatien, ja sogar ein Stück von Albanien erwerben — durch all das würde es noch nicht Großmacht im heutigen Sinne des Wortes werden. Ganz anders sieht die italienische Zukunft aus, wenn nicht nur Tripolis, sondern auch Tunis und womöglich auch Algier, Malta, Korsika Bestandteile eines größeren Italien diesseits und jenseits des Meeres werden. Die starke italienische Auswanderung kann dann in Nordafrika in unmittelbarem national-politischen Zusammenhange mit der Heimat untergebracht werden. Dazu aber hätten die Italiener die Kraft besitzen müssen, nicht nur gegen Frankreich, sondern auch gegen England auf der Seite des Dreibundes auszuhalten. Zum Teil war es der politische Unverstand des Volks, der aus alter stimmungsmäßiger Feindschaft gegen Österreich die Regierung daran hinderte, die italienische Armee auf derselben Seite

kämpfen zu lassen, wo die Österreicher kämpften. Außerdem aber, und diese Rücksicht war die entscheidende, zeigte es sich sofort, daß die italienische Flotte viel zu schwach war, um Italien eine Politik seiner eigenen Interessen auch für den Fall zu erlauben, daß England auf die Seite der Gegner trat. England mußte natürlich dauernd bestrebt sein, das Aufkommen Italiens als einer wirklichen Großmacht im Mittelmeer zu verhindern, denn das Mittelmeer ist die englische Straße nach Indien, Ostasien, Afrika, Australien. England kann kein größeres Italien dulden, das gleichzeitig Sizilien und Tunis besitzt. Hätten die Italiener nationale Politik im großen Stil treiben wollen, so hätten sie sich noch mehr anstrengen müssen, als sie getan haben, d. h. außer der Kräftigung ihrer Armee auch noch den Bau einer Flotte betreiben, die stark genug war, um im Verein mit der österreichischen Seemacht die französische Flotte und das englische Mittelmeergeschwader zu bestehen. Das war, wenn auch große nationale Opfer notwendig gewesen wären, doch keine Unmöglichkeit.

Am kolossalsten sind die Anstrengungen Rußlands gewesen. Von 1902 bis 1911 erhöhte sich der russische Heeresetat von 741 auf 1048, der Marineetat allerdings nur von 217 auf 238 Millionen Mark. Damit aber war der russische Gesamtaufwand für die nationale Rüstung bereits größer, als der unsrige: 1286 Millionen gegen 1260 Millionen für Deutschland im Jahre 1911. Auf den Kopf berechnet gab Rußland 1902 etwa 7 Mark, 1911 etwa 8,50 Mark aus. Bei der ökonomischen Rückständigkeit Rußlands ging aber schon diese Belastung weit darüber hinaus, was dem Volke von Rechts wegen zugemutet werden konnte, denn sie ließ sich nur um den Preis aufrecht erhalten, daß bei den Kulturaufgaben im Inneren, namentlich bei der Schule und allem sonstigen geistigen Fortschritt, mit einer un-

erhörten Unterbilanz gearbeitet wurde. Nur ein Staat, in dem sich eine absolute Regierungsform mit dem schärfsten Nationalismus der führenden Kreise und mit unbegrenzter Leidensfähigkeit der Masse vereinigt, ist imstande, den Militärausgaben eine solche Stelle in seinem Haushalt einzuräumen, wie Rußland. Hätten wir während der Zeit zwischen dem Buren- und dem Balkankriege nach ähnlichen Grundsätzen verfahren wollen, so wären wir imstande gewesen, das Doppelte und Dreifache unseres damaligen Aufwandes für Heer und Flotte auszugeben. Wir konnten es nicht, weil wir ein Kulturvolk sind; Rußland aber steigerte in den Jahren von 1912 bis 1914 seine Ausgaben abermals ins Ungemessene. Es verdoppelte sein Marinebudget und es erhöhte den Aufwand für die Armee so sehr, daß ihr Friedensbestand mehr als doppelt so hoch war, als der unsrige; ja, bis zum Jahre 1916 sollte er bis aufs Dreifache gesteigert werden. Das war natürlich nur möglich, wenn nicht nur die eigenen Kräfte des Staates ohne Rücksicht auf das Volkswohl für die Rüstung verbraucht, sondern außerdem auch Anleihen der ungeheuerlichsten Art aufgenommen wurden — in Frankreich natürlich, dem keine Wahl mehr blieb, als dem russischen Verbündeten, dem so viel geborgt worden war, immer noch weiter zu borgen.

Solch ein Rückblick auf die Rüstungsgeschichte der europäischen Völker vom Beginn des Jahrhunderts bis zum Weltkriege zeigt uns deutlich, wie sehr diejenigen irrten, die in wohlmeinender Absicht ihre Zweifel daran äußerten, ob es richtig sei, so große Mittel auf den kriegerischen Unterbau des deutschen Gedankens in der Welt zu verwenden. Was wir geleistet haben, das waren wir ohne Anstrengung zu leisten imstande, und was wir wirklich leisten konnten, das zeigte sich andeutungsweise bei der Wehrsteuer von 1913; voll und ganz

aber erst, als der Krieg ausgebrochen war. Nichts war irrtümlicher, als die Behauptung, unsere Militärlasten seien drückend, während wir doch fortgesetzt an Menschen und an Wohlstand zunahmen. Welche Last drückte uns denn mehr — die fünfzehn Mark, die 1902 im Durchschnitt auf jeden von uns entfielen, oder die neunzehn Mark von 1911? Und selbst, als die letzte große Heeresvermehrung kam und die Wehrsteuer — blieb uns da nicht trotz allem immer noch mehr Geld für unser bürgerliches Leben, für Essen, Trinken, Wohnen, Kunst, Reisen und allen Luxus übrig, als 1892, wo in Preußen noch nicht zwei Fünftel von dem Einkommen des letzten Jahres vor dem Kriege versteuert wurden? Trotzdem gab es eine Menge Menschen unter uns, die, wenn sie auch nicht ausdrücklich so dachten, doch so taten und redeten, als ob der Deutsche zwar Bier, Schnaps und Wein notwendig zum Leben brauchte, ein Heer aber, das stark genug war, eine Flotte, die groß genug war, um seine nationale Zukunft zu sichern, nicht so durchaus notwendig!

Unser Wachstum konnte uns das Unterpfand zukünftiger Größe an der Seite der Angelsachsen sein; es konnte sich aber auch als Verhängnis auf uns legen, wenn es uns nicht dazu diente, die Riegel zu sprengen, mit denen die anderen uns einschränken wollten. Vor wenigen Jahren, als dies Buch zum ersten Male in die Welt ging, schrieb ich an dieser Stelle von unseren Gegnern: *Sie werden sich nicht besinnen, die Gelegenheit zu ergreifen, die ihnen günstig genug scheint, uns einzuschnüren oder zu fesseln; sie sehen schärfer, besser als wir, wohin uns unsere Zukunft treibt — daß wir die Welt mitgestalten oder verkümmern müssen!* An diese Sätze knüpfte ich ein Wort des Unmutes darüber, daß es Deutsche gäbe, die sich fragten: was darf die Zukunft des

deutschen Wesens mich kosten? Die Erfahrung des Krieges hat uns alle darüber belehrt, daß der Kleinmut und die Pfennignörgelei gegenüber dem deutschen Gedanken in der Welt doch nicht aus dem innersten, besten Teil unserer Volksnatur kamen, sondern daß wir imstande waren, dem Augenblick, der alles von uns forderte, mit wirklicher Größe zu begegnen. Hätte aber auch in den vier Friedensjahrzehnten und vor allen Dingen in dem letzten von ihnen beim Durchschnitt unserer Volksvertretung und unserer öffentlichen Volksmeinung größere Klarheit über unsere Lage und größere Energie im Wollen für die Zukunft bestanden, so hätten wir mit einer Rüstung in den Kampf gehen können, die noch stärker war, als die in dem Augenblick, da wir sie anlegen mußten, vorhandene.

VIERTES KAPITEL

Kräfte und Krücken

Wir haben versucht, darzustellen, welche Hemmungen für unser Aufsteigen unter den Völkern sich aus unserer Volksgeschichte und aus ihrer Einwirkung auf den Volkscharakter sich ergeben haben, und wir unternahmen es danach, einen Überblick über unsere trotzdem vorhandene materielle Leistungsfähigkeit zu geben. Nunmehr liegt uns die Aufgabe ob, praktische Richtlinien für die Arbeit am deutschen Gedanken in der außerdeutschen Welt aufzustellen. Solche werden sich jetzt, wo durch den Krieg das Rad der Weltgeschichte um ein gewaltiges Stück vorwärtsgetrieben ist und unsere nationale Entwicklung einen Höhepunkt erlebt hat, wie kaum je zuvor, viel kräftiger und sicherer ziehen lassen, als damals, wo das Kriegsschicksal noch im Ungewissen hing. Trotzdem aber bleibt uns die Pflicht nicht erspart, Klarheit über eine Vorfrage zu schaffen, die von größerer Bedeutung ist, als alles bisher Gesagte und die trotz unseres Triumphes unter den Weltvölkern über unsere eigene innere und äußere Befähigung zum Weltvolk entscheidet. Diese Frage lautet: Was vermögen die in unserem Volke vorhandenen idealen Kräfte gegenüber jenen Hemmungen, von denen wir oben gesprochen haben, positiv aufbauend zu

leisten? — und wie weit sind schädigende Mächte imstande, die Oberhand über sie zu behalten?

Darauf könnte ein Zweifler erwidern, da uns die größte politische Tugend, nämlich die Fähigkeit, um des nationalen Fortschrittes willen alles Trennende hinter dem Einigenden zurückzustellen, in beklagenswertem Maße mangele, so sei es von vornherein fraglich, ob alle positiven Kräfte unseres Lebens auf die Dauer imstande sein würden, die von hier ausgehenden Schädigungen des nationalen Gedankens auszugleichen. Diese Zweifelsfrage, das fühlen wir alle, hätte bis zu der letzten großen Prüfung unserer Volksseele grundsätzlich nicht von der Hand gewiesen werden dürfen. Heute dagegen können wir uns des befreienden nationalen Erlebnisses der Stunde freuen, da uns das Schicksal des Daseinskampfes geschenkt wurde. Nur Eins ist es, was trotzdem Sorge um unsere Zukunft wach erhält: die Frage nach der Tragfestigkeit des elementaren Urgrundes all unseres nationalen Lebens und Fortschreitens. Zahlen, sagt man, reden, und es gibt eine Zahl bei uns, die eine sehr nachdenkliche Sprache redet: unsere Geburtenziffer! Was in ihr zum Ausdruck kommt, ist nicht nur das Ergebnis irgendwelcher äußerer Veränderungen, sondern außerdem ein Wandel in der Seele des deutschen Volks unter dem Gesichtspunkt nationaler Sittlichkeit. Indem wir den Rückgang der Eheschließungen und die Verringerung der Fruchtbarkeit unserer Ehen als eine Erscheinung feststellen, die von übler Bedeutung für unsere äußere Entwicklung ist, müssen wir uns gleichzeitig daran erinnern, daß es die Furcht vor der Ehe und die Furcht vor dem Kinde gewesen ist, womit schon mehr als einmal in der Geschichte der moralische Ruin der Nationen angefangen hat. Die Liebe zum ehelichen

Leben und die Freude am Kinderreichtum ist ein unmittelbarer Gradmesser für die innere und äußere Gesundheit eines Volkes. Das empfand Tacitus, als er der Verderbtheit seines Zeitalters den Spiegel der Germanen vorhielt: Sic unum accipiunt maritum quo modo unum corpus et unam vitam, ne ulla cogitatio ultra, ne longior cupiditas, ne tamquam maritum, sed tamquam matrimonium ament. Numerum liberorum finire aut quemquam ex adgnatis necare flagitium habetur, plusque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. Zu Deutsch: So empfangen sie nur einen Gatten gleichwie nur einen Leib und ein Leben; kein Trachten über das gesetzte Ziel, keine immerwährende Begierde — und nicht so sehr der Gatte, als vielmehr die Ehe soll geliebt werden. Der Kinderzahl ein Ende zu setzen oder einen Blutsverwandten umzubringen, hält man für eine Schandtat, und mehr gelten dort gute Sitten, als anderswo gute Gesetze!

Diesen ehernen Worten des Römers stellen wir die Mahnung gegenüber, die unter uns Heutigen derjenige Mann, dem am beredtesten und am tiefsten von der Fruchtbarkeit unseres Volks als seinem natürlichsten sittlichen Gut zu reden gegeben ist, in die Worte faßt:*) „Was uns den Kindersegen des deutschen Volkes trotz aller Schwierigkeiten noch erhält, ist die Nachwirkung einer Zeit von Jahrhunderten, die in unserer Religion und Moral sich niedergelegt hat: das Lebensgefühl der Natur, die sich der kalten Lehre vom Nutzen gegenüber sieghaft behauptet, die dunkel empfundene Pflicht aller einzelnen gegenüber der Gattung. Auf diesem Gebiet leben wir vom Kapital der Vergangenheit und müssen Sorge tragen, daß es sich nicht aufzehrt. In dem Maße, in dem

*) Friedrich Naumann, Neudeutsche Wirtschaftspolitik.

die Natur und die starke Gattungsmoral der Vorzeit schlaffer werden, werden wir immer weitere Schritte zur Anerkennung tun müssen, daß es eine öffentliche Leistung ist, Kinder zu erziehen, wenn wir als Volk nicht zurückgehen wollen. Vor allem werden wir es der Frau erleichtern müssen, Mutter sein zu können. Das ist das erste und schwerste Problem der Frauenfrage."

Das Stück Volkssittlichkeit, das uns in diesen Worten vorgeführt wird, ist bei den meisten derer, die seinem Gebote folgen, nicht ein Gut, dessen sie sich voll bewußt sind, sondern öfter ein unbewußtes Verdienst. Die Sittlichkeit ist aber um so höher, je entschiedener sie ins Bewußtsein der Persönlichkeiten wie der Völker übergeht, und das Maß sittlicher Einsicht, das die einen wie die andern besitzen, ist nicht nur in der Frage der Fortpflanzung und Volksvermehrung, sondern auf allen Gebieten des nationalen Lebens abhängig von der Lebendigkeit der Gewissen. Volksgewissen und Personalgewissen, so sehr sie sich auf der einen Seite bedingen, sind andererseits doch sehr verschieden geartete Größen. Das eine hat es mit der Moral des Privatlebens oder der bürgerlichen Sittlichkeit zu tun; die moralische Instanz des andern ist der innere Pflichtzwang des nationalen Gedankens. Der Deutsche hat ein sehr mangelhaftes nationales, aber unter allen großen Völkern zweifellos das am höchsten entwickelte persönliche **Pflichtgefühl**, und wenn wir die Antwort auf die Frage suchen, woher trotz aller äußeren und inneren Hindernisse der Aufschwung Deutschlands stammt, so kann die Antwort nur lauten: eben aus dieser Quelle! Nicht weniger hoch steht die Intensität der **deutschen Arbeit.** Kein Volk innerhalb des abendländischen Kulturkreises ist so willig zur Arbeit um der Arbeit willen, wie wir, und wenn wir sie als

einen Lebensvorgang ansehen, der aus materiellen und aus sittlichen Elementen gleichmäßig entsteht, so können wir kühn behaupten, daß in keinem Lande der Welt so viel, so pflichtgetreu und so genau gearbeitet wird, wie in Deutschland, und wir können hinzufügen: nirgends sind die Anforderungen an die Gewissenhaftigkeit der einzelnen Arbeitsleistung so hoch wie bei uns.

Dieser Grundzug durchdringt gleichmäßig alle Gebiete des deutschen Lebens. Daß unser Schulwesen, vielleicht mit Ausnahme des dänischen, am höchsten auf der Welt entwickelt ist, vermag niemand zu bestreiten. Man kann auf dem Gebiet der Volksschule in den östlichen Provinzen Preußens auf recht viel Unerfreuliches hinweisen, aber im ganzen marschieren wir trotzdem von der Elementarschule bis zur Universität an der Spitze der Nationen. Unsere Großindustrie, die erst wenige Jahrzehnte alt ist, und die sich in ihren Anfängen zuerst das Urteil „billig und schlecht" gefallen lassen mußte, steht an durchschnittlicher Leistungsfähigkeit nur noch wenig hinter der englischen zurück, die auf eine Schule von zwei Jahrhunderten zurückblickt. In allem aber, was mit der modernen Entwicklung der rechnenden und experimentierenden Naturwissenschaft zusammenhängt: angewandte Chemie, Physik, Elektrizität und Verwandtes, sind wir im Begriff, nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch die gewerbliche Führung zu gewinnen. Unsere technischen Unterrichtsanstalten bilden auf diesem Gebiet eine so große Menge von Kräften aus, die im Durchschnitt fähig sind, hohen und fortgesetzt steigenden Anforderungen zu genügen, daß selbst die Engländer sich außerstande sehen, dem etwas Ähnliches an die Seite zu stellen. Nicht, daß die Spitzen der Wissenschaft in England, Amerika oder Frankreich weniger leisteten, als in Deutschland, oder daß die mittlere Begabung für die Technik

dort geringer wäre als bei uns, aber die Organisation und den breit und tief ausladenden soliden Unterbau des Massenunterrichts haben uns bisher weder die Angelsachsen noch die Romanen nachmachen können. Das englische System der auf einer reichen Summe nutzbringender Erfahrungen beruhenden, aber meist auf das Praktische sich beschränkenden Ausbildung kommt allmählich vor der zunächst langsam, aber mit größerer wissenschaftlicher Gründlichkeit und exakterer Bildung nachrückenden Phalanx der deutschen Chemiker, Elektrotechniker und sonstiger gewerblich-wissenschaftlicher Arbeiter ins Hintertreffen. Schon erhoben sich darum drüben Stimmen der Besorgnis, die mit beginnender Angst auf die überlegene Schulung der Deutschen hinwiesen. Unser siegreiches Vordringen beschränkt sich aber nicht auf die genannten Gebiete, sondern der Kreis, in dem wir erst Vollgültiges, dann Überlegenes leisten, wird immer weiter. Im Jahre 1881 ließ der Norddeutsche Lloyd seinen ersten Schnelldampfer für den Personenverkehr zwischen Europa und Amerika bauen, die „Elbe", mit etwa 4500 Registertonnen Gehalt; nach heutigen Begriffen also ein kaum mittelgroßes Ozeanschiff. Damals, vor dreißig Jahren, gab es noch keine deutsche Werft, der ein solcher Bauauftrag hätte gegeben werden können, und der Lloyd mußte die englische Firma Elder & Co. damit betrauen! Der erste Mann, der es wagte, größere deutsche Kriegsschiffe auf deutschen Werften bauen zu lassen, war zu Anfang der achtziger Jahre der Admiral v. Stosch. 1885 entschloß sich der Lloyd, die Bedingung anzunehmen, an die der Reichszuschuß für den Postdienst nach Australien und Ostasien geknüpft wurde: die Schiffe müßten in Deutschland aus deutschem Material gebaut werden. Sechs Jahre später ließ die Hamburg-Amerika-Linie den Schnelldampfer „Fürst Bismarck" vom Stapel, der gleich bei seiner ersten Ausreise nach Amerika die

schnellste bis dahin gemachte Fahrt über den Ozean vor sich brachte. In England wie in Amerika war man geradezu verblüfft über diesen Aufschwung der deutschen Schiffbau-Industrie, die man zehn Jahre vorher als kaum vorhanden betrachtet hatte. Dieselbe Erfahrung mußten die Engländer machen, als sie unmittelbar nach dem russisch-japanischen Kriege den Dreadnought-Typus im Kriegsschiffbau aufstellten. Sie glaubten, daß wir nicht imstande sein würden, schnell zu folgen, und daß sie auf diese Weise einen entscheidenden Vorsprung gewinnen würden. Das Gegenteil war der Fall. Wir kamen ohne weiteres nach, und heute ist das schnellste und das am vollkommensten armierte große Kriegsschiff der Welt ein deutsches.

Was ist es, das uns diesen beispiellosen Fortschritt ermöglicht hat? Nichts anderes, als die wissenschaftlich genaue und von unübertroffenem Pflichtgefühl angefeuerte Intensität unserer Arbeit. Hätte hinter der Treffsicherheit und technischen Vollendung unseres Könnens auf diesem Gebiet auch noch das entschlossene Wollen eines großen und einheitlichen nationalen Pflichtgefühls gestanden — welch einen Flug in die Welt hätte der deutsche Gedanke seit einem Menschenalter bereits nehmen können!

Wenden wir uns den übrigen Seiten des industriellen Lebens zu, so sehen wir, daß wir zwar noch in einem Übergangsstadium stecken, aber im Begriff sind, Fortschritte zu machen, die, wenn sie glücken, uns einen hohen Platz unter den Industrievölkern sichern werden. Jede Großindustrie hat damit angefangen, daß sie Gegenstände des Massengebrauchs billiger herstellte, als es der Handbetrieb vermochte. Darunter pflegte sowohl der reelle, als auch der ästhetische Wert des einzelnen Stücks zu leiden, aber die größere Wohlfeilheit

entschied. Wir erleben heute die Überschwemmung der alten überseeischen Kulturländer, in denen bisher eine solide handarbeitende Technik geherrscht hat, mit großindustrieller Massenware: die wundervoll geknüpften Teppichtaschen, in denen turkmenische und persische Bräute ihre Aussteuer mitbekamen und an denen sie viele Jahre arbeiteten, werden durch grellbunt lackierte Blechkisten aus russischen Fabriken ersetzt, und das kunstvolle einheimische Gewebe der Javanen weicht dem billigsten modernen Kattun. Es wird aber nicht mehr lange dauern, so wird die Fabrikation solcher Massenartikel in jenen Ländern selbst ihren Sitz aufschlagen, und ebenso zeigt uns die Erfahrung, daß die Neuländer der europäischen Kultur jenseits der Ozeane, von Nord-Amerika bis Neu-Seeland, die sich erst damit begnügten, uns mit ihrem Korn, ihrer Wolle, ihrem Fleisch zu überschütten und unsere Industrieerzeugnisse in den Tausch zu nehmen, jetzt Fabriken bauen und hohe Zollmauern zum Schutz ihrer aufkommenden Gewerbetätigkeit errichten. Was diese Wirtschaftsgebiete, die keine eigene alte Kultur oder keinen ursprünglichen Zusammenhang mit der europäischen Industriekultur haben, auf diesem Wege allenfalls erreichen können, das wird für absehbare Zeit aber nur Befriedigung ihres Konsums an allerlei Massenartikeln sein. Zur Herstellung hochwertiger Waren bedarf es nicht nur der Arbeitskräfte und des Kapitals, sondern auch eines Quantums von Tradition und Geschmack, von technischem und geistigem Können, das erst in einer Folge von gewerblichen Generationen erworben werden kann. Damit ist uns unser Weg vorgezeichnet. Wollten wir immer nur überwiegend Massenware für den Weltmarkt arbeiten, so müßten wir, um weiter mit der aufkommenden Eigenindustrie unserer überseeischen Absatzgebiete zu konkurrieren, diese stets von neuem unterbieten, stets billiger und billiger zu arbeiten suchen. Schließ-

lich würden wir aber bei dieser Art von Wettbewerb doch diejenigen sein, denen zuerst der Atem ausgeht, weil wir nicht nur die Herstellungs-, sondern auch die Absatzkosten in die Ferne tragen müssen, und weil unsere höher Kultur es uns verbietet, die Produktion auf Kosten der Lebenshaltung des arbeitenden Volkes unter einen gewissen Stand zu verbilligen. Wir müssen also rechtzeitig mit einem möglichst großen Teil unserer Exportindustrie auf Qualitätsware übergehen. Da bei der enormen Produktionsvermehrung auf der ganzen Erde fast alle wirtschaftenden Völker gegenwärtig wohlhabender werden, so wird es denjenigen, die imstande sind, besondere industrielle Qualitätswerte zu schaffen, an Absatz für solche nicht fehlen. Haben doch diejenigen beiden Völker Europas, die industriell am höchsten entwickelt sind, Deutschland und England, wenn man von den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika absieht, die das Baumwollmonopol besitzen, bis zum großen Kriege miteinander größere Werte ausgetauscht, als mit irgendeinem anderen Wirtschaftsgebiet.

Was ideelle Kulturfaktoren für das wirtschaftliche Leben bedeuten, sehen wir bei Frankreich, das überwiegend darum lange eine relativ hohe Stelle im Welthandel behauptet hat, weil es nach allgemeinem Urteil vor den übrigen Produzenten den Vorzug des Geschmacks und der Eleganz besaß, und weil von der Zeit seiner früheren politischen Vormachtstellung seine Sprache noch den Rang einer Weltsprache einnahm. Also werden wir uns sagen, daß wir unseren Sieg, wie in denjenigen Industrien, die auf der technischen Anwendung des mathematisch-physikalischen Naturerkennens beruhen, so auch im Spinnen und Weben, in der Bearbeitung von Holz, Erden und Metallen, in der Anfertigung von Kleidern, Geräten, Maschinen, Waffen, Fahrzeugen usw. erringen werden, in-

dem wir immer mehr Wissenschaft, immer mehr Genauigkeit und immer mehr allgemeinen Kulturwert in immer besseres und edleres Material hineinarbeiten. Ein Hindernis für uns auf diesem Wege ist der mangelnde Sinn für die Güte und den Zusammenklang von Stoff und Form, den wir aus der Periode des Tiefstandes unserer nationalen Kultur vom 17. bis zum 19. Jahrhundert in allen Dingen des täglichen Gebrauchs überkommen haben. Erst muß man selber das Bedürfnis nach einer Umgebung von lauter guten Sachen, gutem Material, gutem Aussehen empfinden, bevor man daran gehen kann, solche Dinge für den Markt der Völker zu schaffen. Wir bessern uns aber zusehends, und wenn es erlaubt ist, auf eine einzelne zukunftsvolle Erscheinung hinzuweisen, so sei an dieser Stelle der „Deutsche Werkbund" genannt, der sich den Qualitätsfortschritt in unserem Gewerbe zum Ziel gesetzt hat.

Wie schnell und wie glänzend die Erfolge kommen können, sobald das gründliche Fundament da ist, das zeigt uns ja der Weltruf unserer Schiffbauer und Elektrotechniker, von denen vor dreißig Jahren noch kein Mensch etwas gewußt hat. Für alles, was geschulte, gewissenhafte und disziplinierte Arbeit heißt, verfügen wir über einen so gewaltigen geistigen Bestand, daß kein Volk mit diesem Reichtum sich messen kann. Die mächtige Kraft, die hierin liegt, muß nur geweckt und entfaltet werden durch die Befreiung unseres kulturellen Empfindens von den Folgezuständen unserer früheren Armut. Ist das geglückt, so kann das ideelle und mit ihm bald genug auch das materielle Arbeitskapital des deutschen Volkes das erste der Welt werden — wenn zu dem sittlichen Imperativ der Arbeit auch noch der opferwillige Gehorsam gegen das Gebot der nationalen Idee von uns hinzuerworben wird.

Wir haben das Lob unserer unter allen Völkern hervorragenden wissenschaftlichen Schulung verkündet und auf sie ein großes Stück unserer nationalen Zukunftshoffnung gebaut. Wie verhält sich dazu die Menge der Klagen, die fast in allen Kreisen über die prinzipielle und praktische Ausgestaltung unseres Schulwesens erhoben werden.

Was soll die deutsche Schule leisten? Sie soll dem heranwachsenden Geschlecht nützliche Wissenswerte und ideale Erziehungswerte vermitteln. Daß der Wissensstoff bedeutend ist, den unsere Volksschulen, Mittelschulen, Realanstalten, Gymnasien usw. verarbeiten, das unterliegt keinem Zweifel, trotz allerlei berechtigter Ausstellungen im einzelnen. Wer absolute Maßstäbe anlegt, der findet natürlich überall Anlaß zur Kritik, aber daß wir relativ, d. h. im Verhältnis zu den Leistungen anderer Länder, hochstehen, wird durch die sicherste Instanz, den Erfolg, bewiesen. Auch das Ausland erkennt unser Schulwesen als vorbildlich an, was Lehrstoff, Methode und Organisation betrifft. Es fragt sich nur, was die deutschen Schulen, höhere wie niedere, für den nationalen Gedanken leisten? Wollten wir bekennen: sie leisten sehr wenig, so wird man uns entgegenhalten, daß zur Betonung des „patriotischen" Moments im Unterricht und in Schulfeiern, Ansprachen, nationalen Gedenktagen usw. doch alles mögliche und noch einiges darüber getan werde. Ganz richtig, sagen wir, es wird viel getan, ja nur zuviel, weil die Zeit und Mühe, die hierauf verwendet wird, zum großen Teil an den wirklich notwendigen Erfordernissen einer nationalen Erziehung vorbei ins Leere trifft. Der offizielle deutsche Schulpatriotismus sieht es als seine Aufgabe an, die Schüler mit Begeisterung für das geeinte Vaterland und für die Taten und Persönlichkeiten zu erfüllen, durch die es gegründet worden ist. Daß daneben in den Einzel-

staaten von Preußen bis Lippe noch möglichst kräftig eine besondere dynastische Anhänglichkeit gepflegt wird und daß sich dabei die Geschichte nicht selten wunderliche Verrenkungen gefallen lassen muß, wissen wir auch. Es liegt aber auf der Hand, daß mit dem bisherigen System, abgesehen von der Frage seines inneren Wertes, selbst äußerlich höchst mangelhafte Erfolge erzielt worden sind. Wenigstens wird man es nicht als einen Erfolg ansehen dürfen, wenn vierzig Jahre nach der Aufrichtung des Reichs noch jede dritte Wählerstimme für eine politische Partei abgegeben wurde, die auf das stärkste ihre Anhänglichkeit an die Zustände in diesem Reich verneinte. Von den vier Millionen sozialdemokratischer Wähler zum letzten Reichstage ist doch jeder einzelne sieben oder mehr Schuljahre hindurch dem Arbeitsgeräusch des patriotischen Apparats ausgesetzt gewesen, und wer wird behaupten wollen, daß nur eine unbeeinflußbare, verhetzte und futterneidische Masse damals ihrer üblen Stimmung mit dem Stimmzettel Luft gemacht hat?

Der Fehler, der in unserer Volkserziehung gemacht wird, ist der, daß die nationalen Werte der Jugend unter einem falschen Gesichtswinkel gezeigt werden. Sie wird gelehrt: so herrlich weit haben wir's dank unseren großen Fürsten und Führern gebracht, und das Erreichte müßt ihr wertschätzen und zu seiner Verteidigung Gut und Blut herzugeben bereit sein, gleich euren Vätern. Solch eine Art von Unterweisung entbehrt aber der eigentlichen nationalen Triebkraft, weil sie nicht imstande ist, ein ideales Zukunftsziel aufzustellen, an dem jeder einzelne mit seinem Herzen beteiligt ist. So betrachtet, ist zwischen der Schlacht von Salamis und der Schlacht von Sedan schließlich kein so großer Unterschied. Vor 1870 bildete die Einigung Deutschlands die Hoffnung, für die und durch die der deutsche poli-

tische Idealismus lebte, und nachher konnte sich die Generation, die die Siege des großen Jahres noch mit erfochten hatte, in der Erinnerung an jene Tage aufrichtig und von ganzer Seele begeistern. Das nächstfolgende Geschlecht, dem die Ereignisse nur noch in der Form geschichtlicher Darstellung übermittelt werden können, braucht aber mehr. Nationale Begeisterung kann sich überhaupt nicht auf die Dauer an etwas Erworbenem und Vorhandenem entzünden, sondern wenn sie echt und kraftvoll sein soll, muß sie mit Vorwärtswollen und mit Zukunftshoffnungen durchtränkt sein. Das aber hat in unserer Erziehung bisher gefehlt. Wo gab es denn vor dem Schicksalsjahr 1914 die Jugend, der etwas von der Zukunft des deutschen Gedankens in der Welt erzählt wurde? Was dachten sich unsere jungen Leute dabei, wenn sie sangen oder deklamierten:

und es mag an deutschem Wesen
noch einmal die Welt genesen —?

Gar nichts. Was nützte ihnen ein gelegentlich von hoher Stelle fallendes Wort: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser" oder ähnliches? Wie viele von uns, ob Alte oder Junge, Lehrende oder Lernende, besaßen wohl eine Vorstellung davon, daß eine neue Periode der menschlichen Entwicklungsgeschichte begonnen hatte, und daß es sich für das deutsche Volk darum handelte, ob es im kommenden Weltalter Hammer oder Amboß sein würde? Sedan und die Kaiserproklamation von Versailles waren zwei große Momente in der deutschen Geschichte, aber ihr höchster Wert für uns bestand doch nicht darin, daß sie die Einheit und das Reich geschaffen hatten, sondern darin, daß die

Einigung uns gerade noch rechtzeitig den Zugang zum Wettbewerb der Weltvölker um die Gestaltung des Weltschicksals eröffnet hat!

Am Ende des 19. Jahrhunderts waren die Angelsachsen im Begriff, mit Hilfe der enormen Fortschritte des Weltverkehrs und der Technik und gestützt auf ihre durch Jahrhunderte vorbereitete großartige Stellung, sich zur Weltherrschaft in dem Sinne aufzuschwingen, daß die politischen, ökonomischen und kulturellen Einwirkungen der abendländischen Zivilisation auf die übrigen Länder und Völker immer entschiedener zu Wirkungen der angelsächsischen Kultur und des angelsächsischen Interesses wurden. „Rapid wird die Welt englisch!" Diese Devise wehte bereits über den Ozeanen und Kontinenten außerhalb Europas — da erhoben wir Deutschen uns aus unserer vielhundertjährigen Ohnmacht. Wir handelten nach dem Spruch: Wenn dich deine rechte Hand ärgert, so haue sie ab und wirf sie von dir, es ist dir besser, daß du eins deiner Glieder missest, als daß dein ganzer Volkskörper verdorre" — und das Reich entstand durch Preußen. Nun kam, was wir erlebt haben: das schwindelnd schnelle Wachstum unserer Zahl und Kraft. Was aber nicht mitwuchs, war die Einsicht in die Forderungen, die unser nationaler Gedanke für seine Zukunft erhob. Ohne 1870 war unser Schicksal klar: Kulturdünger für die überseeische Welt, bescheidene und umgrenzte Weiterexistenz als Nation in der Heimat. Die Einigung hat uns ohne unser Wissen und Wollen im letzten noch möglichen Moment die Hoffnung eröffnet, neben unsern Vettern jenseits der Nordsee und des Ozeans auch noch eine Weltnation zu werden, aber nur mit schärfster Anspannung unserer Kraft, mit entschlossener und kühner Verwertung aller unserer Fähigkeiten. Dagegen aber, daß die Welt mit einem Male nicht mehr nur vom englischen, son-

dern auch vom deutschen Wesen ihre Gestalt erhalten sollte, bäumte sich das englische Bewußtsein auf. Zweifelnd und drohend schwankte es, ob es um seine Alleinherrschaft, deren es sich schon sicher glaubte, mit uns kämpfen solle, oder nicht. Die beiden stärksten Völker auf der Erde sahen sich vor eine furchtbar schwere Entscheidung über ihre Zukunft gestellt, und eins dieser Völker waren wir! Wo gab es die Schule, die den Jüngling, das Mädchen mit einem deutlichen Empfinden von der Wucht dieser nationalen Schicksalsfrage entließ?

Diese Frage stellen, hieß sie beantworten. Wie sollte unsere Schule unserem Nationalgefühl die richtige Nahrung geben, wenn sie ihren Blick auf Gegenwärtiges und Vergangenes statt auf das Zukünftige richtete? Und woher sollte in ihr das Bild deutscher Zukunft Leben und Gestalt gewinnen, wenn die Vorstellung davon fehlte, daß nicht mehr die wenigen Tausend Quadratmeilen Europa, auf denen wir und unsere nächsten Nachbarn wohnen, Schauplatz der Geschichte der deutschen Idee waren, sondern die Welt!

Wir sind bisher nicht so glücklich gewesen, wie die Engländer und Amerikaner, denen schon ihre politische Gegenwart erlaubt, den nationalen Idealismus ihrer heranwachsenden Jugend mit dem Hinweis auf Erdteile und Weltmeere zu nähren, über denen die angelsächsischen Banner wehen, an deren Gestaden Hundertmillionen-Völker von angelsächsischer Kultur beeinflußt und durchdrungen werden. Für die englische Schule war es gar keine besondere Aufgabe, den nationalen Gedanken zu pflegen; das tat sie von selber, weil der Schulbetrieb so gut wie alles sonstige Leben des englischen Volks in den nationalen Expansionsgedanken eingetaucht war, wie der Mensch in die Luft, die er atmet. Die englische Jugend wuchs heran in dem selbstverständlichen Gefühl, daß

die Welt, mindestens die überseeische Welt, und das Interessengebiet des englischen Volkes identische Größen seien. Um das zu erfassen, bedurfte es für sie keines Lernens, sondern nur des Sehens und Erlebens. Die Weltkarte war bedeckt mit englischem Rot; kaum eine Familie gab es, von der nicht Angehörige oder Verwandte, Söhne, Töchter, Vorfahren durch den Staats- und Heeresdienst, durch Seefahrt, Handel, Forschung, Mission nach Indien, Amerika, ans Kap der guten Hoffnung, nach Innerafrika, Australien, China gebracht worden waren.

Aus welchen Fernen auch immer ein Engländer in den Schoß seiner Heimat zurückkehrte — von überall her kam ihm die Erfahrung mit und er pflanzte sie in seinem heimischen Lebenskreise ein: die Welt wird englisch. Wer wollte bestreiten, daß es im Vergleich hierzu nicht nur für unsere Schule, sondern für die große Mehrzahl von uns allen eine viel, viel schwierigere Sache gewesen ist, nicht durch Sehen und Erleben, sondern durch Lernen und Nachdenken, durch Hinhören auf die Sprache der Tatsachen und Zahlen, bis zur Entschlossenheit des nationalen Wollens hindurchzudringen und uns von der Begeisterung umfangen zu lassen, die das Wissen um ein großes Ziel gewährt? Trotzdem, die heutige und die Jugend des nächsten Geschlechts müssen einer Erziehung in diesem Sinne teilhaftig werden, oder sie werden ihren Kindern von der Weltaufgabe der deutschen Idee nichts mehr zu erzählen haben.

All das mußten wir über die deutsche Schule sagen, trotzdem wir vorher bekannt haben und das Bekenntnis wiederholen, daß es die Wirkungen unseres Bildungswesens von der Volksschule bis zu den Universitäten und technischen Spezialanstalten höchster Ordnung gewesen sind, die uns zu unserm heutigen Können emporgehoben haben. Keine von den im-

posanten Höchstleistungen unserer Wissenschaft und Industrie ist denkbar ohne den einzig in der Welt dastehenden Unterbau unserer Gemeindeschulen, Gymnasien und Realanstalten. Sie liefern in einer nach oben immer enger und schwieriger werdenden Konkurrenz das unendliche Menschenmaterial, das zur Auswahl für die leitenden Stellen und für die Besetzung ihrer Hilfsposten notwendig ist. Sie ermöglichen es uns, selbst die untersten Plätze im Getriebe unseres wirtschaftlichen und staatlichen Lebens mit gut geschulten Kräften auszufüllen. Gerade das ist es, worauf letzten Endes für den Erfolg des Völkerwettbewerbs am meisten ankommt: der hohe Durchschnitt der Schulung. Und doch konnte uns bis zu dem großen Kriege das Bekenntnis nicht erspart bleiben: wenn ihr nicht hingeht und zu alledem noch nationale Erkenntnis und nationales Wollen lernt, so vermögen alles Pflichtgefühl, aller Eifer und alle Gewissenhaftigkeit in der Arbeit, alle Schulen und Hochschulen euch wohl bis an die Pforte zu bringen, die zu den Weltvölkern führt, aber ihren Riegel können sie euch nicht öffnen!

Unsere Arbeit ist es, in der wir Deutsche uns selbst erkennen! So fassen wir zusammen, was wir über das Pflichtgefühl und den Willen zu gewissenhafter Schulung gesagt haben, die den Deutschen als unpolitisches Einzelwesen auszeichnen. Dieselben Kräfte und denselben Erfolg sehen wir dort hervortreten, wo das deutsche Volk nicht Schiffe und Maschinen baut, nicht sein Wissen, seine Bildung und gewerbliche Schulung erwirbt, sondern das gegliederte Ganze seiner Wehrkraft zu Lande und zu Wasser gestaltet. Dies ist ein Stück unseres nationalen Lebens, auf das wir mit ganz besonderem Stolze hinblicken dürfen. Wir wußten, wie gefährlich es ist, in einem falschen militärischen Sicherheitsgefühl zu leben, den möglichen Gegner zu unterschätzen

und seine möglichen Vorzüge sich nicht klarzumachen. Auch bei ruhiger Abwägung dessen, was unsere Nachbarn voraussichtlich zu leisten imstande seien, durften wir uns aber doch sagen, daß wir jedem einzelnen von ihnen, auch abgesehen von den Heereszahlen, durch die inneren Eigenschaften unsrer Armee überlegen sein würden.

Den hohen Grad von Pflichttreue und bis ins kleinste gewissenhafter Präzision, der unsere technisch-industriellen Leistungen so mächtig sich hat entwickeln lassen — er hat auch aus unserem kriegerischen Verteidigungswesen zu Wasser und zu Lande einen Organismus von größerer Vollkommenheit gemacht, als ihn sonstwo ein Volk mit denselben Mitteln, aber mit anders gearteten sittlichen Eigenschaften, hätte schaffen können. Unsere Arbeit, unsere Wissenschaft und unsere Rüstung sind die drei wahrhaft großen Dinge, die wir besitzen, und wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, daß unsere Fähigkeiten dazu ausreichen, innerhalb dieses Kreises auch ganz neue Gebiete mit Erfolg einzunehmen, so würde unsere Seewehr ihn liefern. Noch vor zwanzig Jahren war die deutsche Flotte nur eine Scheinmacht, höchstens geeignet, überseeischen Raubstaaten dritten Ranges Respekt einzuflößen, und in England hielt man es überhaupt für undenkbar, daß die deutsche Marine je eine beachtliche Größe im Vergleich zur britischen werden sollte. Erst als unsere Marine wirklich zu wachsen anfing und immer bestimmtere Proben über die Vollkommenheit des Materials und die Leistungsfähigkeit der Mannschaften ablegte, fing die englische Unruhe an. Recht überlegt ist es auch kein Wunder, daß die Engländer es zunächst für unmöglich hielten, in so kurzer Zeit eine Seemacht von solchem Gefechtswert, wie ihn unsere Flotte heute besitzt, aus dem Nichts ins Leben zu rufen, denn diese Leistung steht ebenso beispiellos da und

ist ebenso nur unter deutschen Verhältnissen möglich gewesen, wie das Wachstums unseres Handels und unserer Industrie. Nachdem einmal der richtige Weg gefunden war, vollzog sich der Fortschritt mit selbsttätiger Genauigkeit. Schiff auf Schiff, Besatzung auf Besatzung wurde in Dienst gestellt, und jede neue Leistung unserer Technik im Kriegsschiffbau wurde vollkommener, als die vorhergehende. Schiffe in großer Zahl zu bauen, ist schließlich nur eine Frage der Staatsfinanzen und der Technik; aber aus Schiff und Mannschaft eine lebendige, schlagbereite Einheit zu machen und aus einer großen Zahl solcher Einzeleinheiten höhere Verbände, die wie organische Körper nach einem Plan und Willen fahren, manövrieren und fechten können, das ist um soviel schwerer, daß man sagen kann: ein Volk von geringerer Präzision in seiner Arbeit und geringerer Gewöhnung an absolute Pflichtdisziplin als das deutsche, hätte diese Riesenleistung nicht zuwege bringen können. Daß aus dem „Können" auch Wirklichkeit wurde — das allerdings verdanken wir zu allererst der Einsicht und dem Wollen des Kaisers. Derweil aber gab es Parteien und Menschen in Deutschland, die mißtrauisch feilschten, und zaghaft fragten: Was darf uns unsere nationale Zukunft kosten? Von welchem Steuerbetrag an wird mir das Wachstum des deutschen Volksgedankens in der Welt zu kostspielig? Wieviel Alkohol und Tabak muß ich mir noch zu bequemem Preise leisten können, damit nicht im Ärger über den Bierpreis die Flottenbegeisterung ertrinkt? Heer und Flotte kosteten dem deutschen Volke kaum 20 Mark auf den Kopf der Bevölkerung. Schnaps, Bier und Wein kosteten ihm mehr als dreimal soviel, über 62 Mark auf den Kopf; nahm man noch den Tabak dazu, so kam es darauf hinaus, daß der Deutsche für alkoholische und narkotische Genußartikel viermal soviel aufwandte, als für Heer

und Flotte — und dabei jammerten die Spießbürger und die Pazifisten über den Militarismus! Lieber weniger Schiffe und weniger deutsche Zukunft, als einen Groschen fürs Bier mehr zahlen! Wer fühlte sich hier im Vergleich mit andern Nationen nicht an jenen Schmerz erinnert, den Goethe empfand: „bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen, und so miserabel im ganzen ist“!

Pflicht und Arbeit haben vereint den positiven Pol des deutschen Wesens gebildet; Ziellosigkeit des nationalen Wollens den negativen. Dazu kam der Kampf des entsittlichenden Klassenideals gegen den Volksgedanken. Was die aufbauenden Kräfte schufen, das drohte in seinem Endzweck durch die Unfruchtbarkeit unseres Volksgeistes an gestaltender Kraft und durch den unser nationales Gewissen zerrüttenden Götzendienst der Kaste wieder wirkungslos gemacht zu werden. Die Last dieses Erbes hat uns durch die Jahrhunderte unserer Geschichte hindurch gedrückt, und sie drückt uns bis heute. Das sehen wir nur zu deutlich, wenn wir uns jetzt von der Bewährung unsrer deutschen Art im schaffenden Gewerbe, in Wissenschaft, Schule und Waffenwesen unserm staatlichen Leben zuwenden. Auch hier werden wir eine bewundernswerte Arbeitsleistung und die Kraft gewissenhafter Pflichterfüllung bewundern dürfen, aber gleichzeitig die Wirkungen der nationalen Charakterfehler wiederfinden, die wir an uns beklagen müssen.

Man kann die abendländischen Kulturvölker danach einteilen, ob sich in ihren politischen Einrichtungen mehr der Beamtenstaat oder mehr die Selbstverwaltung ausgebildet hat. Mag es sich aber um Selbstverwaltung oder Beamtenregierung, um autokratische oder um parlamentarische Staaten handeln — überall sind wir gewohnt, die innere Gesundheit der staatlichen Verhältnisse danach zu bemessen, ob oder wie weit die

Vertreter der öffentlichen Ordnung der Versuchung zugänglich sind, ihr Amt für Privatvorteile zu mißbrauchen. Gegen Verderbnis des Beamtentums ist an sich weder Selbstverwaltung noch Bureaukratie ein Heilmittel. Ob dem bureaukratischen und absolutistischen Rußland oder den demokratischen Selbstverwaltungskörpern der Vereinigten Staaten von Amerika der Preis in der öffentlichen Korruption gebühre, wird schwer zu entscheiden sein; andererseits steht in Preußen wie in England, diesen beiden Gegenbildern in der Form der Staatsverwaltung, der Beamte auf derselben moralischen Höhe. Welch einen gewaltigen Unterschied es ausmacht, ob Korruption oder Gewissenhaftigkeit im Beamtentum eines Landes herrscht, kann nur der ermessen, der beides selber praktisch kennen gelernt hat, und je reicher die Erfahrung ist, die jemand auf diesem Gebiete besitzt, desto mehr wird er davon überzeugt sein, daß vollkommene Ehrlichkeit der Beamten eine große Seltenheit im Staatsleben und eine große moralische Leistung derjenigen Nationen ist, die sich ihrer rühmen können. Das Verdienst ist um so größer, je stärker dabei die Bureaukratie im Staatsleben und je umfassender die Machtvollkommenheit des Beamtentums ist. Wenn man sich vorstellt, wie nach dieser Richtung hin die Dinge in Deutschland liegen, so muß man sagen: mit einem andern Material, als es uns zu Gebote steht, wäre es überhaupt unmöglich gewesen, eine Einrichtung wie das deutsche Beamtentum zu schaffen. Allerdings spielt auch hierbei ein menschliches und echt deutsches Moment seine Rolle. Es heißt, der deutsche Beamte sei schlecht bezahlt. Das ist er, wenn man die glänzenden Bezüge seines englischen und die ungesetzlichen Nebeneinkünfte seines russischen Kollegen mit seinem Gehalt vergleicht. Unsere Beamten wie unsere Offiziere bekommen aber nur die Hälfte ihres Gehaltes in bar. Die andere Hälfte wird ihnen in Gestalt ihrer sozialen

Vorzugsstellung und der sich daraus ergebenden Vorteile für Verheiratung, äußeres Ansehen usw. gezahlt. Bei uns spielt das höhere Beamtentum so unbestritten eine führende Rolle, daß darin ein starker Ausgleich für das schmale Gehalt liegt. Können doch selbst die Bezüge unserer Gerichtspräsidenten und Staatssekretäre für englische Begriffe nur ein mitleidiges Lächeln erwecken. Die Tatsache aber, einer sozial gehobenen Sonderklasse anzugehören, übt bewußt oder unbewußt auf jeden Deutschen eine so starke Wirkung aus, daß ihm der Staatsdienst auf alle Fälle erstrebenswert erscheint.

Selbst aber wenn wir diesen weniger idealen Grund mit in Rechnung stellen, bleibt doch eine so große aus dem deutschen Charakter fließende Summe sittlicher Tüchtigkeit in unserem Beamtentum übrig, daß wir zurzeit darauf vertrauen dürfen: Dies Stück unseres staatlichen Organismus ist von solcher Festigkeit, daß ihm starke Belastungsproben zugemutet werden dürfen. Auch die Mängel, die der bureaukratischen Verwaltungsordnung nach ihrer Natur anhaften und von denen das deutsche Beamtentum eben deshalb nicht frei sein kann, weil es ein stark bureaukratisches Gebilde ist, können unser Urteil nicht erschüttern, daß es eine leistungsfähige Verkörperung der idealen Kräfte darstellt, die uns als Volk eignen. Und trotzdem gibt es auch innerhalb unseres Beamtentums an einer Stelle, die das sittliche Fundament unserer öffentlichen Zustände berührt, eine gefährliche Schwäche. Sie hängt mit jenem Übel zusammen, das, wenn es auch von jeder Art vorgeschrittener menschlicher Gemeinschaft unzertrennlich ist, für uns Deutsche doch eine viel größere Gefahr bildet als für andere Völker: der Versuchung, dem Klassengefühl gegenüber der nationalen Gesamtaufgabe in unerlaubter Weise nachzugeben.

Der deutsche Beamte ist in seiner Art ebenso vollkommen, wie der deutsche Arbeiter, Wissenschaftler, Schulmann, Soldat oder Offizier; auf ihm vor allem beruhen die Friedenseinrichtungen des Staates. Beamtentum ist aber noch nicht dasselbe, wie der Staat, dem es dient. Der Staat ist seiner Idee nach dazu bestimmt, den nationalen Gedanken zu verwirklichen. Ohne staatliche Kraft kann der Volksgedanke nur ein schattenhaftes Dasein führen. Die Aktionskraft eines jeden staatlichen Organismus ist aber, abgesehen von dem äußeren Schwergewicht des politischen Körpers, durch die Stärke bedingt, mit der in den staatlichen Ordnungen die Unterwerfung des Sonderinteresses einzelner Stände, Klassen und Personen unter das Gesamtwohl zum Ausdruck kommt.

Aus dem Staatsgedanken, wie wir ihn verstehen, folgt, daß die staatlichen Einrichtungen erstens dem Zweck der Erziehung jedes einzelnen zur bewußten und freien Mitarbeit an der Entwicklung des Volksganzen angepaßt sein müssen, und zweitens, daß sie nicht dazu mißbraucht werden dürfen, dieser oder jener Klasse eigensüchtige Sondervorteile auf Kosten der Allgemeinheit, d. h. auf Kosten der nationalen Idee, zu verschaffen. Dies ist der Punkt, wo die persönliche sittliche Tüchtigkeit eines jeden von uns durch die Sittlichkeit der politischen Zustände im ganzen ergänzt werden muß, wenn anders die volle nationale Leistungsfähigkeit sich entfalten soll.

Soll es im politischen Leben dahin kommen, daß eine einzelne Klasse imstande ist, Staatseinrichtungen für ihren speziellen Vorteil arbeiten zu lassen, so müssen notwendig zwischen ihr und dem Beamtentum nahe und wirksame Beziehungen existieren. Solche sind bei uns zwischen dem grundbesitzenden Adel und der höheren Verwaltung vorhanden. Es ist unmöglich zu leugnen, daß diese Klasse eine unverhältnismäßig große Anzahl der bedeutenderen Stellungen im Staats-

dienst mit ihren Angehörigen besetzt, und es wäre ebenso unwahrscheinlich wie unnatürlich, wenn sich daraus nicht auch noch andere praktische Wirkungen zum Vorteil des Großgrundbesitzerstandes ergeben sollten. Solange es sich dabei um bloße politische Einflußfragen handelt, liegt kein Grund zur Entrüstung vor, vielmehr ist es Sache der benachteiligten Parteien, dagegen anzukämpfen; kommen aber tatsächlich Probleme der öffentlichen Moral mit ins Spiel, so unterliegen sie dem Urteil des Volksgewissens.

Bei uns hat es vor dem Kriege Klagen darüber gegeben, daß infolge des nahen gesellschaftlichen Verhältnisses zwischen dem Großgrundbesitz und dem landrätlichen Verwaltungsapparat in Preußen ungerechte und ärgerliche Bevorzugungen auf dem Gebiet der Steuerveranlagung möglich seien und mehr oder weniger bewußt auch geübt würden. Auch bei der großen, finanztechnisch wie nationalpolitisch gleich wichtigen Frage der Erbschaftssteuer ist lebhaft auf die Beziehungen zwischen der Partei, deren Interessen die von ihr zu Fall gebrachte Steuer nicht entsprach, und den „regierenden" Kreisen hingewiesen worden. Unsere gegenwärtige Lage und die Erfahrungen, die wir in dieser Zeit gemacht haben, verbieten es aber, bei der Neubearbeitung dieser Schrift vom deutschen Gedanken auf solche Dinge zurückzukommen, bevor feststeht, wie alle beteiligten Kreise sich zu ihnen stellen, wenn wieder Friede ist. Dasselbe gilt für den anderen oft angeführten Beweis, auch bei uns könnten durch Maßnahmen der öffentlichen Gewalt Gebote der politischen Ethik hinter das Interesse einer Klasse gestellt werden, die sich durch intimere Beziehungen zu den Staatsorganen auszeichnet: die Wahlkreiseinteilung und das Wahlrecht in Preußen! Eine Wählerstimme im Osten kann zwanzigmal soviel Wahlrecht haben, als eine im Westen. Das mag man mit beliebig viel

Beweisgründen mehr oder weniger „staatserhaltenden" Charakters umhüllen — der schädliche Einfluß einer solchen Verletzung alles natürlichen Gerechtigkeitsgefühls im Volke ist schlimmer, als daß er durch irgendwelche positiven Wirkungen aufgehoben werden könnte, und auch hier muß daher der Krieg ein Vater des Neuen werden.

Eine Nation kann heute nicht mehr regiert werden, ohne daß sie sich das Recht durchaus offener Kritik an der Regierung und den Regierenden nimmt. Für die Wirkungsfähigkeit des nationalen Gedankens nach innen und außen macht es dabei einen tiefgehenden Unterschied aus, ob die praktische Einsicht oder ob das moralische Ansehen der Regierung als der Kritik bedürftig dasteht. Ist das letztere der Fall, so ist die Erschütterung des Volksgedankens größer und gefährlicher, und es kommt wenig darauf an, ob man sich an den leitenden Stellen bewußt ist, zu fehlen, oder nicht. Wo solche Schuld vorhanden ist, dort kann sie überhaupt nicht nach den gewöhnlichen Begriffen von Gut und Böse beurteilt werden, sondern nur danach, ob die Maßgebenden fähig sind, mit den Forderungen des Volksgewissens Fühlung zu halten. Man kann in der Politik ebensowenig über das im Volke rege Gefühl für das Sittliche hinweg regieren, wie über die Köpfe der Menschen. Sobald es offenkundig ist, daß die materiellen Vorteile irgendeiner Einrichtung einseitig zugunsten einer Klasse ausfallen oder diese einen starken Sondernutzen davon hat, wird nichts in der Welt imstande sein, bei der Masse das Verfahren der Staatsgewalt in einem andern Lichte erscheinen zu lassen, als in dem, daß der Staat im Dienst des Parteivorteils arbeite. Damit ist sein Anspruch auf moralische Autorität an dieser Stelle dahin, und die Verantwortung für alles Übel, für Unzufriedenheit, Leidenschaft und Verhetzung, die aus solcher Quelle fließen, fällt auf ihn.

Dasselbe geschieht, wenn die richterlichen Gewalten des Staats nicht für alle Stände und Klassen mit gleichem Maße zu messen scheinen. Unsere Rechtspflege steht im Vergleich zu den meisten anderen Staaten hoch da; aber trotzdem hören wir immer häufiger das furchtbare Wort: Klassenjustiz ertönen, und es ist nicht mehr möglich, es in allen Fällen, wo die betroffene Partei so ruft, für unberechtigt zu erklären. Wir müssen z. B. leider zugeben, daß Gerichte, bürgerliche wie militärische, öfters parteiisch zugunsten von Angehörigen exklusiver studentischer Verbindungen geurteilt haben, so daß die jungen Leute, die zu solch einer Vereinigung gehören, anfangen, die gewöhnlichen Strafandrohungen für Unfug, Körperverletzung u. dgl. als nicht in vollem Sinne für sie geltend anzusehen. In keiner Weise kann weiter bestritten werden, daß Roheitsvergehen, die von Angehörigen der sogenannten niederen Klassen begangen werden, schärfer geahndet werden, als bei Mitgliedern der bevorzugten Stände.

Der Pessimist wird sich durch eine noch so wohlgemeinte Verteidigung unserer Zustände nicht von der Besorgnis abbringen lassen, daß schon unwiederbringlicher Schaden geschehen ist; andere werden sagen, es stehe immer noch gut in einem Lande, wo man die Fälle, in denen die richterliche und die verwaltende Autorität des Staates sich moralisch etwas vergeben hat, einzeln aufzählen kann. Das ist richtig. Erstens aber müssen wir daran erinnern, daß wenige Fälle in einem hoch organisierten Gemeinwesen den idealen Forderungen des Volksgedankens gegenüber verderblicher wirken können, als eine Wolke von Korruption in staatlichen Gebilden von geringem inneren Wert, und zweitens besteht noch ein anderer Grund dafür, daß wir trotz unserer Überzeugung von dem in der Hauptsache bis heute erhaltenen hohen Stand des deutschen Beamtentums einer gewissen Linie

innerhalb seiner gegenwärtigen Entwicklung nicht ohne Besorgnis folgen können. Viel zu sehr ist von oben her diejenige Denkweise gefördert worden, der eine kritiklose Hingabe an den Willen der höchsten Autorität das besondere Kennzeichen von Zuverlässigkeit und Patriotismus zu sein scheint. Auf diese Weise muß es schließlich dahin kommen, daß die Routiniers und die grundsatzlosen Talente einander finden und den Ring schließen, die Charaktere aber dorthin gehen, wo es möglich ist, Unabhängigkeit zu bewahren. Wir können noch nicht glauben, daß wir unwiederbringlich auf den Weg dieser Entwicklung geraten sind, aber die Richtung dorthin ist vorhanden. Darf man es bezweifeln, daß sich aus diesem Grunde die hohen Posten im Staatsdienst von Männern zu entleeren beginnen, deren Wesen die Stärke der Persönlichkeit ist? Nicht alle Beamten können Genies und Giganten des Charakters sein, aber wenn ein Volk gesund bleiben soll, so muß an den Stellen, von wo aus seine Geschicke gelenkt werden, für solche Kräfte eine geförderte Daseins- und Wirkungsmöglichkeit bestehen. Daß es das nicht mehr bei uns gibt, wäre zuviel gesagt, aber es fängt an, keinen großen Reiz mehr zu haben, die Plätze auszufüllen, an denen man sich schwer selber treu bleiben kann, und wer im Staatsdienst nach oben strebt, weiß heute, daß es nützlicher sein kann, einer vornehmen studentischen Verbindung anzugehören, als eine bedeutende Persönlichkeit zu sein und über ein umfangreiches Wissen zu verfügen!

Neben den durch Gesetz und Verfassung verordneten Faktoren unseres Staatswesens existieren als besondere Gebilde des öffentlichen Lebens, nicht bedingt durch die inneren Notwendigkeiten unseres nationalen Daseins, aber hervorgerufen durch seine tatsächliche Entwicklung, die Parteien. Viel-

leicht darf man hoffen, daß die reinigende Kraft des Krieges auch hier eine gewisse Wirkung über die Zeit der unmittelbaren sittlichen Anspannung hinaus äußern wird — aber erscheint eine solche Hoffnung nicht am Ende doch zu kühn, wenn man bedenkt, daß sich an das Parteiwesen — an sich eine fast unausbleibliche Folgeerscheinung jeder politischen Entwicklung — in Deutschland alles Übel gehängt hat, das unsere nationalen Fehler, Klassensonderung und Mangel an Verständnis für die natürlichen Ziele des Volksgedankens, überhaupt zu erzeugen imstande sind?

Unter unseren Parteien ist die hervorstechendste die Sozialdemokratie. Bei ihr stoßen wir sofort auf eine typische Folgeerscheinung unseres Klassenwesens: Die Kennzeichnung des sozialdemokratischen Standpunkts als moralisch minderwertig. Es ist hier nicht der Ort, eine Kritik der Utopien zu versuchen, auf die sich die sozialdemokratische Weltanschauung gründet, aber es muß gesagt werden, daß es ganz und gar verkehrt ist, die Frage nach dem Wert der gesellschaftlichen und politischen Ideale des demokratischen Sozialismus vom staatlichen auf das innersittliche Gebiet hinüberzuspielen. Aus Deutschland eine sozialdemokratische Republik machen zu wollen, ist eine Sache gedankenlos überspannter, oder durch politischen Fanatismus verblendeter Leute. Daß es aber moralisch unerlaubt sein soll, die Republik der Monarchie und die Vergesellschaftung der Produktionsmittel dem Privateigentum vorzuziehen, ist reiner Unsinn, und ebenso unsinnig ist es, den Angehörigen einer politischen Partei, die an diese Dinge glaubt, einen sittlichen Vorwurf daraus zu machen, daß sie sich zu ihrer Überzeugung bekennen und für sie werben.

Ebenso ist das Ringen der unteren Klassen um soziale Befreiung und Anteilnahme an der Lenkung des Staates nichts

Verwerfliches, sondern ein vom Steigen der Kultur unzertrennlicher Vorgang. Ihn aufhalten zu wollen oder seine elementare Gewalt zu verkennen, ist unter allen Umständen ein Zeichen zurückgebliebener Einsicht, mangelnden politischen und sittlichen Verständnisses für die Erfordernisse der nationalen Idee. Daß die Bewegung der Masse sich verquickt hat mit einer radikalen Gesellschaftstheorie, deren Unerfüllbarkeit nur von ihrer Geistlosigkeit und Unfruchtbarkeit übertroffen wird, ist ein Unglück, aber schließlich ein Unglück, das sich auf die Zeiten und Klassen beschränkt, deren Sinn unter der Verödung durch die materialistische Weltanschauung leidet. Bei solchen geistigen Epidemien verringert sich die Giftigkeit des Ansteckungsstoffes mit der Zeit ebenso, wie bei den großen physischen Volksseuchen, die schließlich auch von selber erlöschen. Weder bedeutet die politische Zusammenfassung des größeren Teils der Arbeiterschaft und einigen Kleinbürgertums in der Form der Sozialdemokratie eine Gefahr für ein Staatswesen von der äußeren und inneren Stärke Deutschlands, noch brauchen wir daran zu denken, daß es dem Materialismus wirklich gelingen könnte, alle höheren Ideen aus unserem Dasein zu vertreiben. Die einzige tatsächliche, aber allerdings ernsthafte Gefahr, die sich aus unseren staatlichen Zuständen heraus drohend gegen die Zukunft des deutschen Gedankens in der Welt erhebt, ist die Vergiftung der Gegensätze durch Klassenungerechtigkeit. Nur in dem Maße werden wir wirklich nach außen schwächer, wie im Inneren lebendige Volkskraft abgetötet wird, und das geschieht überall dort, wo staatliche Autorität für den Klassengedanken gegen den Volksgedanken wirksam gemacht werden kann und wo es von Deutschen zu Deutschen heißt: Klassengemeinschaft vor Volksgemeinschaft! So haben wir es wenigstens bis zum Kriege nur zu oft erlebt — und sollten wir es wohl

wirklich hoffen dürfen, daß die Blut- und Feuertaufe uns für immer die Wiedergeburt durch den Klassentod bringt?

Auch abgesehen von der Frage der Sozialdemokratie treten in unserem Parteiwesen grell alle die unvornehmen Züge hervor, die der deutsche Charakter im ganzen zu entwickeln fähig ist. Bismarck, in seinen Gedanken und Erinnerungen, hat hierüber wohl das Schärfste gesagt, was zu sagen ist. Jeder, heißt es dort, der im politischen Kampf gestanden habe, werde die Wahrnehmung gemacht haben, daß Parteimänner, über deren Wohlerzogenheit und Rechtlichkeit im Privatleben nie Zweifel aufgekommen sind, sich von den Regeln des Ehrgefühls und der Schicklichkeit, deren Autorität sie sonst anerkennen, für entbunden hielten, sobald sie in Parteikämpfe gerieten; aus der karrikierenden Übertreibung des Satzes, daß das öffentliche Wohl das oberste Gesetz sei, leite man dann die Rechtfertigung für Gemeinheiten und Roheiten in Sprache und Handlung ab, durch die man sich außerhalb der politischen und religiösen Streitigkeiten selbst angewidert fühlen würde. Bismarck meint, diese Lossagung von allem was schicklich und ehrlich ist, hänge undeutlich mit dem Gefühl zusammen, daß man im Interesse der Partei, das man dem des Vaterlandes unterschiebt, mit anderem Maße zu messen habe, als im Privatleben, und daß in Parteikämpfen die Gebote der Ehre und Erziehung „anders und loser auszulegen seien, als selbst im Kriegsgebrauch gegen ausländische Feinde". Welch eine Bitterkeit und Gewalt steckt in dem Zornesausbruch: „Welcher gebildete und wohlerzogene Deutsche würde versuchen, im persönlichen Verkehr auch nur einen geringen Teil der Grobheiten und Bosheiten zur Verwendung zu bringen, die er nicht ansteht, von der Rednertribüne vor hundert Zeugen seinem bürgerlich gleich achtbaren Gegner in einer schreienden, in keiner anderen Gesellschaft üblichen

Tonart ins Gesicht zu werfen!" Und gleich darauf in noch gesteigerter Schärfe: „Wer würde anderswo, als auf dem Gebiet politischer Parteikämpfe die Rolle eines gewissenlosen Verleumders bereitwillig übernehmen? Sobald man aber vor dem eigenen Gewissen und vor der Fraktion sich damit decken kann, daß man im Parteiinteresse auftritt, so gilt jede Gemeinheit für erlaubt oder doch für entschuldbar!"

Bismarck wurde zu der Heftigkeit dieser Schilderung durch seine persönlichen Erfahrungen mit der damaligen konservativen Partei gedrängt. Was er sagt, gilt aber ohne weiteres von den Ausartungen des ganzen deutschen Parteiwesens. In dem Stück nationaler Psychologie, das sich in unsern Parteizuständen ausspricht, finden wir den alten krankhaften Trieb der Deutschen wieder, ihre politische Befriedigung vor allem andern im Behaupten einer gruppenhaften Absonderung von der Einheit des Volksgedankens zu suchen. Durch den moralischen Widerspruch, zu dem die Verteidigung des Interesses einzelner Parteigebilde gegenüber der Einheit und Größe der nationalen Idee notwendig führen muß, entsteht jene Verzerrung der Anstands- und Ehrbegriffe, die Bismarck mit der ganzen Wucht seines Stils schildert. Außer zur Verwüstung des sittlichen Empfindens und der gesellschaftlichen Anstandsbegriffe durch den Parteistreit kommt es aber unausweichlich auch zur fortschreitenden Erniedrigung des allgemeinen geistigen Niveaus einer solchen Volksvertretung, in der sich wahrhaft gebildete und innerlich überlegene Persönlichkeiten je länger desto weniger gegen das parteipolitische Klopffechtertum durchsetzen können. Wer einmal zu einer Partei gehört, wird von den meisten seiner Genossen bald genug weniger darnach geschätzt, was er für den nationalen Gedanken wert ist, als nach der Größe seiner Parteischeuklappen, nach der Widerstandsfähigkeit seiner fraktionellen Epidermis und nach

dem Geschick, mit dem er die überlieferten Gesten des Parteikriegstanzes öffentlich vorzuführen imstande ist. Wer die jetzige geringe Durchschnittshöhe unserer Reichstagsdebatten damit vergleicht, was der Reichstag geistig während der beiden ersten Jahrzehnte seines Bestehens geleistet hat, wird ohne weiteres bestätigt finden, daß ein starker Abstieg stattgefunden hat, und nicht nur der allgemeine Stand der Bildung, der in den Debatten zutage tritt, sondern auch die Umgangsweise im politischen und persönlichen Verkehr ist dauernd in der Verschlechterung begriffen. Heute sind sogar in den anerkannten Führerstellen Persönlichkeiten mit einfach schlechter Kinderstube möglich, und es macht wahrhaftig keinen Unterschied fürs Ganze, ob sie ihre Herkunft aus den Kreisen der „unentwegten" Bourgeoisie, der klassenbewußten Genossenschaft, des Stalljunkertums oder des vulgären Antisemitismus herleiten.

Wirklich großartiger Leistungen zeigt sich der Deutsche meistens nur in der Form des persönlichen Genies fähig, oder wenn er in kräftige Massendisziplin genommen wird. Die freie Arbeitsgemeinschaft von selbst sich zusammenschließender, sich selbst organisierender Einzelkräfte ist weniger seine Sache. Daher nehmen Gebilde wie unsere Parlamentsparteien, bei denen alles auf die Leistuugsfähigkeit des gesunden Empfindens fürs Ganze ankommt, auf deutschem Boden so leicht einen minderwertigen Charakter an, während in England auch das Parteiwesen, trotz einzelner Ausartungen namentlich in Zeiten des Wahlkampfs, den großen Vorzug vor dem unsrigen hat, daß alle Verschiedenheiten und Interessengegensätze den nationalen Fragen gegenüber doch nur einen gemeinschaftlichen Standpunkt kennen: den des Volksgedankens. Wieder werden wir an Goethes Wort erinnert: er habe oft bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken

an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen sei. Unsere Zukunft, an die auch Goethe zu glauben versicherte, ist gekommen, aber wenn es bisher Kräfte bei uns gegeben hat, die geeignet waren, den deutschen Volksgedanken einstens wieder in das Dunkel hinabsinken zu lassen, das ihn im Jahrhundert Goethes umfing, so gehörte der Pauperismus des politischen Denkens, der sich vom Parteiwesen her über die deutsche Nation ausbreitete, ganz sicher dazu!

Wo es sich um den Kampf der in unserem Volksgeiste wirksamen edlen Kräfte mit den aus der Tiefe gegen die Zukunft des Volksgedankens andrängenden Gewalten handelt, müssen wir schließlich auch noch zu dem letzten und schwierigsten der geistigen Probleme Stellung nehmen, die unsere Gegenwart bewegen: zur religiösen Frage. Die Tatsache, daß wir in einen evangelischen und einen katholischen Volksteil auseinanderfallen, hat uns bereits an einer früheren Stelle beschäftigt, und wir haben versucht, die Folgen zu kennzeichnen, die daraus an sich für den Volksgedanken entstehen. Hier aber steht etwas anderes zur Erörterung, nämlich die Frage, ob die Kirchen, die evangelische wie die katholische, imstande sind, durch eine schärfere Erweckung des christlich-religiösen Bewußtseins den Übeln entgegenzuarbeiten, die aus der Entsittlichung unseres nationalen Bewußtseins durch den Götzendienst vor dem Klassenidol herstammen! Unglücklicherweise aber sehen wir, daß die religiöse Wirkungsschwäche der deutschen katholischen wie der deutschen evangelischen Kirche gerade eben darauf beruht, daß sie beide, und das evangelische Kirchentum noch mehr als das katholische, den Schatz an religiösen Ideen, den sie zu verwalten haben, bewußt oder unbewußt in den Dienst

der ständischen und klassenhaften Bevorzugung dieser und jener Gruppe innerhalb der Nation vor den übrigen Volksangehörigen stellen. Die religiös-demokratische Ader, die gelegentlich im Katholizismus schlägt, kommt, in Deutschland wenigstens, nicht gegen diese Schwäche auf, und was den deutschen Protestantismus betrifft, so wird uns seine Leistungsunfähigkeit gegenüber der deutschen Erbsünde klar durch einen Vergleich mit den Angelsachsen. Nicht zufällig ist in der angelsächsischen Welt das reformierte, im evangelischen Deutschland das lutherische Bekenntnis zu ausgedehnterer Herrschaft gelangt. Das Luthertum tritt von Anfang an als ein Bekenntnis der Fürsten und Stände auf, und es ist diesem Geiste, der über seinen Anfängen waltete, bis heute so treu geblieben, daß im Namen keiner anderen christlichen Konfession die Religion so sehr in den Dienst des Autoritätsprinzips nach dem Herzen der Stände und Klassen hat gestellt werden können, wie in dem seinen. Der schweizerische Kalvinismus, die englischen und schottischen Independenten und Puritaner, die Pilgerväter, die drüben den Grund zu dem nordamerikanischen Angelsachsentum legten, bei ihnen sehen wir die Religion freier von der Dienstverpflichtung gegenüber bestehenden Klassenvorrechten, als sonst irgendwo auf der Welt.

Wie anders in Deutschland! Gerade darauf beruht ja die religiöse Wirkungslosigkeit der deutschen katholischen wie der deutschen evangelischen Kirche, daß beide, namentlich aber die letztere, Dienerinnen des Standesprinzips sind. Es muß zugegeben werden, daß endlich auch unter den protestantisch-liberalen Elementen Widerspruch gegen die Verschreibung des Kirchentums an die zu erhaltenden Vorrechte der „oberen" Klassen sich bildet. Diese neue freiheitlichere Richtung in den evangelischen Kirchen mag als eine Anwartschaft auf ent-

fernte bessere Zeiten gewonnen werden, aber vorläufig sind ihre Fortschritte doch viel geringer, als das vorübergehende starke Interesse der Öffentlichkeit an einzelnen „Fällen“ glauben machen könnte. Die Bewegung ist reich an hingebend idealistischen Einzelkräften, aber ihre Stärke liegt weder auf volkstümlichem noch auf organisatorischem Gebiet, und sie leidet außerdem darunter, daß bei nicht wenigen ihrer Führer das Vorrücken in Alter und Würden einen stark dämpfenden Einfluß auf ihre Bereitschaft zur Betonung des freiheitlichen Prinzips und zum Eintreten für seine Verfechter auszuüben pflegt. Außerdem ist aber noch etwas anderes daran schuld, wenn einstweilen die Dinge wenig danach aussehen, als ob der liberale Protestantismus sich in absehbarer Zeit kräftig entwickeln würde. Das ist gerade seine innere Gegensätzlichkeit zu der am tiefsten und am zähesten gewurzelten Schwäche des deutschen Wesens: dem Klassengeist. Das Kirchenwesen als organisierte Religion, so wie es bei uns herrscht, hat nur denjenigen Schichten der Nation etwas zu bieten, denen am Beharrungszustand der Dinge gelegen ist; den aufstrebenden tritt es mit leeren Händen entgegen und ruft ihnen zu: laßt euch genügen! Die deutsche evangelische Kirche ist vortrefflich zur Hof- und Patronatskirche, aber sehr schlecht zur Volkskirche geeignet, und die Kirchenregierungen spielen der liberalen Opposition gegenüber die Rolle des Hohen Rats mit demselben starren Unvermögen, religiöse Bestrebungen religiös zu beurteilen, wie einst die jüdischen Hierarchen. Darum kann man die religiösen Kräfte, die etwa noch in dem konservativen deutsch-evangelischen Kirchentum stecken mögen, als Wertfaktor für die Zukunft des deutschen Gedankens in der Welt nicht hoch taxieren. Ihre Machtlosigkeit gegen den sogenannten Umsturz haben sie bewiesen, und niemand kann daran zweifeln, daß von dem Augenblick an, wo die heute offiziellen evan-

gelischen Landeskirchen in Deutschland genötigt sein sollten, außerhalb des Schattens der Staatsautorität und ohne die Wertschätzung zu existieren, die ihnen heute noch um ihrer nützlichen Dienste willen von den bevorzugten Klassen erzeigt wird, ihre Bedeutung in kurzer Zeit zu der von religiösen Winkelgemeinschaften herabsinken würde. Darum kann derjenige, der im approbierten und konservativen Kirchentum nach idealen Kräften fürs Volk und für den Dienst am Volksgedanken sucht, nur trauernd sprechen: Laßt die Toten ihre Toten begraben! Den Liberalen aber geht bisher noch die Fähigkeit ab, das Strohfeuer der öffentlichen Meinung, die es nicht weiterbringt, als zu wortreicher Entrüstung über diesen und jenen Sensationsfall, in nachhaltige Glut zu verwandeln. Solange das so bleibt, können auch sie nicht als die Führer zu einer besseren religiösen Zukunft unseres Volkes gelten, und wir müssen noch des Propheten harren, der seine Vollmacht aus dem Geist und der Kraft haben wird.

Wie schwer der Verlust an aktiver Kraft ist, den wir durch die Minderwertigkeit des volkskirchlichen Lebens in Deutschland für die Entfaltung unserer Volksidee davontragen, davon überzeugen wir uns, trotz dem Kriegserlebnis, wenn wir auf England sehen. Die Tradition der Klassensonderung nach sozialen und politischen Vorrechten ist in England fast bis zur Bedeutungslosigkeit für den Volksgedanken gedämpft, und namentlich in den Freikirchen pulsiert sehr viel nationale Lebenskraft. Für den echten Engländer ist seine Kirche ein Gut, das zur Vollständigkeit seines Wesens gehört. Diesem Grundsatz bezeugt auch persönliche Freigeisterei eine Achtung, die darum nicht als bloße Heuchelei abgetan werden darf, weil sie Frucht für den nationalen Gedanken, also für eine Idee von höchster Sittlichkeit, zu bringen vermag. Vom Standpunkt des Unbedingten in der Religion kann man beim Eng-

länder bemängeln, daß er das Religiöse und das Nationale in eine Einheit vermengt, bei der das höhere Prinzip dem geringeren Dienste leisten muß. Erstens aber haben wir schon an den Anfang unserer Arbeit den Satz gestellt, daß der innere Fortschritt der Menschheit, also auch der religiöse, sich nicht im Absoluten, sondern im Bedingten vollzieht, d. h. geschichtlich gesprochen in den Nationen, und zweitens ist auch innerhalb der nationalen Bedingtheit die freie und kräftige Beschäftigung mit den Angelegenheiten der Religion ein Bad sittlicher Stärkung.

Der deutsche Protestantismus ist für den Volksgedanken von Anfang an weniger durch die Weckung des sozialen Gewissens in der Religion fruchtbar geworden, als dadurch, daß er dem Romanismus gegenüber auf den Grundsatz der religiösen Selbständigkeit jedes einzelnen Christen zurückgriff. Damit hat er die Befreiung des deutschen Geistes von der Bindung unter die widergeschichtliche und widerchristliche Autorität des versteinerten Dogmas zwar noch nicht verwirklicht, aber doch angebahnt, und weiter hat er damit den Grund zum Aufbau unserer heutigen Innenwelt durch die deutsche idealistische Philosophie vorbereitet, die mit protestantischem Gedankenmaterial die Absolutheit des Sittlichen, den kategorischen Imperativ, begründete. Dieser Schöpfungstat mußte der Untergang des Wahns vorangehen, als seien die sittlichen Kräfte an die Krücke des Dogmatismus gebunden, und es ist das Verdienst des deutschen Volksgeistes, hierin unsere Erkenntnis einem ehernen Felsen gleich befestigt zu haben.

Vielleicht ist es genug, wenn eine Nation soviel für die göttliche Bestimmung unseres Geschlechts geleistet hat. Vielleicht verlangen wir Übermenschliches vom deutschen Christentum, wenn wir ihm auch noch die Last der Verant-

wortung dafür aufbürden, daß es bisher nicht imstande gewesen ist, der Schlange den Kopf zu zertreten, die uns zum Ungehorsam gegen die Gebote unseres Volksgedankens verführt. Vielleicht wird das Läuterungsbad des Krieges unserem Volk ein Stück weiter auf dem Wege helfen, der aus der Mattherzigkeit unseres religiösen Lebens von heute zur Erfahrung der lebendigen Religion führt. Vielleicht gibt das Gnadengeschenk des Sieges uns zuletzt auch die Kraft, die Zäune umzubrechen und die Pforten zurückzuschlagen, wo die Synedristen sitzen, um die Auflage auf den Glauben von denen zu erheben, die nicht Fronpflichtige sein sollten, sondern Kinder und Erben!

FÜNFTES KAPITEL

Deutschland jenseits des Meeres

Wenn wir uns den Sinn des Wortes vom deutschen Gedanken in der Welt nach seiner räumlichen Seite hin vorzustellen suchen, und dabei bedenken, welch eine gewaltige Erweiterung die nationale Idee bei anderen Völkern durch ihre überseeische Ausbreitung erfahren hat, so ist unser erstes Empfinden das der Klage über die Verspätung Deutschlands in der Kolonisation fremder Erdteile. Die Engländer haben sich mächtige Tochternationen jenseits des Ozeans geschaffen, die Russen breiten seit Jahrhunderten ihr Volkstum über unermeßliche Länderstrecken aus, die ursprünglich von Völkerschaften niederer Ordnung bewohnt waren, oder menschenleer dalagen, und auch die Spanier, die Portugiesen und Holländer haben große und wichtige Gebiete in transozeanischer Ferne kolonisiert und mit ihrem Menschenmaterial, ihrem Gut und ihrer Sprache erfüllt.

All dem gegenüber mußte das Thema vom *deutschen* Kolonialwesen bis zum großen Kriege mit der Frage beginnen, ob unsere Kolonien überhaupt ein Objekt von hinreichender Bedeutung seien, um ihnen innerhalb der großen Zusammenhänge unserer nationalen Lebensfragen eine besondere Betrachtung zu widmen? Wir erwiderten darauf, daß die Zeit

der kolonialen Erwerbungen Deutschlands noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden könne. Zwar wollten wir weder Australien noch Brasilien erobern, wie uns von unsern Gegnern, um uns vor der Welt zu verdächtigen, unterstellt wurde; in Afrika aber sei der deutsche Besitz in der Tat noch einer größeren Ausdehnung fähig, und darum müsse und werde diese Ausdehnung zu gelegener, ielleicht sehr naher Zeit auch stattfinden. Allerdings dachte vor einem oder zwei Jahren nicht so leicht jemand an Krieg und Gewalt, sondern man durfte annehmen, daß sich eine friedliche Auseinandersetzung mit dem Endziel eines großen Deutsch-Afrika würde ermöglichen lassen.

Wenn wir die heutige Lage betrachten, so müssen wir zunächst von den kolonialen Folgen des Krieges noch absehen und die Frage für sich erörtern, wie weit Afrika überhaupt im eigentlichen Sinne des Wortes kolonisiert werden kann, und zwar im Sinne dauernder, bodenständiger Besiedlung mit Deutschen. Für eine solche kommen vor allem die gesunden Hochländer im Süden und in der Mitte des Erdteils in Betracht. Dort haben Weiße, Niederländer und Engländer seit Generationen sich eingelebt und sicher vermehrt. Allerdings muß daneben mit der Tatsache gerechnet werden, daß in allen diesen hochafrikanischen Siedlungsländern auch das eingeborene Element neben dem weißen seinen Platz behaupten wird, und zwar aus dem Grunde, weil die Eingeborenen Afrikas als dienstbare Arbeitskräfte an die Wirtschaft des Europäers anpassungsfähig und zugleich für sie notwendig sind. Im angelsächsischen Nordamerika und in Australien erwies sich ein Zusammenleben der Urbewohner und der Kolonisten als unmöglich, weil jene für Kultureinwirkungen unzugänglich waren und durchaus ihre wilde Freiheit und die Primitivität ihrer wirtschaftlichen Zustände erhalten wollten. Bei den Indianern wie bei den Australiern mißlang daher die wirtschaftliche Ein-

gliederung in der Kolonisation, und es kam so weit, daß z. B. die Ansiedlerregierungen von Neu-England von Amts wegen Geldpreise auf indianische Skalpe aussetzten, gleichviel ob von Männern, Weibern oder Kindern, und daß die Farmer in Queensland und Neu-Südwales mit Arsenik vergiftete Hammel in den Busch warfen, um die schwarzen Viehdiebe auszurotten.

Auf jene Weise sind Nordamerika und Australien ganz und gar „weißen Mannes Land“ geworden, denn die spärlichen Reste der Urbevölkerung kommen hier wie dort nicht mehr in Betracht. In Afrika dagegen kann, abgesehen von den wenigen Buschleuten, mit denen wir in Südwest unsere Not haben, von der Hinausdrängung oder vom Aussterben der Eingeborenen gar keine Rede sein. Dazu ist die Rasse physisch viel zu zahlreich und kräftig, und außerdem ist sie kulturwirtschaftlich so weit entwickelt, daß sie in das Wirtschaftsleben der Kolonien als wertvolle tätige Kraft aufgenommen werden kann. Wenn aber die Tatsache der Arbeitsteilung zwischen Weiß und Schwarz auf unserem afrikanischen Kolonialboden von vornherein feststeht, so versteht es sich auch von selbst, daß der Schwarze die dienende Masse, der Weiße die soziale Oberschicht bilden muß. Das ist der Zustand, den wir im anglo-burischen Südafrika meistens praktisch vor uns haben. Damit ist schon entschieden, daß zahlenmäßig unser afrikanischer Boden nicht entfernt im selben Verhältnis weiße Einwandrer aufnehmen kann, wie Amerika es vermochte. Die ostafrikanischen Hochländer und Angola bieten, im Gegensatz zu Südwestafrika, das nur extensiv bewirtschaftet werden kann, zum Teil recht günstige Möglichkeiten für Ackerbaukultur und andere intensive Nutzungsarten dar, aber auch dort ist es ausgeschlossen, daß die deutsche Besiedlung Formen annimmt, wie unser Landarbeitertum im Osten und der Parzellenbesitz im Westen Deutschlands sie aufweisen. Natürlich wird der zukünftige Farmer und

Großbauer am Kilimandscharo, am Njassasee oder auf dem Plan Alto von Angola in seiner Wirtschaft auch mit angreifen, aber die eigentliche Arbeiterschaft, das häusliche Dienstpersonal und die untergeordneten Hilfskräfte in der Werkstatt werden doch immer Farbige sein: eben darum, weil die Eingeborenen einmal da sind, weil sie zahlreich, kräftig und zu jeder körperlichen Hantierung fähig sind und weil ihr Lohn und Unterhalt weit billiger ist, als der für weiße Hilfskräfte.

Wir kennen unsere afrikanischen Kolonien noch nicht genau genug und haben in den äquatorialen Hochländern auch noch nicht hinreichend Erfahrungen mit der Akklimatisation von Europäern gemacht, um sagen zu können, wieviel Deutsche künftig einmal auf der atlantischen Seite Südafrikas, in Ostafrika und Hoch-Kamerun als Ansiedler leben werden. Wahrscheinlich werden es mehr sein, als die Zweifler glauben, denn auf dem wichtigsten physiologischen Gebiet, in der Bekämpfung der Klimakrankheiten, sind schon spürbare Fortschritte gemacht und noch bedeutendere mit Bestimmtheit zu erwarten. Es ist sicher, daß die Nachkommenschaft unserer jetzigen Kolonisten in Afrika nicht so viel Alkohol dauernd wird in sich hineinschütten dürfen, wie ihre Väter in Deutschland, aber die geistigen Getränke sind doch selbst für die meisten Germanen nur eine Genuß-, keine Daseinsfrage, und an die gesundheitlich kultivierteren Lebensformen der Angelsachsen wird sich letzten Endes auch der koloniale Deutsche gewöhnen können. Nehmen wir an, um irgendwelche im Bereich des Möglichen liegende Zahlen zu nennen, daß zu einer Zeit, die wir Heutigen allerdings nicht mehr erleben werden, Deutsch-Afrika ein oder zwei Millionen deutsche Einwohner zählt — diese Ziffer wird manchem auf den ersten Anblick phantastisch erscheinen, aber sie ist es nicht — so bedeutet das ganz etwas anderes, als die gleiche Menge von Volksgenossen irgendwo in Deutschland, und zwar

ist es wirtschaftlich wie kulturell sehr viel mehr. Wirtschaftlich darum, weil diese ein oder zwei Millionen nur die besitzende, gehobene Oberschicht darstellen, während die große Summe untergeordneter Arbeit, die in der Heimat auch weiße Kräfte leisten müssen, in Afrika der Farbige tut. Kulturell darum, weil von der größeren Wohlhabenheit und dem stärkeren Selbstbewußtsein der gehobenen Oberschicht auch in geistiger Beziehung viel größere Wirkungen ausgehen werden, als vom Durchschnitt irgendeiner beliebigen Million Menschen zu Hause.

Niemand, der Kolonialländer kennt, wird behaupten wollen, daß sie sich durch Feinheit des Geistes oder ästhetische Kultur auszeichneten. Trotzdem bedeutet der koloniale Typus für jede Nation, die ihn mit Glück ausbildet, eine starke innere Bereicherung. Es liegt in der Natur der Dinge, daß nicht die trägen und furchtsamen, sondern mehr die beweglichen und entschlossenen Naturen den Weg übers Meer finden. Durch diese Art und Auslese erklärt sich ja auch vieles im amerikanischen Charakter. Wir haben bereits festgestellt, daß die deutsche Arbeit in der Heimat jetzt voll imstande ist, unser Volk trotz seines Wachstums zu ernähren. Es ist also nicht mehr Not um das tägliche Brot, die den Deutschen von der Scholle forttreibt, sondern es ist die Lust am Unternehmen in der Ferne und der Wunsch, das Leben breiter und freier zu gestalten, als zu Hause möglich ist. Gegenüber unsrer gewaltigen Volkszahl hat es keine Bedeutung, wenn einige tausend Menschen jährlich, und seien es noch so tüchtige Naturen, fortgehen; drüben aber erwächst durch diese Art Sichtung, von der wir sprachen, allmählich ein Geschlecht von besonderer Art, freier von den Standes- und Klassenvorurteilen, die zu Hause das Leben vergiften, selbständiger gegenüber den Forderungen neuer Lebensverhältnisse und äußerlich wie innerlich an eine weitere Lebensführung gewöhnt. Allerdings denken wir dabei nicht an ge-

wisse Lächerlichkeiten in unsern heutigen kolonialen Miniaturresidenzen, wo vorläufig innerhalb der verschiedenen Abstufungen der Gesellschaft die heimatliche Exklusivität noch schlimmere Fratzen schneidet, als zu Hause. Das gilt namentlich für diejenigen Elemente, die nicht gekommen sind, um in der Kolonie heimisch zu werden, sondern die man einstweilen noch von Staats wegen importieren muß, um die Verwaltungsfunktionen zu besorgen. Über Jahr und Tag, wenn die einzelnen Teile des neuen afrikanischen Deutschlands sich soweit entwickelt haben werden, daß sie imstande sind, gleich den englischen Siedlungskolonien auch in bezug auf das Verwaltungspersonal für sich selbst zu sorgen, wird das sicher anders werden. Bis dahin ist es ein schwer zu ertragendes, aber unvermeidliches Übel, daß zahlreiche Persönlichkeiten, denen Verständnis und innere Eignung für das koloniale Leben abgehen und bei denen daher unter dem Einfluß Afrikas die deutsche Sucht, den Kitzel einer sozialen oder amtlichen Vorzugsstellung zu genießen, ins Krankhafte ausartet, drüben ihre zwei- oder dreijährigen Gastrollen geben, um dann zu verschwinden, wie sie gekommen sind. Der wirkliche Ansiedler ist schon in der ersten Generation eine andere Art Mensch, und wenn erst noch dreißig oder fünfzig Jahre vergangen sind, so wird sich der deutsche Afrikaner zu einem festen Typus ausgebildet haben, dem seine Schwächen eignen werden, wie jedem andern Volkstum, der aber als Ganzes eine erfreuliche Bereicherung des deutschen Wesens darstellen wird.

Was einem Volkstum wie dem englischen eine so große Kraft gibt, ist der überseeische Einschlag in seiner Art — nicht nur durch die großen und kräftigen kolonialen Ableger, die es sich geschaffen hat, sondern auch dadurch, daß so viele seiner Angehörigen einen großen Teil ihres Lebens jenseits des Ozeans zubringen: als Soldaten, Beamte, Geschäftsleute, Tech-

niker u. dgl. Dadurch wird eine dauernde allgemeine Erweiterung des Gesichtskreises der Nation erzielt. Etwas davon, leider nur zu wenig, hat sich auch bei uns zu entwickeln begonnen. Es wird bedeutender werden und tiefer zu greifen anfangen, sobald die Verbindungen zwischen der Heimat und unsern Kolonien noch mehr zunehmen. Davon, daß die deutschen Kolonisten in Afrika zu ganz neuen Völkern werden, wie die Australier oder Kanadier, wird noch keine Rede sein können, weil die Verhältnisse dazu nicht groß genug sind. Die Bande zwischen Kolonie und Heimat werden bei uns auf Generationen hinaus einen mehr unmittelbaren und persönlichen Charakter behalten; das Bewußtsein der familienhaften Verwandtschaft hüben und drüben, die Besuche der wohlhabend gewordenen Ansiedler in der Heimat, die Erziehung und das Studium der heranwachsenden Jugend, die eine höhere Bildung sucht, auf deutschen Schulen und Universitäten, werden uns allmählich zu Gemüte führen, daß es ein Deutschland und deutsche reichsangehörige Volksgenossen jenseits des Meeres gibt. Das ist das eine. Das andere wird sein, daß durch die Beziehungen zwischen den heimischen und den Übersee-Deutschen vor unsern Augen allmählich das Bild einer neuen und in manchen Dingen überlegenen deutschen Art entsteht.

Wir bemerkten schon, daß der Entschluß, drüben eine neue Heimat zu suchen, bei den meisten dem Verlangen aus dem Engen ins Weite hinaus entspringt. Viele von unsern afrikanischen Ansiedlern haben ursprünglich, indem sie als Militärs, Beamte und Kaufleute hinübergingen, nicht ans dauernde Dableiben gedacht. Als sie aber Afrika kennen lernten, lernten sie es lieben; sei es, daß die herbe aber große Natur des Landes sie ansprach, sei es, daß die Forderung, die es an jeden stellt, der dort leben will: Selbständigkeit des Charakters und Bereitschaft zur eigenen Verantwortung für

Tun und Lassen, ihrer innern Natur entsprach. Andere wiederum gestalteten sich ihr Ideal von vornherein in Gedanken zu Hause und zogen hinüber, es in der Wirklichkeit aufzubauen. Es sind Menschen, die den allerverschiedensten heimischen Lebenskreisen entstammen, aber was sie innerlich eint, ist der Gedanke, mit den Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen — sei es Geld oder Arbeitskraft oder beides — sich ein reicheres Dasein zu schaffen, als es die Umstände zu Hause erlaubten. Freiheit und Selbständigkeit: daß der Mann sich sein Schicksal wählen und nach seiner Tüchtigkeit gestalten kann — das ist das koloniale Ideal, und die Freude, im neuen Lande ein selbstgewolltes Ziel verwirklichen zu können, gibt dem Selbstgefühl des Kolonisten seinen Aufschwung. Mit diesem Worte, Selbstgefühl, treffen wir den Kern in der geistigen Verfassung des Kolonialmenschen. Es gehört zur innern Gesundheit unsrer Natur, nach Auslebung und Befriedigung des Selbstgefühls zu streben. Bei Charakteren von geringerer Selbstzucht artet das leicht in Verirrungen aus, wie sie unter dem Namen des „Tropenkollers" eine oft lächerliche, nicht selten verhängnisvolle Bedeutung gewinnen. Fast überall hat der einzelne in den Kolonien mehr Autorität auszuüben, als zu Hause. Jeder Beamte hat größeren Einfluß auf die Angelegenheiten, die er bearbeitet, auf die Menschen, mit denen er dabei in Berührung kommt, als daheim, und auch der, dem kein öffentliches Titelchen anhaftet, steht als Weißer den Eingeborenen äußerlich und innerlich mit der Möglichkeit energischerer Willensbetätigung gegenüber. Dazu kommt, daß die Kontrolle und der Halt, die jedermann bei uns dadurch hat, daß er in festen Verhältnissen lebt, unter der fortdauernden Aufsicht zahlreicher Mitmenschen des Kreises, in dem sein tägliches Tun abläuft, drüben in der Regel fehlen oder lockerer sind.

Nicht nur die Männer, sondern auch unsere Frauen empfinden mit innerer Befriedigung dies Fehlen eines Teils der heimischen Gebundenheit durch das Milieu von Stand und Gewohnheit. Solch ein Freiheitsgefühl kann für den einen zur moralischen Gefahr werden, für den andern aber wird es zur Quelle innerer und äußerer Kraftentwicklung. Die innere Genugtuung, daß ihm allein überlassen ist, wie er sich geben will, was er tun und nicht tun möchte, wie er über dies und das urteilen und mit wem er verkehren will oder nicht — sie ist imstande, auch Menschen, die daheim verkümmert wären, zu wirklichen Leistungen anzufeuern. Noch freier und natürlicher wird diese Art sich entwickeln, wenn es erst ein Geschlecht von Männern und Frauen gibt, das drüben geboren und aufgewachsen ist und von Jugend auf die Luft des freien Afrika geatmet hat.

Wer unsere Kolonien kennt, wird von dem Irrtum frei sein, daß der deutsche Kolonialcharakter von heute lauter erfreuliche Züge trägt. Er ist vielfach noch unausgeglichen, begehrlich, auftrotzend; er neigt dazu, die eignen Interessen als den Mittelpunkt des Geschehens aufzufassen; er verlangt von der Regierung, vom Mutterlande, vom Reichstag, von der Presse, daß alles sich für das spezielle Wohlergehen von einigen tausend Ansiedlern ins Zeug legen soll. Bewußt oder unbewußt liegt aber auch darin ein Stück richtigen Empfindens. Weil für die Gesamtheit der Nation viel darauf ankommt, daß sich jener deutsch-überseeische Typus so kräftig, so ausgebreitet und so schnell wie möglich heranbildet, darum verdienen seine Anfänge, auch wenn sie sich manchmal etwas wild gebärden, doch wohlwollende Pflege von seiten des Mutterlandes.

Zum erstenmal seit Anbeginn der Welt zieht produktive Kulturarbeit in jene Länder, in denen ungezählte Jahr-

tausende hindurch nur Barbaren und Primitive ihr Naturdasein gelebt haben. Das Feld, die Steppe Südafrikas, sie liegen da, wie die Natur sie geschaffen hat. Auf dem Grund und Boden, den der deutsche Farmer kaufte, haben durch endlose Zeiträume vorher Eingeborenenstämme ihr für Volks- und Weltwirtschaft, für Zivilisation und Kultur gleich wertloses Dasein geführt. Die Hereros haben ihre Ochsen gezüchtet, ihre saure Milch getrunken, ihre Wurzeln gegraben, ein Geschlecht nach dem andern; oder Buschleute haben sich umhergetrieben, mit ihren vergifteten Pfeilen gejagt, auf den Wildwechseln Fallen gestellt. Wo der Bantu oder der eingeborene Pygmäe sein Vieh weidet, seine Schlingen legt, da kann kein weißer Ansiedler seine Wirtschaft gründen. Weder unter den Völkern noch unter den Einzelwesen gilt als Recht, daß Existenzen, die keine Werte schaffen, einen Anspruch aufs Dasein haben. Keine falsche Philanthropie oder Rassentheorie ist imstande, für vernünftige Menschen zu beweisen, daß die Erhaltung irgendwelcher viehzüchtender südafrikanischer Kaffern oder ihrer Hackbau treibenden Vettern am Kiwu- und Viktoriasee bei irgendeinem Maß von Selbständigkeit, Eigenwirtschaft und Unkultur, für die Zukunft der Menschheit wichtiger sei, als die Ausbreitung der großen europäischen Nationen und der weißen Rasse überhaupt. Soll das deutsche Volk darauf verzichten, größer und tüchtiger zu werden, für seine Söhne und Töchter freieren Lebensspielraum in der Welt zu suchen, weil vor 50 oder 300 Jahren irgendein Negerstamm seine Vorgänger erschlagen, verjagt oder versklavt hat und kraft solchen Rechts auf der Scholle, wo zehntausend deutsche Familien ein blühendes Dasein haben und Saft und Kraft unseres Volkstums mehren könnten, sein barbarisches Naturdasein führen will? Erst dadurch, daß der Eingeborene im Dienst der höheren Rasse, d. h. im Dienste ihres und seines

eigenen Fortschritts, Werte schaffen lernt, gewinnt er ein sittliches Anrecht auf sein Dasein.

Mit wieviel Zähigkeit und Energie, unter wieviel Rückschlägen, Irrtümern und getäuschten Hoffnungen, aber schließlich doch mit wieviel praktischem Erfolg arbeitet der Durchschnitt unsrer Ansiedler drüben! Wie mancher steht heute schon da, wohlhabend, voll Lebenserfahrung, ein kräftiger Charakter, gesegnet mit Weib und vielen Kindern, denen er Land, Vieh und sonstiges Gut reichlich zu hinterlassen imstande ist! Was wäre zu Hause aus ihm geworden, wenn er, „deutsch, treu und pensionsberechtigt", mit dem Zivilversorgungsschein in der Tasche, für den Rest seines Lebens als Bureauschreiber in irgendeinen Winkel zu sitzen gekommen wäre? Diese Erfahrung des Wachstums am äußern und innern Gehalt des Lebens — mag sie auch drüben nicht von allen mit vollem Bewußtsein gemacht werden, so ist sie doch auch unbewußt den Erfolgreichen, die sie an sich selbst erleben, und den Vorwärtsstrebenden, die sie erst erleben wollen, ein Ansporn und ein Leitstern von hoher, sittlicher Wirkungskraft, und bei vielen, denen es vergönnt ist, die Wurzeln ihrer Existenz für sich und ihre Nachkommen in den neuen deutschen Boden überm Meer zu senken, gestaltet sie in der Folge der Geschlechter die Wesensmerkmale jenes kolonialen Charakters, den wir als Bereicherung für unsern Volksgedanken brauchen.

Das sind die eigentlich entscheidenden Gedanken, die uns vorschweben müssen, wenn wir von dem nationalen Wert unsrer Kolonien sprechen. Daraus folgt aber auch, daß unsere Kolonialverwaltung bewußter- und konsequentermaßen den Weg suchen und auf ihm vorwärtsschreiten muß, der zu solchen Zielen führt. Wir haben seit dem Jahre 1907 einen großen äußeren Fortschritt unseres Kolonialwesens erlebt, und wir wollen dem Staatsmann, an dessen Namen das öffentliche

Urteil den Umschwung der kolonialen Dinge knüpft, von seinem wirklichen bedeutenden Verdienst nichts rauben. Das ethisch-nationale Moment gelangte unter ihm aber nicht voll zu seinem Rechte. Wir bekamen damals den Zustand der erstrebenswerten kolonialen Blüte so definiert: „daß eine dem Flächenraum entsprechende Einwohnerzahl, unter Aufbietung aller wirtschaftlichen Kräfte und unter Befriedigung aller verständigen Bedürfnisse, die gegebenen Naturkräfte und Produkte in Werte umsetzt, daß diese Werte ohne transportliche Reibungsverluste konkurrenzfähig den Weltmarkt erreichen, und daß die Weiterentwicklung adäquat den Errungenschaften der Technik in friedlichen Bahnen fortschreitet“. Diese Erklärung ist nicht falsch, aber sie ist einseitig materiell. Sie sagt nicht, daß Arbeit und Endziel jeder Kolonisation im ganzen und im einzelnen bedingt sein müssen durch den Hinblick auf den nationalen Gedanken, dem sie gleich jedem andern nationalen Werk zu dienen haben, d. h., daß ihre höchste Aufgabe die Vermehrung der ideellen und materiellen Kraftfülle und Lebensbetätigung unseres Volks ist.

Wer aber zählt die Summe kolonialen Lehrgeldes, die wir haben zahlen müssen, bis wir zu unserer heutigen Erkenntnis gelangten! Als vor bald 30 Jahren die ersten Stücke von Afrika deutsch wurden, waren wir auf koloniale Betätigung in keiner Weise vorbereitet. Daß Fehler gemacht wurden, war also von vornherein unvermeidlich, aber die Fehler wurden so groß und verhängnisvoll, daß wir noch heute schwer an ihnen zu tragen haben. Niemand wußte, daß überseeische Gebiete, die sich ökonomisch und staatlich noch in einem so rohen Naturzustande befanden wie Ost- oder Südwestafrika, oder Kamerun, erst bedeutende Opfer an Mitteln, Erfahrung und Geduld verlangten, bevor sie imstande waren, etwas her-

zugeben. Welch einen Mangel an jeglicher Vorstellung von afrikanischen Dingen beweist jener Ausspruch eines sonst so verdienstvollen Mannes, wie des Reichskanzlers Grafen v. Caprivi: er wolle der südwestafrikanischen Kolonie noch ein Probejahr geben — bevor ihre Abtretung an England erwogen werden würde. Was sollte sich denn in einem Jahr dort ändern, wo drüben keine deutsche Macht vorhanden war, den Fehden der Eingeborenen ein Ziel zu setzen, keine Eisenbahnen, die das Land aufschlossen, keine Ansiedler, kein Kapital und keine Verwaltung, aus Busch und Steppe Farmen abzumessen und zu bewirtschaften — und in der Berliner Kolonialverwaltung kein Mensch saß, dem die Erkenntnis geläufig gewesen wäre, daß jedes Kalb, das dem südafrikanischen Farmer heute geboren wird, allein schon drei bis vier Jahre braucht, bis es als Treck- oder Schlachtochse seinen Preis bringt?

Die Regierung verschleuderte umsonst und ohne Sicherungen Land, Bergrechte und Konzessionen aller Art an deutsche und ausländische Gesellschaften, denen es an Kapital, an gutem Willen oder an beidem mangelte. Im Reichstag wetteiferten die Parteien an Unkenntnis, Vorurteilen und Kleinlichkeit, wenn irgend etwas für die Erschließung und Sicherung des neuen Besitzes gefordert wurde; und sobald einmal die weitere Öffentlichkeit sich für die Kolonien interessierte, geschah es weniger um der nationalen Zukunftswerte willen, die in ihnen steckten, als wegen irgendwelcher Skandalgeschichten, die oft genug Unverstand oder blinder Haß an den Namen der Leute hängte, die draußen ihr Leben einsetzten. Von der Hilflosigkeit, mit der die Verwaltung in der Heimat den Berichten, Klagen, Forderungen und Plänen gegenüberstand, die von drüben kamen, kann man sich heute kaum eine Vorstellung machen; aber wer diese Dinge kennt, dem ist

bewußt, wie kläglich die ersten anderthalb Jahrzehnte deutscher Kolonialpolitik verliefen.

Darnach freilich machten wir bedeutende materielle Fortschritte. Während der ersten Periode, vom Erwerb unsrer meisten überseeischen Besitzungen bis zur Übernahme der Verwaltung durch den Kolonialdirektor Dr. Stübel, hatte sich unser kolonialer Gesamthandel, ohne Kiautschou, das von Anfang an unter dem Reichsmarineamt stand, bis auf 58 Millionen Mark entwickelt, wobei Einfuhr und Ausfuhr noch in dem höchst ungünstigen Verhältnis von 41 zu 17 Millionen standen. Das ist so wenig, daß sich scheinbar niemand darüber zu wundern braucht, wenn die Kritik der Kolonialgegner diese geringen Erträge als die Begründung für ihre ablehnende Haltung gegenüber den Kolonien betrachtete. In Wirklichkeit war es natürlich eine Kurzsichtigkeit, die wir heute kaum noch begreifen, ohne Eisenbahnen und sonstigen werbenden Kapitalaufwand wirtschaftliche Fortschritte für möglich zu halten, oder ihr Ausbleiben unter solchen Umständen als kolonialwirtschaftliches Argument zu behandeln. Die grundsätzliche Änderung in unserer Kolonialmisere kam erst mit Stübel, dem überseeisch erfahrenen Mann an der Spitze der Kolonialverwaltung. Er wußte, was nottat: Kapitaleinfuhr, Bahnbauten und Besiedlung, und es gelang ihm auf allen diesen drei Gebieten in der Stille den Grund für eine bessere Zukunft zu legen. Stübels Verdienste werden weit unterschätzt. Noch ist es keinem seiner Nachfolger geglückt, so viel arbeitendes privates Kapital hinüberzubringen, wie ihm, und von unserm heutigen kolonialen Eisenbahnnetz hat er unter den größten Schwierigkeiten und Widerständen einer Reichstagsmehrheit, die noch halb oder ganz kolonialgegnerisch war, fast ebensoviel Eisenbahnkilometer abgerungen, wie später im Sturm der Begeisterung durch den Kolonialreichstag von 1907

bewilligt wurden. Vor allen Dingen aber hat er als erster mit dem Volksgedanken im deutschen Kolonialwesen Ernst gemacht und die Besiedlung unsrer klimatisch brauchbaren Überseegebiete mit deutschen Einwandrern als das Ziel wahrer Kolonialpolitik erkannt und aufgestellt. Durch die Weiterführung des wirtschaftlichen Ausbaues der Kolonien nach den von Stübel zuerst bewußt angestrebten Grundsätzen konnte sich dann die Handelsziffer 1910 auf 94 Millionen in der Ausfuhr und 130 Millionen in der Einfuhr steigern, und wenn man Kiautschou hinzurechnet, so betrug der Gesamtwert unseres Kolonialhandels ein Jahrzehnt nach dem Beginn der besseren Zeit unter Stübel rund 350 Millionen Mark, ungefähr das Viereinhalbfache der Summe, auf der er um 1900 stand — und 1913 hatten Ausfuhr und Einfuhr zusammen sich auf nahezu eine halbe Milliarde Wert gesteigert!

Wer die Ziffern unsrer kolonialwirtschaftlichen Entwicklung während des letzten Jahrzehnts studiert, kann es mit Händen greifen, daß der Ausbau der Verkehrsmittel den Wechsel zum Bessern brachte, und daß wir daher erst im Beginn des eigentlichen Aufschwungs standen. Unsere wichtigsten und größten Kolonialbahnen waren teils eben vollendet, teils noch mitten im Bau oder gerade erst begonnen. Wenn schon diese Anfänge so viel gebracht hatten — was darf dann erst von der Zukunft erwartet werden, wenn das ganze Verkehrssystem voll entwickelt sein und die Besiedlung auch in Ostafrika kräftig eingesetzt haben wird! Hieran allerdings, an dem Besiedlungsgedanken, muß unerschütterlich festgehalten werden. Es ist ein großer Fehler der Dernburgschen kolonialen Verwaltungsepoche gewesen, daß sie in unserem größten und vorläufig wichtigsten überseeischen Besitztum, Ostafrika, weniger die deutsche Kolonisation betrieben, als eine vage und gefährliche Eingeborenenpolitik im Auge gehabt hat, die teils

von anfechtbaren wirtschaftlichen Voraussetzungen bestimmt war, teils das straffe nationale Kolonisationsprinzip hinter einer verschwommenen, quasi philanthropischen Vorliebe für die farbigen Rassen zurücktreten ließ. Schon die Idee, Negerkulturen zu bevorzugen, wo auch nur eine Möglichkeit vorliegt, es mit der Besiedlung durch Weiße zu versuchen, widerspricht der obersten Erfahrung auf diesem Gebiet. Indien, das 300 Millionen Einwohner einer farbigen Rasse von alter und verhältnismäßig hoher Kultur besitzt und das außerdem noch einige Hunderttausend Weiße der höchsten und wirtschaftskräftigsten Gesellschaftsschicht beherbergt, hat einen Gesamthandel, der den Kanadas oder Australiens mit Neuseeland, wo ein halbes Dutzend Millionen weiße Kolonisten wohnen, nur etwa im Verhältnis von 3:2 übertrifft. Ein Kanadier oder Australier bedeutet volkswirtschaftlich vierzigmal soviel als ein Hindu, und wie weit sind die afrikanischen Negerländer noch von der Produktions- und Konsumkraft selbst Indiens entfernt!

Gebieten also schon rein wirtschaftliche Rücksichten die Förderung der weißen Kolonisation mit allen nur möglichen Mitteln, so muß doch, auch unabhängig hiervon, der nationale Gedanke ein schlechthin entscheidendes Motiv für die Besiedlung Deutsch-Afrikas mit Deutschen bleiben. Nur wo der Tatsachenbeweis gegen das Fortkommen weißer Ansiedler in bestimmten Landstrichen spricht oder die Unmöglichkeit offenbar ist, dürfen und müssen wir auf die direkte nationale Kolonisation verzichten. Dieser Grundsatz bedeutet aber nicht eine Politik des Abwartens und Gewährenlassens in der Besiedlungsfrage, sondern eine Politik der tatkräftigen Unterstützung. Es ist in der Regel nicht nötig, den Leuten, die kommen wollen, bares Geld unter mehr oder weniger nomineller Verpflichtung zur Rückzahlung zu geben, aber man

muß ihnen billiges Land, gute Absatzwege, reichliche eingeborene Arbeitskräfte und etwas Kredit geben. Eine Kolonisation, die mit diesen Mitteln nicht glückt, kann überhaupt nicht glücken und wäre verkehrt. Die Verwaltung, die gesetzgebenden Körperschaften und die öffentliche Meinung müssen einmütig zusammenwirken, damit hier wirklich einmal in großen Zügen mit Einsicht, mit grundsätzlichem Wohlwollen und mit hinreichenden Mitteln gearbeitet werden kann. Dann werden wir koloniale Fortschritte erleben, die alles hinter sich zurücklassen, was in früheren Zeiten selbst die hoffnungsfreudigsten Optimisten von der Gesamtheit unsrer überseeischen Besitzungen zu erwarten wagten.

Welche Aussichten sind vorhanden, daß unsere Kolonialpolitik sich nun endlich ganz und gar auf die Forderungen der nationalen Idee besinnt und ihren Gang auf das Ziel hin nimmt: unsern Volksgedanken in den Teilen der Welt, die sein Arbeitsfeld bilden, zu gestaltender und beherrschender Wirkung zu bringen? Wollten wir uns für die Antwort auf diese Frage Rats allein beim Geschehenen erholen, so dürften wir unsere Hoffnungen wohl nicht sonderlich hoch stimmen. Wir haben erst eine koloniale Periode des überwiegenden Unverstandes und entsprechender Unfruchtbarkeit erlebt. Danach kam eine Zeit, wo an der Spitze die Einsicht in das Richtige und Notwendige aufkam, aber zu Hause hatte sie mit der Langsamkeit des Verständnisses und dem Übelwollen der grundsätzlichen Opposition zu kämpfen und drüben mit dem Widerstand der Dinge. Die dritte Epoche brachte einen starken Aufschwung des Interesses in der Heimat, grundsätzliche Kolonialfreundlichkeit bei der Mehrheit der Parteien, reichliche Mittel und kräftige wirtschaftliche Initiative, aber der Mann, auf dem das System beruhte, verfolgte zu ausschließlich den kommerziellen, kapitalistischen, beachtete zu wenig den nationalen

Entwicklungsgedanken samt den Imponderabilien des kolonialen Charakters und scheiterte schließlich an der selbstherrlichen Eigenwilligkeit, mit der er das Zusammenarbeiten mit den Kolonisten selbst ablehnte.

Auf Dernburg, dessen große Verdienste über den Fehlern, die er gemacht hat, nie vergessen werden dürfen, folgte das Regime des Staatssekretärs von Lindequist, das zeitlich eine zu kurze Spanne umfaßte, um besondere Wirkungen zu hinterlassen, und danach die Verwaltung Dr. Solfs, während derer unsere Kolonien den Ausbruch des Krieges erlebten. Übersieht man die zweieinhalb Jahre vom Amtsantritt des Staatssekretärs Solf bis zur Unterbrechung der Verbindungen zwischen dem Mutterland und den Kolonien im ganzen, so erscheint uns das Bild dieser letztvergangenen Kolonialperiode nicht ganz einheitlich. Unverkennbar zeigen sich Fortschritte: in einer Anzahl wichtiger Fragen wurde schneller gearbeitet, als bisher. Die Krisis im Diamantenabbau, die durch die Verzögerung der Abgabenreform und durch die willkürliche Ausschließung der Produzenten von der Verkaufsorganisation für die deutschen Steine drohte, wurde überwunden, indem das Kolonialamt die Dernburgsche Erbschaft in der Diamantenpolitik liquidierte, ein neues Besteuerungssystem einführte, die Förderer an der Verwertung in erster Linie beteiligte und der Fortgabe der Diamanten unter dem Wert dadurch ein Ende machte. Auch der notwendige landwirtschaftliche Kredit für Südwestafrika wurde geschaffen. Der Erwerb eines Stückes vom französischen Kongogebiet fiel noch unter die frühere Verwaltung und war mit die Ursache des Personenwechsels an der leitenden Stelle, aber unmittelbar nach der Besitzstandsänderung begannen in Kamerun auch die absolut notwendigen Vorarbeiten zur allgemeinen Hebung der so lange vernachlässigten Kolonie, namentlich durch Verkehrs-

wege. In andern Fragen, besonders was die koloniale Finanzwirtschaft und die Selbstverwaltung betraf, war freilich nicht viel von neuem Geiste zu spüren. Von all diesen vergangenen Dingen lohnt es aber jetzt, wo unser Kolonialwesen im ganzen vor einer neuen Zeit steht, im Grunde nicht viel zu reden.

Was für die Kolonien grundsätzlich getan werden muß, ist, wenn man die Dinge recht betrachtet, gar nicht so schwierig. Wird von dem richtigen, durch Dernburg eingeführten Grundsatz ausgegangen, daß die Ausgaben für den militärischen Schutz der Kolonien unmöglich jetzt schon der noch wenig zahlreichen und relativ leistungsschwachen, weil erst im wirtschaftlichen Anfangsstadium befindlichen Kolonistenbevölkerung aufgebürdet werden können, sondern Sache des Reichs sind, das sich entschlossen hat, die fernen Schutzgebiete zu erwerben, so kann man heute von unseren afrikanischen und von einem Teile der Südseebesitzungen sagen, daß sie imstande sind, die Kosten für ihre Verwaltung und für die Verzinsung der von Reichs wegen vorgeschossenen werbenden Kapitalsanlagen ganz oder annähernd aufzubringen. Ebenso bedarf es keiner Erläuterung darüber, daß die Weißen bei weitem den größten Teil der Steuern, Zölle und sonstigen Abgaben leisten, und daß, soweit die Eingeborenen daran beteiligt sind, erst die Tätigkeit des weißen Mannes die Zustände soweit entwickelt hat, daß einheimischer Konsum entstand und Eingeborenenabgaben erhoben werden konnten. Früher wurde den Kolonisten, als sie zunächst in Südwestafrika nach Selbstverwaltung verlangten, regelmäßig geantwortet: erst Selbsterhaltung, dann Selbstverwaltung! In Südwestafrika ist die Frage jetzt brennend, aber auch in Ostafrika und Kamerun verdient sie ernste Aufmerksamkeit. Südwest leistet reichlich, was es kostet, abgesehen natürlich

vom Militär; ja, es ist sogar möglich gewesen, aus den eignen Einnahmen der Kolonie Eisenbahnbauten zu bestreiten, also werbende Kapitalsaufwendungen außerordentlicher Natur. Nun aber erhebt sich unter den deutschen Ansiedlern das alte angelsächsische Prinzip: „No taxation without representation“, keine Steuern ohne Mitbestimmungsrecht über ihre Verwendung! Mit Recht sagen die Leute: Erst wurde uns gesagt, wir sollten keine Selbstverwaltung haben, bevor wir uns selbst erhielten, und jetzt, wo wir das doch tun, wird auch nichts daraus. Südwestafrika hat einen Landesrat, der zur Hälfte gewählt, zur Hälfte vom Gouverneur ernannt wird. Schon deshalb kann er nur teilweise als wirkliche Vertretung der Ansiedlerschaft bezeichnet werden. Außerdem aber beschränkt sich das Recht des Landesrats überwiegend immer noch darauf, zu dem jährlichen Etatsvoranschlag und zu anderen Landesangelegenheiten, deren Vorlage oder Nichtvorlage im Belieben des Gouverneurs steht, sich gutachtlich zu äußern. Es soll nicht geleugnet werden, daß hiermit ein gewisser moralischer Einfluß gegeben ist, aber er ist sehr unbestimmter Natur, und er entbehrt wie der nötigen Freiheit, so auch der durch sie bedingten vollen Verantwortlichkeit. Es ist das unzweifelhafte Recht der Kolonisten, über die Verwendung der Mittel, die aus den von ihnen geleisteten Taxen und Abgaben fließen, auch selbst mitzubestimmen — nicht bloß zu unverbindlicher Meinungsäußerung aufgefordert zu werden. Die Kolonialverwaltung hat es in ihrer Macht, dieses moralische Recht zu ignorieren, aber sie kann dann unmöglich verlangen, daß die Stimmung und die allgemeinen Zustände in Südwestafrika befriedigend sind.

Es ist der alte Fehler deutscher Staatsautorität, daß sie so schwer imstande ist, von sich aus zu der freien politischen

Leistungsfähigkeit und Anständigkeit des Volkes Vertrauen zu fassen. Man soll die Südwestafrikaner ruhig in den Sattel setzen; sie werden schon reiten können und uns bald zeigen, wie sie reiten. Halten wir sie aber festgeschnallt und gängeln sie fortgesetzt, so wird kein Ende des Unmuts sein, und wenn die Dinge nicht so gehen, wie sie gehen sollen, so wird die Verantwortung dafür nicht auf das Land und die Ansiedlerschaft, sondern auf die Regierung fallen. Die Ereignisse der Dernburgschen Periode haben für den Einsichtigen doch wahrhaftig gezeigt, wie verkehrt es ist, die Kolonisten von der Mitbestimmung über die Angelegenheiten der Kolonie grundsätzlich auszuschalten. Ebenso war es fast ein Spott, was den Ostafrikanern unter dem Namen Selbstverwaltung geboten wurde. Nicht Selbstbestimmungsrechte sollten ihnen gegeben, sondern Paragraphen aufgenötigt werden, die die Selbstbestimmung unter dem Schein, als ob etwas davon bestände, illusorisch machten.

Der eigentliche Fehler, unter dem unsere Kolonialverwaltung bisher gelitten hat, ist die herkömmliche Abneigung des deutschen Beamtentums gegen jede durchgreifende Neuorientierung in prinzipiellen Fragen, und dieser Fehler stammt daher, daß sich bei uns im öffentlichen Dienst die Summe der Anschauung und praktischen Erfahrung fast ausschließlich auf den feststehenden Kreis des heimischen Lebens beschränkt. Innerhalb desselben hat sich ein Schatz von erprobten Ideen und Begriffen, eine nützliche Routine und aus beiden hervorgehend ein sehr ausgeprägtes Selbstgefühl gebildet. Dieses bezieht sich auch auf die Überzeugung, daß die formale Jurisprudenz und das juristische Milieu des höheren preußisch-deutschen Beamtendaseins unentbehrlich für richtiges Urteilen in Verwaltungssachen seien. Die Befürchtung, daß eine Angelegenheit nicht in juristischem Sinne ein-

wandfrei abgewickelt werden könnte, wiegt für unsere beamteten Stellen so schwer, daß sie sich nicht dazu entschließen mögen, für die Besetzung höherer verantwortlicher Posten im Kolonialdienst vom Schematismus abzugehen. Das Merkwürdige dabei ist nur, daß es dort, wo es wirklich der juristischen Klarheit im hervorragenden Sinne bedurft hätte, wie bei den vielerlei Konzessionen und Verträgen gegenüber Gesellschaften und Privatpersonen, an denen unsere Kolonialpolitik von Anfang an so reich war, von rechtlichen Unklarheiten, Fehlern und Versehen, die auf das Konto der Kolonialverwaltung kommen, wimmelt. Auch die Dernburgsche Periode machte hiervon keine Ausnahme. Man könnte daraus doch die Lehre ziehen, daß die kolonialen Dinge ein Gebiet mit eigenen Lebensgesetzen und mit Erfahrungen für sich selbst sind, zu deren Beherrschung die heimatliche Schulung allein nicht genügt. Für koloniale Rechtsfragen sind besondere Kolonialjuristen nötig, und auch für die praktische Verwaltungstätigkeit drüben bedarf es ihrer, aber nicht in ausschließlicher Weise. Das lehrt uns die englische koloniale Praxis klar, die sich, neben der eigentlichen Selbstverwaltung, juristisch nicht vorgebildeter aber praktisch erfahrener Kräfte mit gutem Erfolge bedient.

Vor allen Dingen müssen an der Spitze der Verwaltung, im Kolonialamt, Persönlichkeiten stehen, denen es geläufig ist, daß Kolonialpolitik etwas von den heimischen Angelegenheiten Wesensverschiedenes ist, und daß nur mit großer Vorsicht Begriffe und Methoden von einem auf das andere Gebiet übertragen werden dürfen. So zu handeln ist dem Engländer natürlich, denn ihm steht als unmittelbare Erfahrungstatsache die Fülle der Verschiedenheiten überseeischer Verhältnisse vor Augen. Für ihn ist nicht die Anwendung der heimischen Begriffe auf die Kolonien, sondern die Entwick-

lung der kolonialen Praxis aus den Verhältnissen jeder einzelnen Kolonie das Selbstverständliche. Darum ist der englischen Kolonialpolitik auch das zugleich anmaßliche und angstvolle Widerstreben gegen die kräftige und verantwortliche Heranziehung der Kolonisten zu den Verwaltungsgeschäften, durch das man sich bei uns auszeichnet, fast stets fremd gewesen. Man hält es für selbstverständlich, daß die Ansiedler, um deren Wohl und Fortschritt es sich doch bei der Verwaltung handelt, imstande sind, zu ihren eigenen Angelegenheiten Brauchbares zu sagen und zu beschließen. Allerdings, auch die englische Kolonialpolitik hat nicht von Anfang an auf diesem verständigen Standpunkt gestanden, und ihr sind weder Fehler noch Folgen von Fehlern erspart geblieben, aber man hat daraus gelernt.

Das deutsche Kolonialwesen hat empfindlich darunter gelitten, daß unsere Verwaltung von Anfang an es zu wenig für nötig hielt, bei den älteren Kolonialvölkern, vor allen Dingen bei England, in die Schule zu gehen. Es ist unglaublich, mit wie krasser sachlicher Unwissenheit und mit welch einer Fülle bescheidenster personeller Mittelmäßigkeit bei uns gewirtschaftet worden ist — wo es doch keine Schande gewesen wäre, wenn wir uns bemüht hätten, erst einen Stamm von kolonialen Verwaltungskräften dadurch heranzuziehen, daß man den betreffenden Beamten Gelegenheit gab, ordentliche Studien innerhalb des englischen Kolonialbesitzes und in England selbst anzustellen. Der Nutzen und die Notwendigkeit dieses Weges lagen aber den Begriffen unseres leitenden Beamtentums zunächst so ferne, daß kaum jemand auf derartige Ideen kam, und wo gelegentlich etwas nach dieser Richtung hin geschehen ist, da war es zu wenig systematisch und bezog sich fast nur auf flüchtige Kenntnisnahme innerhalb bestimmter für den Augenblick gerade dringlicher Fragen.

Uns ist es noch ein fremder Gedanke, daß man in transozeanischen, dem nationalen Besitzstande über große Entfernungen hin angegliederten Schutzgebieten oder Kolonien die allgemeine Entwicklung soviel wie möglich sich selbst überlassen und von Verwaltungs wegen sich darauf beschränken muß, die öffentliche Ordnung zu schützen, diejenigen materiellen Aufwendungen zum Beginn eines gesunden und kräftigen Wirtschaftslebens zu machen, die ein junges Kolonialgebiet aus eigenen Mitteln noch nicht zu leisten imstande ist, und im übrigen auf jede Weise die Selbständigkeit der Ansiedlerbevölkerung zu fördern. Natürlich ist es nicht möglich, etwas Rechtes zustande zu bringen, wenn mit den Mitteln geknausert wird, aber wenn man nichts ausgeben will und außerdem noch alles bevormundet, was drüben von selber sich regen will, so kommt bei der Sache sicher noch weniger heraus. Wir haben durchaus nicht nur mangelhaft geeignete Kräfte in unserem überseeischen Verwaltungsapparat, sondern eine ganze Anzahl von Männern verschiedenster Vorbildung und Herkunft haben sich gut bewährt, praktisches Verständnis für die Besonderheit des kolonialen Lebens bewiesen und das Vertrauen der Bevölkerung erworben. Wollte man diesen Beamten gute Bezahlung und als Regel die Aussicht auf feste und dauernde Anstellung im Kolonialdienst gewähren, so könnte man neben der Entwicklung des Selbstverwaltungsprinzips ohne Schwierigkeit auch zu einem sehr leistungsfähigen Stamm von Verwaltungskräften gelangen.

Ein besonderer Übelstand ist die engherzige Abschließung der mittleren und unteren Kolonialbeamtenlaufbahn nach oben. Es ist so beinahe unmöglich, daß selbst hervorragende Leute, die nicht von vornherein zur höheren Kaste gehören, in eine wichtige Stellung gelangen. Das Vorhandensein einer

gewissen Aussicht nach dieser Seite hin würde genügen, um begabte und tüchtige Menschen anzulocken, und die Entwicklung der Kolonien selbst würde den meisten Vorteil davon haben. So etwas aber widerstreitet dem deutschen Prinzip der gottgewollten Trennung von oben und unten. Wer aus der Fremde in unsere Besitzungen kommt und drüben die Lächerlichkeiten der offiziellen Kastensonderung, der sozialen und dienstlichen Trennungen und Vorurteile, die er schon von der Heimat her kennt, wiederfindet, nur durch die Kleinheit der Verhältnisse und durch die Nähe des Beisammenlebens noch mehr ins Unleidliche und Lächerliche verzerrt, den kann eine Stimmung erfassen, als ob wir Deutsche darum überhaupt nie imstande sein werden, etwas Großes in kolonialen Dingen zu leisten, weil wir als wertvollstes und unveräußerlichstes Gepäck gerade die Beschränktheiten unseres heimischen Wesens über den Ozean in die Berge und Savannen Afrikas mitschleppen. Sieht man dann, was trotz dieser geistigen Belastung vorwärts gebracht wird, so faßt man wieder Mut. Was aber könnte geleistet werden, wenn bei uns mehr innere Großzügigkeit und mehr Freiheit von den heimischen Gebundenheiten der Anschauung, des Wollens und der Gewohnheit vorhanden wäre, und wenn man nicht immer von neuem auf die Fehler unserer nationalen Veranlagung und Erziehung stieße, die uns dabei hinderlich sind, daß wir mit unserem Menschenmaterial, unserer Arbeitsenergie und unserem Reichtum an materiellen Mitteln das erreichen, was andere Völker mit freierer Denkweise an unserer Stelle erreichen würden. Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit im einzelnen sind unentbehrliche Eigenschaften jeder nationalen Größe, aber allein für sich schaffen sie solche Größe noch nicht. Was hinzukommen muß, ist die Unabhängigkeit des Denkens und Tuns von der Macht

des Gewohnten, des Schemas und der Vorurteile. Wir haben an einzelnen Männern lebendige Beweise genug dafür, daß wir nicht unfähig sind, trotz der natürlichen und historischen Beschränktheit, die uns den großen Weltdingen gegenüber anhaftet, das Richtige zu sehen. So wenig auch unsere Kolonien in den ersten dreißig Jahren gegenüber einem Besitz bedeuteten, wie ihn England oder Frankreich jenseits des Ozeans ihr eigen nannten, so groß kann ihr zukünftiger Wert für die Entwicklung des deutschen Gedankens in der Welt sich gestalten, wenn es gelingt, unser Kolonialwesen nicht nur äußerlich zu vergrößern, sondern es noch zur rechten Zeit auch innerlich aus der Enge der Bedenklichkeiten und des Mangels an Entschlußkraft in die Weite kräftigen Vertrauens auf das Deutschland und die Deutschen jenseits des Meeres hinauszusteuern.

Diese unsere Hoffnung kann allerdings zur vollen Wirklichkeit nur unter einer Bedingung gelangen: wenn nämlich die Zuversicht sich bewährt, daß die eigentliche Zeit großer afrikanischer Kolonialpolitik uns noch bevorsteht. Von unserem überseeisch-kolonialen Besitz hat bisher des Wort gegolten: Zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig — das heißt, er hat uns zwar auf der Bahn kolonialer Betätigung ein Stück weit vorangebracht, aber uns noch nicht zum wirklichen Kolonialvolk gemacht. Daß wir es werden — dazu helfe uns der Krieg, von dem auch für unser koloniales Deutschland Übles kommen sollte und Gutes kommen wird!

SECHSTES KAPITEL

Unsere auswärtige Politik.

Die auswärtige Politik des Deutschen Reichs seit dem Ende des Bismarckschen Zeitalters, das mit unserem Eintritt in das weltwirtschaftliche und weltpolitische Stadium nicht nur zeitlich, sondern auch sachlich abschloß, ist bis zum Kriege eins der am stärksten umstrittenen Gebiete unseres nationalen Lebens gewesen. Von dem Augenblick an, wo das Kriegsschicksal uns traf, sind aber all die Ereignisse und Bemühungen, alle Taten und alle Unterlassungen, um die im Verlauf von mehr als zwei Jahrzehnten in Wort und Schrift gekämpft worden ist, aus dem Gebiet der beeinflussenden in das der historischen Kritik gerückt worden. Nur unter diesem Gesichtspunkt können wir uns daher heute mit ihnen beschäftigen.

Unser großer Kriegsphilosoph und Kriegshistoriker Clausewitz hat einmal gesagt: „Die beste Strategie ist, immer recht stark zu sein; zunächst überhaupt und demnächst auf dem entscheidenden Punkt." Der Krieg aber ist nach Clausewitz' richtiger Definition kein Ding an sich, sondern die Fortsetzung der Politik mit veränderten Mitteln. Krieg und Politik sind nur andersgeartete Ausdrucksformen desselben Prinzips: der materiellen wie der moralischen Selbsterhaltung der Völker. Es ist also nicht nur die beste Stra-

tegie, sondern die beste Politik schlechthin: recht stark zu sein; zunächst überhaupt und demnächst auf dem entscheidenden Punkte.

Bismarck hat es verstanden, sowohl durch den Dreibund als auch durch den sogenannten Rückversicherungsvertrag mit Rußland unsere Stellung in Europa praktisch unangreifbar zu machen, solange der Satz von der Saturiertheit Deutschlands galt. Oberflächlich betrachtet, mochte das noch um 1890 der Fall sein; ein Jahrzehnt später aber, als König Eduard den englischen Thron bestieg, war es offenbar geworden, daß die Grundlagen unseres Daseins sich gewandelt hatten. Daraus folgte für England, wenn es die Erhaltung der „britischen Suprematie" im alten Sinne als politisches Ziel weiter verfolgen wollte, daß Deutschland zurückgedrängt und unschädlich gemacht werden mußte. Diesen Gedanken hat der König vom Anfang seiner Regierung an verfolgt. Das erste, was zu geschehen hatte, war die Vorausbeseitigung der möglicherweise von Rußland her drohenden Störungen. Rußland strebte auf dem Wege über China und Persien nach einer Stellung, die, wenn sie Wirklichkeit wurde, den größten Teil Asiens politisch beherrscht und Indien bedroht hätte. Es war klar, daß England sich nicht der Gefahr eines Konfliktes mit Deutschland aussetzen konnte, solange die russische Politik in Asien auf solchen Wegen war. Daher das Bündnis zwischen England und Japan sofort nach Beendigung des Burenkrieges. Japan sollte der Soldat Englands in Asien sein, wie Preußen es 150 Jahre früher in Europa gewesen war. Wir wissen, wie gründlich die Japaner ihr Pensum erledigen: allzu gründlich für das englische Interesse, das Rußland nur bis zum Verzicht im Mittleren und Fernen Osten, nicht bis zu einer lange anhaltenden Aktionsunfähigkeit geschwächt wissen wollte.

Noch einen andern Zweck aber hatte Eduard VII. damit verfolgt, daß er den Japanern zum Kriege gegen Rußland verhalf. Hätte die große russische Politik, das Programm „Rußlands Hand über ganz Asien", dauernde Erfolge im fernen Osten gehabt, so wäre natürlicherweise eine starke Verringerung des geschichtlichen russischen Druckes im nahen Orient erfolgt. Den Vorteil hätte Deutschland gehabt, dessen Interesse an der Erhaltung und Kräftigung der Türkei, im Gegensatz zu jenem Worte Bismarcks vom Balkan und dem Knochen des pommerschen Grenadiers, um so positiver wurde, je stärker das Reich in den Zusammenhang der Weltpolitik hineingezogen wurde. Umgekehrt: ließ sich Rußland aus Ostasien entfernen und wieder ganz auf den Orient im Sinne des Testaments Peters des Großen einstellen, so mußte ein steigender Gegensatz zu Deutschland die Folge sein.

In der Tat ließ sich Rußland nach Tsuschima und Mukden zu einem Vertrage mit England bereit finden, der ihm, gegen Verzicht auf den Ausgang zum Südmeer, den nördlichen Teil Persiens und die Anwartschaft auf einen Teil der Türkei überwies, falls es zur türkischen Liquidation kommen sollte. Mittlerweile war Frankreich ganz und Italien halb gewonnen; das eine durch Marokko und die Revanche, das andere durch die albanisch-adriatische Aussicht. Auch Spanien wurde durch eine dynastische Heirat und durch Hoffnungen auf Nordmarokko so weit gebracht, daß es England seine Seemacht zur Reorganisation anvertraute und, wie man annahm, der englischen Flotte im Bedarfsfall seine Häfen zu öffnen versprach. Portugal war von jeher englischer Vasall.

Deutschland gegenüber wäre die englische Politik sicher zufrieden gewesen, wenn wir die über uns zu fassenden Beschlüsse ohne Appell an die Waffen hinzunehmen bereit waren. Da aber Frankreich durch die elsaß-lothringische Hoffnung

bewogen war, sich in die Gefolgschaft Englands zu begeben, und für Italien transadriatische Erwerbungen ohne direkte Gefährdung der Lebensinteressen Österreichs unmöglich erschienen, so war faktisch nicht daran zu denken, daß die Politik der Einkreisung ohne kriegerische Gewalt an ihr Ziel gelangen sollte. Das Ziel war für England die Herstellung eines geschlossenen britischen Machtgebiets von Südafrika bis Australien, und dazu Aufteilung der Türkei. Dabei sollte Deutschland ausgeschlossen und, im Falle des Widerstandes, seiner afrikanischen Besitzungen, seiner Flotte und wenn es gelang, auch Elsaß-Lothringens beraubt werden.

Die drei Schlüsselpunkte zum Verständnis der Entstehung dieses englischen Projekts waren Mesopotamien, Ägypten und Ostafrika. Für die Engländer stellte der deutsche Anteil an Ostafrika den einzigen fremden Einschub in eine gewaltige Besitzmasse dar, die sich ohne dies Hindernis zusammenhängend vom Kap der guten Hoffnung bis zur ägyptischen Mittelmeerküste erstrecken würde. Das portugiesische Ostafrika war nicht viel mehr als eine englische Dependenz und schien auch ohne große Ereignisse über kurz oder lang unter englische Flagge kommen zu sollen. Katanga, die erzreiche Südostecke des Kongostaats, bildete für die englische Politik gleichfalls ein begehrtes Zukunftsobjekt. Abessinien endlich und das wertlose italienische Somaliland lagen abseits für sich und waren für das große Programm der britischen Afrikapolitik entbehrlich. Am notwendigsten zu seiner Verwirklichung war Deutsch-Ostafrika, und seit Cecil Rhodes zum erstenmal Gelegenheit hatte, mit Kaiser Wilhelm II. über die afrikanische Politik und die transafrikanischen Eisenbahn- und Telegraphenpläne zu sprechen, fehlte es nicht an gelegentlichen Andeutungen, daß man bereit wäre, für Deutsch-Ostafrika selbst einen guten Preis zu zahlen.

Weltpolitisch von noch viel größerer Wichtigkeit waren die Wünsche und Pläne Englands, die sich an das türkische Gebiet von Bagdad, das alte Babylonien, knüpften. Unter der Voraussetzung, daß der südliche Teil von Persien samt dem Persischen Golf ein Bestandteil des englischen Imperiums wurde und daß auch Arabien einem starken und gesicherten englischen Einfluß unterlag, stellte das Bagdadgebiet den einzigen noch übrigbleibenden trennenden Keil zwischen der ägyptisch-afrikanischen und der indisch-asiatischen Hälfte des britischen Weltreichs dar. Aus diesem Grunde erschien es ganz natürlich, daß im selben Augenblick, wo mit der Thronbesteigung König Eduards die imperialistische Politik in England ihren hohen Flug nahm, gleichzeitig an den verschiedensten Stellen sich jenes Ziel offenbarte: den Indischen Ozean und die ganze um ihn herum gelagerte Ländermasse zu einem geschlossenen englischen Herrschaftsgebiet zu machen. Während das Bündnis mit Japan vorbereitet wird, das dazu bestimmt ist, Rußland so weit von der Höhe seiner Ansprüche herabzubringen, daß es in die Gefolgschaft der englischen Politik eintritt und auf die Südhälfte Persiens verzichtet, proklamiert Lord Curzon, 1899—1905 Vizekönig von Indien, kurzer Hand das Programm der britischen Suprematie im Mittleren Osten, und Willcocks, der berühmte Wasserbauingenieur, hält in Kairo seinen aufsehenerregenden Vortrag über die Wiederherstellung der einstigen Kultur Babyloniens durch die Briten. Dabei stellte sich heraus, daß schon seit lange die alten Stromläufe, Kanäle, Schleusenwerke und Dämme im Irâk durch Offiziere des indischen Vermessungsdienstes aufgenommen waren, und indem Willcocks von der Erneuerung der Nahar Malka, des babylonischen Königskanals sprach, tat er die politisch sehr verfängliche Frage, ob dies Gewässer in Zukunft dazu bestimmt sein werde, der

Kanal des deutschen Kaisers oder der Kanal des Kaisers von Indien zu heißen? Er ging so weit, daß er offen die Besiedlung des menschenleer gewordenen alten Kulturlandes nach Vollendung der Bewässerungswerke mit ägyptischen und indischen Bauern, also mit englischen Untertanen, in Aussicht nahm. Wenn ein Mann von solchem Namen und so großer öffentlicher Autorität wie Willcocks, solche Ideen äußerte, die das Ziel einer politischen Annexion des Euphrat- und Tigrislandes kaum noch verhüllten, so war deutlich erkennbar, daß die große Idee, alle Länder zwischen Nil und Indus dem Imperium anzugliedern, im Hintergrunde lag.

Was die Türkei bei diesem Plane betraf, so nahm man an, es würde leicht möglich sein, sobald kein Widerstand von seiten europäischer Festlandsmächte in Frage kam, die türkische Herrschaft etwa auf die Halbinsel Anatolien zu beschränken, den übrigen Besitz der Türken irgendwie dem Interessengebiet Englands und seiner Gefolgsmächte anzugliedern und das Kalifat von Konstantinopel nach Mekka oder Kairo zu übertragen. Selbstverständlich mußte England dann auch die Schutzherrschaft über die heiligen Städte und das Protektorat über ganz Arabien an sich nehmen. Ob der ägyptische Khedive oder der Großscherif von Mekka den Kalifentitel und die nominelle geistliche Herrschaft über die Gläubigen erhielt, machte eine Frage zweiter Ordnung aus; einer wie der andere Fürst wäre englischer Vasall gewesen.

Als England 1882 Ägypten besetzte, um sich die Herrschaft über den Suezkanal und die Pforten des Indischen Ozeans zu sichern, da waren sich die verantwortlichen Leiter der englischen Politik natürlich der schwerwiegenden Tatsache bewußt, daß sie hiermit eine strategische Position für England schufen, die auf dem Wege über Kleinasien und Syrien zu Lande angreifbar war — eine Möglichkeit, die um

so schwerer wog, als Ägypten gleich die Stelle als Schlußstein im Gewölbe des Imperiums um den Indischen Ozean erhielt. Von Ägypten aus ist Ibrahim Pascha, der Stiefsohn des großen Rebellen Mehemet Ali, 1832 durch Syrien und die Tauruspässe bis nach Konia auf dem Kleinasiatischen Hochlande vorgedrungen. Dort schlug er mit seinen europäisch exerzierten Fellachen das Heer des Sultans, und wenn nicht die Großmächte sich ins Mittel gelegt hätten, so wäre vielleicht die ganze Herrschaft der Osmanen über Vorderasien ins Wanken geraten. Denselben Weg kann eine Armee auch in umgekehrter Richtung von Anatolien aus zurücklegen, und aus dieser Quelle stammte Englands Bestreben, durch die Einbeziehung Arabiens, des syrischen Vorlandes und der Gebiete am Euphrat und Tigris zugleich die Deckung für Ägypten und die Landverbindung vom Nil bis zum Indus herzustellen.

Die Eisenbahnlinie von Kairo bis Kalkutta bildete für die englischen Zukunftshoffnungen das Seitenstück zu der von Kairo nach Kapstadt. Was hier Deutsch-Ostafrika ist, das ist dort das türkische Irâk. Willcocks hat nicht nur den Plan aufgestellt, dieses Land mit englischem Gelde und englischer Technik wieder zur Kultur zurückzurufen und es mit mohammedanischen Untertanen Englands zu besiedeln, sondern er hat in seinem Zukunftsprogramm auch die Eisenbahnlinie vorgezeichnet, die im Fall ihrer Verwirklichung zwar auch eine Bagdadbahn genannt werden konnte, aber eine solche, wie sie den englischen, nicht den türkischen Interessen dient. Sie wäre nämlich von Bagdad aus direkt nach Westen gegangen, den Euphrat bei Deir es Zor verlassend, die syrisch-arabische Wüste in der Richtung auf Palmyra durchquerend und dann von Palmyra aus entweder auf Damaskus-Beirut oder das syrische Tripolis geführt. Eine solche

Linie begänne am Persischen Golf, also nach englischer Auffassung an einem britischen Gestade, und sie endete zwischen Zypern und Ägypten, den beiden annektierten Stellungen Englands im östlichen Mittelmeerbecken. Die deutsch-türkische Bagdadbahn dagegen, die vom Bosporus durch ganz Kleinasien, Nordsyrien und Mesopotamien bis nach Bagdad laufen sollte, war dazu bestimmt, die entfernteren und bisher nicht fest in der Hand der Regierung befindlichen Reichsteile mit dem türkischen Kräftezentrum in Anatolien und mit Konstantinopel zu verknüpfen. Bis auf die beiden großen Tunnel durch den Taurus und den Amanus ist jetzt die wichtige Verbindung mit Aleppo und damit dem syrisch-arabischen Bahnsystem hergestellt. Seine vorläufigen Endpunkte sind Medina im Hedschas und Haifa an der palästinischen Mittelmeerküste.

Von Haifa bis El Kantara, wo die alte Heer- und Karawanenstraße von Syrien nach Ägypten das Suezkanalbett überschreitet, sind es allerdings noch 400 Kilometer, soviel wie in der Luftlinie von Berlin nach Frankfurt, und der Weg führt zum Teil durch ein an Wasser und Verpflegung armes Gelände, aber er ist eben und bequem, bietet nirgends natürliche Hindernisse dar, und auf der letzten wüstenhaften Strecke kann die Bewegung größerer Truppenmassen im Kriege durch rasch hergestellte Feldbahngleise oder Automobile erleichtert werden.

Ebenso wichtig, wie die Sicherung Syriens, war vom türkischen Standpunkte die Aussicht, mit Hilfe der Bagdadbahn eine bessere Verteidigungsmöglichkeit für das mittlere und untere Stromland zu gewinnen. Über Bagdad hinaus zu gehen, lag nicht unmittelbar im Interesse der Türken, denn für die Bedürfnisse des wirtschaftlichen Verkehrs in den zukünftigen Bewässerungsgebieten konnte durch Kleinbahnen,

Kanäle und Flußschiffahrt gesorgt werden, und was den durchgehenden Schnellverkehr für Post und Passagiere zwischen Europa und Indien betraf, so hätte die Türkei keinerlei entscheidende Vorteile davon gehabt. Nun entwickelten sich allerdings seit 1890, dem Jahre der Thronbesteigung König Eduards und der Veröffentlichung der Ideen Willcocks und Lord Curzons, die Dinge in Wirklichkeit nicht durchaus den englischen Wünschen gemäß, denn die Bagdadbahn machte, trotz des andauernden Widerstandes der Engländer, wenn auch langsame, so doch immerhin einige Fortschritte, und die syrisch-arabischen Bahnen entstanden neu. Auf diesem Gebiet gelang England nur das eine: die Türken durch unmittelbare Drohung mit Gewalt an der Erbauung einer Zweiglinie der Mekkabahn von Maan nach Akaba, am Nordende des Roten Meeres, zu hindern, 1906. Gerade dieses Vorgehen zeigte aber deutlich, mit welcher Sorgfalt darüber gewacht wurde, daß sich keine noch so entfernte weitere Basis für einen Angriff auf Ägypten neu bildete.

Währenddessen gingen auf dem Gebiet der großen Politik die Bemühungen Englands, durch konsequenten Einspruch gegen die Zollreform die Verbesserung der türkischen Finanzen und die Weiterführung der Bagdadbahn zu verhindern, mit dem Ausbau des Einkreisungssystems gegenüber Deutschlands und der Türkei Hand in Hand. Noch während des russisch-japanischen Krieges kam durch das Abkommen vom 8. April 1904 wegen Überlassung Marokkos die Verständigung mit Frankreich zustande. Marokko, wohin Frankreich ohne die Zustimmung Englands seine Hand nicht hätte ausstrecken dürfen, sollte den Preis dafür bilden, daß die französische Politik in dem Augenblick, wo es England gelingen sollte, die Krisis in der Türkei herbeizuführen, mit gegen Deutschland auf die englische Seite trat. Um dasselbe Ziel bei

Rußland zu erreichen, mußte König Eduard erst einen langen Umweg einschlagen, denn zunächst betrachtete sich Rußland selber als den Generalerben der Türkei in Asien. Es gelang aber, die Russen durch ihren unglücklichen Krieg mit Japan gefügig zu machen — dem Japan, das von England durch ausgiebige finanzielle Unterstützung und durch Beratung in Marinesachen zum Kriege gegen Rußland erst tüchtig gemacht worden war. Endlich, am 31. August 1907, zwei Jahre nach dem russisch-japanischen Friedensschluß, kam der ersehnte Vertrag zustande. Veröffentlicht wurde nur ein Pakt über die Teilung Persiens und die Abgrenzung der Interressengebiete in Innerasien; schon damals aber wurde von Kundigen vermutet, daß die russisch-englische Verständigung wegen Persien, kraft derer Rußland auf das Vordringen südwärts zum Ozean verzichtete, im geheimen von weitergehenden Abmachungen über ein gemeinsames Vorgehen gegen die Türkei und Deutschland ergänzt worden war. Das hat sich seitdem deutlich genug bestätigt.

Gleich im nächsten Jahre, 1908, schickte man sich an, an der gefährlichsten Stelle des türkischen Orients, in Mazedonien, die Mine auffliegen zu lassen. Wir erinnern uns, wie gespannt die europäische Lage war, als am 9. Juni 1908 der König von England und der Kaiser von Rußland auf der Reede von Reval zusammentrafen. Nicht wenige unterrichtete Politiker hielten damals den Ausbruch des europäischen Krieges für ganz nahe bevorstehend, und auch die deutsche Flotte befand sich im Zustande unmittelbarer Bereitschaft zum Auslaufen. Das gemeinsame Einschreiten Rußlands und Englands in Mazedonien, dem sofort die Aufrollung der ganzen türkischen Frage und, den Absichten Englands nach, weiterhin der Versuch zur Aufteilung der Türkei im russisch-englischen Sinne gefolgt wäre — Arabien, Meso-

potamien und Südpersien an England, Armenien, Kurdistan und Nordpersien an Rußland und entsprechende Trinkgelder an die übrigen Mächte, die mitmachten — kam aber nicht zustande, weil unvermutet die türkische Revolution ausbrach und durch dies Ereignis die Verhältnisse im Orient ein ganz verändertes Gesicht erhielten. Äußerlich hatte es dabei zuerst den Anschein, als ob durch die Revolution dem englischen Einfluß in der Türkei gedient sei, denn es fehlte viel daran, daß sich die allgemeine Meinung unter dem liberal gerichteten Jungtürkentum über die Interessen und Absichten Englands zwischen dem Persischen Golf und dem Suezkanal im klaren war. Im Gegenteil: bei der Revolution herrschte zunächst eine an politische Schwärmerei grenzende Vorliebe für England als das „Mutterland der Freiheit" und für die englische Volksvertretung als die „Mutter aller Parlamente". Die nationalistischen, politisch mehr oder weniger zentrifugalen Elemente hatten bis zum Sturz des alten Regimes ihre Hoffnungen sowieso überwiegend auf England gesetzt und wären auch jetzt nicht abgeneigt gewesen, ihre Autonomie-Ideale innerhalb der neuen Türkei durch englischen Einfluß fördern zu lassen.

Es versteht sich von selbst, daß weder Deutschland noch Österreich-Ungarn friedlich hätten zusehen können, wenn nach der Absicht der englischen Politik die Orientkrisis im Sommer 1908 zum Ausbruch gekommen und die gewaltsame Auflösung der Türkei die Folge davon gewesen wäre. Dadurch hätte sich das europäische Gleichgewicht derart zugunsten Englands und seiner Teilhaber verschoben, daß die von der englischen Einkreisung betroffenen Mächte einen Schlag gegen die Grundlagen ihres politischen Großmachtdaseins erhielten. Insofern verhinderte also die türkische Revolution von 1908 den Ausbruch der Weltkrisis noch auf eine Reihe von Jahren

hinaus. Schon im Herbst desselben Jahres wurde aber durch den Entschluß Österreich-Ungarns, Bosnien endgültig in die Monarchie einzuverleiben, von neuem eine scharfe politische Spannung geschaffen. Sie erreichte ihren Höhepunkt zwischen Österreich-Ungarn auf der einen, Serbien, Rußland und Italien auf der andern Seite, aber in dem Augenblick, als der Kriegsausbruch fast allgemein erwartet wurde, führte die deutsche Regierung die Entscheidung für den Frieden herbei, indem sie Rußland mitteilte, wir würden gleichfalls marschieren lassen, sobald direkte Lebensinteressen unseres Verbündeten in Gefahr gerieten.

Vor dieser Eröffnung, die in Rußland unberechtigterweise den Eindruck einer rücksichtslosen Vergewaltigung machte, wich die russische Regierung zurück. Hier offenbarte sich also ein schwacher Punkt im System Eduards VII. Rußland war durch die ihm von England verschriebene japanische Kur zwar den englischen Absichten entsprechend in einen scharfen Gegensatz zu den Lebensinteressen Deutschlands gedrängt worden, aber gleichzeitig hatte es eine so starke allgemeine Schwächung erlitten, daß ihm in dem Augenblick, wo König Eduard das Ziel der Einkreisungspolitik gegen Deutschland verwirklichen wollte, die Fähigkeit zu einer großen militärisch-politischen Aktion in Europa fehlte. Diese Erfahrung gab für die russische Politik den ersten Anstoß, um die Rüstungen für den immer deutlicher in Sicht tretenden Kampf mit Deutschland und Österreich-Ungarn zu beginnen, und wenn es noch eines weiteren Sporns dazu bedurft hätte, so wäre die Erfahrung während des Balkankrieges einige Jahre später, wo man aus Mangel an Bereitschaft wiederum vor der Schutzerklärung Deutschlands über die asiatische Türkei zurückweichen mußte, erst recht bestimmend dafür gewesen.

Scheinbar besserte sich auch die Finanzlage während

einiger Jahre so weit, daß die Rüstungspolitik, wenn man alle anderen Bedürfnisse des Landes dahinter zurücktreten ließ, mit den russischen Kräften vereinbar erschien. Um das strategische Eisenbahnnetz gegen Deutschland auszubauen, wurde außerdem eine neue Anleihe von zweieinhalb Milliarden Francs in Frankreich aufgenommen. Schon aber zeigte sich, daß die russischen Finanzen in Wahrheit doch nicht gesund waren, denn da in den Jahren 1912 und 1913 die Ernte bedeutend geringer ausfiel, so geriet die ohnehin ungünstige Zahlungsbilanz Rußlands in einen direkt kritischen Zustand und man mußte daran denken, das Anleihegeld gleichzeitig zum Ausgleich des reißenden Goldabflusses nutzbar zu machen. Hiermit aber nähern wir uns bereits dem Ausbruch des großen Krieges, dessen unmittelbare Vorgeschichte im Zusammenhang mit der englischen Politik betrachtet werden muß. In Englands, seit König Eduard VII., ja schon seit den 90er Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts zur Feindschaft gegen Deutschland sich wendende Politik mündet der wachsende Haß des Russentums ein — und von da an, wo die Folgen der englischen Anstiftung Japans zum Kriege gegen Rußland in dem Wachstum und der Verschärfung des russisch-deutschen (und russisch-österreichischen) Gegensatzes im Orient offenbar wurden, war ebenso der kriegerische Zusammenstoß zwischen Rußland und den beiden europäischen Zentralmächten unausbleiblich, sobald England den Russen die Hand zum Bunde bot. In Rußland, so schrieb ich schon vor einem Jahr in der letzten Auflage dieses Buches: liegt die größte Gefahr für den Weltfrieden, denn die russische Kriegspartei denkt nicht daran, auf die alten Ziele im Orient zu verzichten — Ziele, die dem Interesse Deutschlands an der Erhaltung der Türkei

direkt entgegenlaufen — und die russischen Nationalisten, die mit aller Gewalt die Zugeständnisse der Revolutionszeit aus der Verfassung beseitigen und das alte Regime wieder herstellen möchten, wissen sehr gut, daß dazu nichts dienlicher wäre, als ein siegreicher Krieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn!

Das Eintreffen dieser Voraussage im Juli/August 1914 haben wir miteinander erlebt. Was Rußland den Mut zum Losschlagen gab, war aber nichts anderes, als das Vertrauen auf die Teilnahme Englands am Kriege. Der englisch-deutsche und der russisch-deutsche Gegensatz, die ein Vierteljahrhundert früher noch beide tief unter der Schwelle des politischen Bewußtseins der Völker zu liegen schienen, waren infolge der weltwirtschaftlich-weltpolitischen Entwicklung Deutschlands emporgewachsen und hatten sich zunächst in dem Einkreisungssystem Eduards VII. gegen Deutschland zusammengefunden. Vier Jahre nach dem Tode König Eduards, als es manchen schon scheinen wollte, als ob die von ihm hinterlassene antideutsche Erbschaft in der Politik Englands liquidiert werden und die Verständigung mit Deutschland angebahnt werden sollte, brach der seit dem englisch-japanischen Bündnis vorbereitete Krieg Englands und Rußlands gegen das mitteleuropäische Kulturzentrum aus.

Der Zeitpunkt, auf den wir zurückgehen müssen, um die Entwicklung unseres Verhältnisses zu England zu begreifen, ist das Jahr 1890, in dem die Engländer uns die Insel Helgoland gegen umfangreiche koloniale Austauschobjekte in Afrika abtraten. Der Verzicht auf Helgoland zeigt deutlich, daß man damals in England noch nicht mit der Möglichkeit rechnete, die deutsche Flotte könne eines Tages eine Gefahr für Englands Suprematie zur See bilden. Allerdings war man in England über die deutsche Handelskonkurrenz bereits

mißvergnügt, und das englische Markenschutzgesetz von 1887, wonach alle nach England eingeführten Waren die Bezeichnung des Ursprungslandes tragen mußten, war in erster Linie gegen Deutschland gemünzt (Made in Germany). Wenn aber jemand in England von der deutschen Flotte sprach, so geschah das immer noch mehr oder weniger in der Art Lord Palmerstons, der 1861 schreiben ließ, die Deutschen möchten wohl den Boden pflügen, mit den Wolken segeln oder Luftschlösser bauen, nie aber seit dem Anfang der Zeiten hätten sie den Genius gehabt, das Weltmeer zu durchmessen, die hohe See oder selbst nur die kleinen Gewässer zu befahren! Was würde England heute wohl darum geben, wenn es seinen Verzicht auf Helgoland rückgängig machen könnte? Hüben wie drüben kam es erst während des Jahrzehnts, das zwischen dem Sansibar-Helgoland-Vertrage und dem deutschen Flottengesetz von 1900 liegt, zu der Erkenntnis, daß sich eine Veränderung von Grund auf in den wirtschaftlichen Lebensbedingungen Deutschlands vollzog, daß dadurch unsere nationale „Saturiertheit“, von der Bismarck stets gesprochen hatte, in ihr Gegenteil sich zu verkehren begann und daß die Folge davon eine tiefgreifende Änderung des deutsch-englischen Verhältnisses sein mußte. Damals, als die Flottenvorlage eingebracht wurde, erwarb sich unser Reichs-Marineamt das größte Verdienst um die Aufklärung der Nation in betreff ihrer überseeischen Lebensfragen. Was diese Behörde damals zur Begründung des Flottengesetzes an Material gesammelt, verarbeitet und der Öffentlichkeit vorgeführt hat, das war ein Erziehungswerk ersten Ranges. Weder vorher noch nachher hat je eine Behörde so die geistig-politische Führung der Nation gehabt, wie das Marineamt unter dem Staatssekretär v. Tirpitz im Sommer 1900. Alles was uns heute geläufig ist: die Gefahr für Deutschland durch eine

Seeblockade, die Zerstörung unseres Handels und unserer Industrie durch den Verlust unserer Absatzmärkte, wurde uns damals zuerst so deutlich wie möglich vor Augen gehalten — und um wieviel kleiner als heute waren vor zwölf Jahren jene Ziffern und Werte!

Gegenüber der deutschen Besorgnis, daß uns eines Tages England gewaltsam aus dem politischen und wirtschaftlichen Wettbewerb auszuschalten versuchen würde, bemühte man sich in England, in der Presse wie an den offiziell verantwortlichen Stellen eine solche Möglichkeit oder Versuchung als gar nicht vorhanden darzustellen. Wenn Deutschland mit seiner Flotte nichts tun will, hieß es, als seinen Handel beschützen, so ist das eine ganz überflüssige Ausgabe, denn niemand, *am allerwenigsten England, denkt daran, den deutschen Handel zu gefährden!* In jener Rede vom 12. Februar 1912 in Glasgow äußerte sich Winston Churchill über die englische und die deutsche Seemacht mit den Worten: *„Wir hegen keine aggressiven Absichten und haben sie nie gehegt, und wir setzen solche Gedanken auch nicht bei anderen Großmächten voraus."* *Für England*, fuhr Churchill fort, *sei die Flotte allerdings eine Notwendigkeit, für die Deutschen aber von manchen Gesichtspunkten aus mehr eine Art Luxus. Es sei falsch, anzunehmen, für England und Deutschland existierten die gleichen Bedingungen in betreff der Sorge für die Flotte; Englands Regierung sei daher entschlossen, die Suprematie zur See aufrecht zu erhalten.*

So redete die englische Unschuld vor noch nicht drei Jahren. Im Herzen aber hegte sie schon damals die Worte des englischen Seebefehlshabers zu Cromwells Zeit, des Generals George Monck, der gelassen das brutale, aber politisch

um so aufrichtigere Wort sprach: „Was kommt es auf diesen oder jenen Grund zum Kriege gegen Holland an? Was wir brauchen, ist ein Stück mehr von dem Handel, den die Holländer jetzt haben!"

Wenige Jahre darnach*) schrieb König Karl II. an Ludwig XIV., als es sich um die Frage eines Bündnisses zur Niederwerfung Hollands handelte, es ständen einem aufrichtigen Abschluß gewisse Hindernisse entgegen, und von diesen sei das erste „die große Mühe, die sich Frankreich gegenwärtig gibt, um einen Handel zu schaffen und eine achtunggebietende Seemacht zu werden. Das ist für uns, die wir nur durch den Handel und unsere Kriegsmarine Bedeutung haben können, ein solcher Grund zum Argwohn, daß jeder Schritt, den Frankreich in dieser Richtung tun wird, die Eifersucht zwischen beiden Völkern von neuem aufstacheln muß." Ein Jahrhundert später, beim Abschluß des Friedens, der den siebenjährigen Seekrieg zwischen England und Frankreich gleichzeitig mit dem Hubertusburger Frieden beendigte, sagte der englische Minister Pitt: „Frankreich ist uns hauptsächlich als See- und Handelsmacht gefährlich. Was wir in dieser Hinsicht gewinnen, ist uns vor allem wertvoll durch den Schaden, den Frankreich dadurch erleidet" — und im Zusammenhang hiermit gab Pitt seinem Bedauern Ausdruck, daß man Frankreich die Möglichkeit gewährt habe, seine Flotte wieder aufzubauen.

War es angesichts derartiger geschichtlicher Zeugnisse über die wahre Stimmung englischer Staatsmänner, Könige und Admirale gegenüber Nationen, die einen bedeutenden Anteil

*) Die folgende Zusammenstellung englischer Selbstzeugnisse für den Neid gegen Deutschland nach dem Buch von Paul Dehn: Weltpolitische Neubildungen.

am Welthandel beanspruchen, samt dem Recht, ihn durch eine eigene Marine zu schützen, nicht gewagt, Vertrauen auf die aus England herübertönenden Versicherungen zu setzen, wir dürften uns auch ohne große Flotte der vollkommenen Friedfertigkeit Englands und der Sicherheit des freien Wettbewerbs getrösten? Die wirkliche Meinung Englands nicht nur gegenüber der deutschen Flotte, sondern auch gegenüber dem deutschen Handel riefen uns nicht trügerische Versicherungen, wie die in der Rede Churchills vom Februar 1912, sondern vielmehr solche Stimmen, wie jener berühmte Artikel der „Saturday Review" vom September 1897 ins Gedächtnis zurück, der so großes Aufsehen in England und in der ganzen übrigen Welt machte und unumwunden den Gedanken vertrat: Englands Gedeihen könne nur gesichert werden, wenn Deutschland vernichtet würde. „England," so heißt es dort, „mit seiner langen Geschichte erfolgreicher Angriffe, mit seiner wunderbaren Überzeugung, daß es zugleich mit seiner Fürsorge für sich selbst Licht unter die im Dunkeln lebenden Völker verbreitet, und Deutschland, demselben Fleisch und Blut entsprossen, mit geringerer Willensstärke, aber mit vielleicht noch kühnerem Geiste, wetteifern miteinander in jedem Winkel des Erdballes. In Transvaal, am Kap, in Mittelafrika, in Indien und in Ostasien, auf den Inseln der Südsee und im fernen Nordwesten, überall wo die Flagge der Bibel und der Handel der Flagge gefolgt ist — und wo ist das nicht gewesen? — da hat der deutsche Handlungsreisende mit dem englischen Hausierer gestritten. Wo es gilt, ein Bergwerk auszubeuten oder eine Eisenbahn zu bauen, wo Eingeborene von der Brotfrucht zur Büchsenfleischnahrung, von der Enthaltsamkeit zum Handelsschnaps übergeleitet werden sollen, da suchen Deutsche und Engländer einander zuvorzukommen. Eine Million

kleine Nörgeleien schaffen den größten Kriegsfall, den die Welt je gesehen hat. Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher sein würde. Völker haben jahrelang um eine Stadt oder um ein Erbfolgerecht gekämpft; müssen sie nicht um einen jährlichen Handel von 250 Millionen Pfund Sterling (gleich 5 Milliarden Mark) Krieg führen?"

Weiter: Nicht nur sei der Interessenstreit zwischen England und Deutschland vorhanden, sondern England sei auch die einzige Großmacht, die gegen Deutschland ohne enormes Risiko und ohne Zweifel am Erfolge kämpfen könne. „Deutschlands Bundesgenossen im Dreibunde würden gegen England nutzlos sein: Österreich, weil es nichts tun kann; Italien, weil es sich keinem Angriff Frankreichs aussetzen darf. Das Wachstum der Flotte Deutschlands trägt nur dazu bei, den Schlag, den es von England bekommt, noch schwerer zu machen. Die Schiffe würden bald auf dem Grunde des Meeres liegen oder als Prisen in die englischen Häfen weggeführt werden; Hamburg und Bremen, der Kieler Kanal und die Ostseehäfen würden unter den Kanonen von England liegen und warten müssen, bis die Entschädigung festgesetzt wäre. Wenn unser Werk getan wäre, könnten wir ohne Schwierigkeiten Bismarcks Worte an Ferry ändern und zu Frankreich und Rußland sagen: „Sucht euch Kompensationen! Nehmt innerhalb Deutschlands, was ihr wollt, ihr könnt es haben!

Germaniam esse delendam!
Nieder mit Deutschland!"

Siebzehn Jahre hat es gedauert, bis diese Drohung sich verwirklichen sollte, aber hat es etwa während dieser Zeit an Stimmen aus England gefehlt, die uns darauf vorbereiteten, was uns blühen sollte? Konnte jemand deutlicher sein, als vor einer Reihe von Jahren Mr. Arthur Lee, Zivillord der Admiralität, also ein aktives Mitglied der englischen Regierung? Dieser sagte in einer öffentlichen Rede am 3. Februar 1905 klipp und klar: Das Schwergewicht und Zentrum der Seemacht in Europa habe sich in den letzten Jahren verschoben — man müsse daher die Augen nicht mehr auf das Mittelmeer, als vielmehr „mit Sorge, wenn auch nicht mit Angst", auf die Nordsee richten. Sollte es unglücklicherweise zum Kriege kommen, so könne die englische Flotte, in geeigneter Weise neu verteilt, „den ersten Schlag führen, bevor die andere Partei Zeit finden würde, in den Zeitungen zu lesen, daß der Krieg erklärt ist!"

Im Spätherbst 1904, als bei der Doggerbank das Mißverständnis zwischen der nach Osten gehenden russischen Flotte und den Fischerboten von Hull sich ereignet hatte, kam in England die Meinung auf, Deutschland habe Rußland vor einem möglichen Angriff japanischer Torpedoboote in der Nordsee gewarnt und dabei selbst seine Flotte mit feindlicher Absicht gegen England bereitgehalten. Dazu schrieb die halbamtliche „Army und Navy Gazette", es sei unerträglich, daß England allein durch das Vorhandensein der deutschen Flotte dazu gezwungen werde, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, deren es sonst nicht bedürfen würde. „Wir haben schon früher einmal einer Flotte das Lebenslicht ausblasen müssen, von der wir Grund hatten zu glauben, daß sie zu unserem Schaden verwendet werden könnte. Es fehlt in Eng-

land wie auf dem Festlande nicht an Leuten, die die deutsche Flotte für die einzige und wirkliche Bedrohung der Erhaltung des Friedens in Europa halten. Sei dem wie es wolle, wir begnügen uns damit, darauf hinzuweisen, daß der gegenwärtige Augenblick besonders günstig für unsere Forderung ist, daß diese Flotte nicht weiter vergrößert werde!" Auf diesen Vorschlag und auf die Rede des Admiralitätslords Mr. Lee wies eine der verbreitetsten und einflußreichsten Zeitungen in England, „Daily Chronicle", hin, indem sie bald nach der Rede schrieb:

„Wenn die deutsche Flotte 1904 im Oktober zerstört worden wäre, würden wir in Europa für sechzig Jahre Frieden gehabt haben. Aus diesen Gründen halte ich die Äußerungen von Mr. Arthur Lee, angenommen, daß sie im Auftrag des Kabinetts erfolgten, für eine weise und friedfertige Erklärung der unwandelbaren Absicht der Herrin der Meere."

Solche Zeugnisse stimmten doch wirklich schlecht mit der Behauptung Lord Churchills zusammen, England hege keine aggressiven Absichten gegen Deutschland und habe sie nie gehegt. Was hieß überhaupt in solch einem Falle England? Der verantwortliche Ausschuß der im Augenblick an der Regierung befindlichen Mehrheitspartei im Parlament? Oder die Gesamtheit der englischen Nation? Oder der überwiegende Teil der öffentlichen Meinung in England? Wir wissen alle, daß wir schon im Sommer und Frühherbst des Jahres 1911 wiederholt dem Kriege mit England nahe gewesen sind, und wir wissen auch, daß am 18. September 1911 nicht nur die englische Flotte in der Nordsee und im Kanal auf den Stand der Angriffsbereitschaft gebracht war und daß

entsprechende Maßnahmen ebenso im Stillen Ozean gegen Kiautschou und unsere Südseekolonien getroffen waren, sondern daß zwischen England und Frankreich auch über die Entsendung von Hilfstruppen für den Festlandskrieg verhandelt wurde. Wir wissen, daß ein Jahr vorher die englische öffentliche Meinung und die englische Politik lebhaften Widerspruch gegen die Befestigung der Scheldemündung bei Vlissingen durch Holland erhoben. Warum? Weil auf diese Weise für England die Möglichkeit sich verringern mußte, ohne den Willen Hollands Truppentransporte durch die Schelde zu schicken, die dazu bestimmt waren, sich mit der französischen Armee gegen Deutschland zu vereinigen. Es war also unmöglich, sich mit gebundenen Händen dem englischen Wohlwollen zu überliefern und den Engländern die Alleinherrschaft auf den Meeren zu überlassen, wenn trotz aller gegenteiliger Versicherungen englischer Staatsmänner sowohl die Menge als auch das Gewicht englischer Stimmen uns die Überzeugung aufnötigte, daß die Ableugnung vielleicht nur eine eigentümliche Form der Entschuldigung sein sollte — ähnlich wie in dem bekannten Falle des englischen Botschafters in Wien, Cartwright, der die österreichische Presse dazu benutzt hatte, um Mißtrauen und Feindschaft gegen Deutschland zu erregen, aber von seiner Regierung durch die trotz ihrer Bestimmtheit unglaubhafte Versicherung gedeckt wurde, er sei an der Sache unbeteiligt.

Niemand hätte einen ehrlichen Ausgleich zwischen Deutschland und England mit größerer Freude begrüßt als wir. Wenn aber von 1897, wo die ersten englischen Stimmen den bald immer mächtiger anschwellenden Chor der Kriegsrufe gegen uns eröffneten, bis auf die Verhandlungen über das Kriegsbündnis mit Frankreich im Sommer 1911 die Stimmen drüben nicht verstummten, die nach der Vernichtung Deutschlands

riefen — hätten wir da etwa klein beigeben und uns den Frieden durch den Verzicht auf unsere Seerüstung erkaufen sollen? Die englischen Politiker von der „Saturday Review“ bis Winston Churchill haben uns allerdings gerade das zugemutet. Wir sollten von Englands Wohlwollen existieren. Damit verlangten sie etwas von uns, was sie für ihr Vaterland in gleicher Lage mit der größten Entschiedenheit abgelehnt hätten, und als wir uns weigerten, unsere nationale Zukunft ihnen auf Gnade und Ungnade auszuliefern, fielen sie uns im Bunde mit Moskowitern, Asiaten und Negern nach ihrer alten Piratenart mit Pulver und Blei an, und außerdem noch mit hinterlistigen, schimpflichen Lügen und Verleumdungen.

Es hat jetzt keinen Zweck mehr, die wechselnden Phasen unseres Verhältnisses zu England während der letzten Jahre vor dem Ausbruch des Krieges zu verfolgen. Auch unsere Flottenpolitik, die letzte Heeresverstärkung und die Pflege unserer Interessen im türkischen Orient — die drei wichtigsten Gebiete, auf denen wir den Gefahren entgegenzuarbeiten suchten, die unsere Zukunft bedrohten — brauchen nach ihrer Anlage und ihren Zielen nicht mehr im einzelnen erörtert zu werden, nachdem die Stunde gekommen ist, wo alles seine Probe zu bestehen hat. Über ein Kleines, so werden wir es erleben, wie hier und dort die Ernte aufgeht, zu der wir die Saat unserem nationalen Arbeitsfelde innerhalb wie außerhalb unserer Grenzen anvertraut haben. Lange Jahre hat für uns die Schwierigkeit bestanden, ein leicht faßliches, sozusagen handgreifliches Ziel für die von uns geforderte Politik des deutschen Gedankens aufzustellen. Für England war das eine unmittelbar gegebene Sache, denn dort lebte im Bewußtsein des ganzen Volkes die große Idee des inneren Ausbaus und der fortgesetzten äußeren Vergrößerung des Imperiums: für die politisch Wissenden in der Form des ge-

schlossenen Weltreichs von Südafrika über Ägypten, Persien, Indien bis Australien, und für die Menge in der suggestiven Kraft jener zugleich imperialistischen und kulturpolitischen Parole: reißend schnell wird die Erde englisch! Auch Staaten wie Rußland und Frankreich hatten große und zugleich volkstümliche und politische Losungen: dort Persien, Ostasien, Konstantinopel, die Schutzherrschaft über den rechtgläubigen Orient — hier Genugtuung für 1870, das afrikanische Kolonialreich, Marokko! Die Zielgedanken der Amerikaner endlich, die Weltteile und Ozeane umspannen, brauchten erst recht nicht besonders erläutert zu werden.

Diesen nationalen Gedanken und Vorsätzen der andern großer Völker gegenüber sollte die Politik des deutschen Gedankens in der Welt nach unserem Wunsch und Willen auf keine Eroberung und Gewalt abzielen. Hätten wir ein anderes Programm aufgestellt, so hätten wir es für das Verständnis der Massen leicht anziehend und verlockend gestalten können. Trotzdem hielten wir fest an dem Grundsatz des deutschen Friedens, den zu bewahren wir prinzipiell so lange verpflichtet erschienen, wie der Neid, der Haß und die gewaltsame Interessenpolitik unserer Gegner uns das irgend möglich machten. In der letzten Ausgabe, die dieses Buch vor dem Kriege erlebte, schrieb ich: Da der Weg des Aufrufs zu einer gewaltsamen Politik aus ideellen und praktischen Gründen nicht gangbar ist, so liegt uns die Aufgabe ob, das Ziel der nationalen Expansion, von dem unsere Lebensfähigkeit als Weltvolk schlechthin abhängt, möglichst so zu verwirklichen, daß wir uns zu Lande und zu Wasser eine Waffenrüstung von so imponierender Stärke schaffen, daß niemand uns anzugreifen wagt, und daß wir dann in ihrem Schutz an der Errichtung des friedlichen Zieles arbeiten: unter Verzicht auf die kriege-

rische Unterwerfung fremder Länder und Völker einstweilen die uns zugänglichen Gebiete der Welt mit dem kulturellen Gehalt unseres Volksgedankens zu durchtränken.

Von dieser harten Selbstbeschränkung um des Gewissens willen, dessen Geboten nicht nur die persönliche, sondern auch die nationale Sittlichkeit untersteht, hat uns der frevlerische Überfall der Gegner selbst entbunden. Nachdem jene, nicht wir, über das zukünftige Schicksal der Welt die Entscheidung der Waffen angerufen haben, steht es uns frei, für die Aufstellung und Verwirklichung neuer und unmittelbarer Ziele zunächst und vor allen Dingen mit der Schärfe unseres Schwerts und darnach mit unserer freien Überlegung zu Rate zu gehen. Einiges Grundsätzliche hierüber haben wir vor, noch im letzten Kapitel zu sagen. Bevor wir uns aber daran machen, ist noch ein Wort über das Instrument nötig, mit dem man bisher bei uns ein Hauptstück des deutschen Gedankens in der Welt zu verwirklichen versucht hat: die Methode unserer auswärtigen Politik.

Bei jedem Volke, das politisch mündig geworden ist, gilt die Ausbreitung der nationalen Idee nicht nur als eine Aufgabe des Staates und der berufsmäßigen diplomatischen Vertretung, sondern ebenso als Sache jedes Einzelnen in der Nation. Jedem großen Volke ist es ein natürliches Bedürfnis, alles Geschehen unter dem Gesichtspunkt des eigenen nationalen Interesses anzuschauen und alle Vorkommnisse in der Welt als nationale Angelegenheiten zu behandeln. Das ist englische Art, und wir müssen wiederholen, daß diese Denkweise nicht mit dem vorwurfsvollen Schlagwort der Anmaßung abgefertigt werden darf, sondern daß sie im Prinzip etwas Großes und auch für uns zu Erstrebendes ist. Warum haben sich private, sei es geschäftliche, missionarische oder

sonst persönliche Unternehmungen von Engländern über See so oft und so rasch in nationalpolitische Interessen verwandelt und warum bedeuteten sie stets eine Mehrung und Stärkung des englischen Volksgedankens in der Welt? Warum fühlte sich jeder Engländer an jedem Punkte der Erde, wohin ihn die Umstände oder sein Wille gebracht hatten, als berufenen Vertreter der Idee des englischen Weltreichs und der englischen Weltkultur? Weil englische Art weder daheim noch draußen anders konnte, als den nationalen Gedanken gleich einer persönlichen Angelegenheit und umgekehrt die eigenen Interessen und Wünsche als Sache des nationalen Interesses im ganzen anzusehen.

Ohne diese Eigenschaft des englischen Volkscharakters wäre die geschichtliche Größe Englands nicht denkbar gewesen. Vergleichen wir aber damit die deutsche Art, so sehen wir, daß zwar von vornherein alles Auswärtige, Fremde, Entfernte mit einer gewissen Bewunderung und nicht selten sogar mit übermäßigem Respekt betrachtet wird, daß aber das Bewußtsein, es müsse ihm gegenüber vor allen Dingen der deutsche Standpunkt und das deutsche Interesse geltend gemacht werden, in der Regel fehlt. Ebenso ist es dem Deutschen eine Gewohnheit, fast könnte man sagen ein Bedürfnis, die Behandlung der auswärtigen politischen Angelegenheiten der Berufsdiplomatie zu überlassen und sich den Mysterien dieses Gebiets gegenüber wie selbstverständlich die Rolle des unmündigen und nichtwissenden Staatsbürgers gefallen zu lassen. Das Wort „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, das für die innere Politik im Volksbewußtsein sein Recht schon lange verloren hat, wird in der auswärtigen nicht nur bei der Masse, sondern auch bei den Gebildeten beinahe als Grundsatz für das nationale Verhalten behandelt, und wenn nicht England zur Zeit König Eduards wenigstens nach dieser einen

Seite aufrüttelnd und erzieherisch auf uns gewirkt hätte, so könnte man sagen, daß es bis zum Kriege in Deutschland für die äußere Politik überhaupt kein nennenswertes Interesse gab.

Das ist schon aus dem Grunde ein falscher Standpunkt, weil die auswärtige Politik heute im Vergleich zu früher eine nach ihren Prinzipien und Grundzügen verhältnismäßig einfache und durchsichtige Sache geworden ist, die nicht mehr nach dynastischen Bedürfnissen und Notwendigkeiten im Dunkel der Kabinette gemacht wird, sondern frei nach den großen und zwingenden Lebensbedürfnissen der Völker. In früherer Zeit waren die Nationen mehr oder weniger Objekte der Politik; heutzutage sind sie selber die handelnden Subjekte auf der Weltbühne. In dieser Beziehung ist sogar zwischen Staaten, die noch eine autokratische Regierungsform haben und denen, die entschiedener zur Demokratie fortgeschritten sind, kein großer Unterschied. Hier wie dort muß sich die Regierung in auswärtigen Angelegenheiten als den Beauftragten des nationalen Interesses fühlen, und nur dann kann eine politische Aktion nach außenhin Kraft und Nachhaltigkeit entwickeln, wenn sie vom Volk als seine eigene Angelegenheit empfunden wird.

Leider ist diese Tatsache nur sehr unvollkommen in den Inhalt unseres öffentlichen Bewußtseins übergegangen. Man sieht das daran, daß es in der deutschen Öffentlichkeit fast überall ganz auffallend an einer von Sachkunde und Verantwortlichkeitsgefühl getragenen Behandlung auswärtiger Dinge fehlt. Nur selten verfügen unsere Parlamentarier, unsere Redaktionen und Versammlungsredner über fundierte Vorstellungen und zuverlässiges Material zur Kenntnis nichtdeutscher Probleme, und selbst bei unserer Diplomatie hat man öfters den Eindruck, daß sie bei aller ihrer Berufs-

vorbildung eben doch einem Volke angehört, das noch ohne ausgeprägte Begriffe von der vollen Größe, dem Umfang und dem Ausdehnungsbedürfnis seiner überseeischen Notwendigkeiten dahinlebt. Aus diesem Grunde fehlt ihr im ganzen etwas von dem notwendigen Instinkt für die Vielgestaltigkeit der überseeischen Interessen, mit dem ein Politiker in auswärtigen Dingen sozusagen geboren sein muß, und von der Arbeit des nationalen Bewußtseins im ganzen her kann schwer eine Korrektur dieser Mängel erfolgen, weil der Weltinstinkt noch nicht zu den Bestandteilen dieses Bewußtseins gehört.

Unsere Vertretung im Auslande ist ein Faktor, der aufs Unmittelbarste mit unserer auswärtigen Politik als solcher zusammenhängt. Ganz besonders aber ist die natürliche Ausbreitung des deutschen Gedankens in der Welt mit davon abhängig, wie weit die Fähigkeit unsrer Diplomaten zur Beurteilung der Verhältnisse bei fremden Nationen an Ort und Stelle ausreicht — denn davon hängt notwendig auch ein großer Teil derjenigen Ideen und Vorstellungen ab, die an der Zentrale unserer auswärtigen Politik herrschen. Hier aber tritt wiederum als Folgeerscheinung unserer inneren Zustände ein Moment auf, das den Fortschritt unseres Volksgedankens auf gefährliche Weise zu beeinträchtigen imstande ist: die zwar nicht absolute, aber doch weitgehende Bevorzugung einer bestimmten Klasse für die diplomatische Laufbahn.

Es bedarf nur eines Blicks in das Staatshandbuch oder den Gothaischen Kalender, um zu sehen, wie gering der Anteil der bürgerlichen Volksschichten bei der Besetzung der Stellen im auswärtigen Dienst gegenüber dem des Adels ist. Mag es im Zeitalter der Kabinettspolitik richtig gewesen

sein, die diplomatischen Vertreter demjenigen Kreise zu entnehmen, wo die meiste Gewöhnung an den Boden bestand, auf dem damals politische Erfolge zu gewinnen waren, so ist es doch ein Nonsens, jetzt noch diese Praxis festzuhalten. Unter den heutigen Verhältnissen ist für die Vertretung unserer politischen Interessen im Auslande nur noch zum geringeren Teil die Kenntnis höfischer Gepflogenheiten und Ideengänge notwendig; wohl aber gehört dazu eine große Summe historisch-politischer und volkswirtschaftlicher Kenntnisse, und außerdem Fähigkeit und Neigung zu genauer methodischer Arbeit und zum Verkehr mit politischen Persönlichkeiten ganz verschiedener, nicht selten recht demokratischer Herkunft und Anschauung. Nach dem alten Prinzip ist der Botschafter oder Gesandte an einem fremden Hof der bevollmächtigte Vertreter eines Monarchen beim andern. Von diesem vorwaltenden Charakter der Gesandtschaften des absolutistischen Zeitalters kann keine Rede mehr sein, denn es gibt heutzutage kaum noch eine andere auswärtige Politik, als die der nationalen Gesamtinteressen. In dieser Beziehung geht die Demokratisierung auch der ältesten und größten Monarchien mit einer Raschheit vor sich, die nur von der zunehmenden Kompliziertheit unseres politisch-ökonomischen und sozialen Staatsaufbaus im ganzen übertroffen wird. Die Meinung, es könne bei der Auswahl der Persönlichkeiten, die diese gigantischen Prozesse im Interesse der deutschen Nation verantwortlich beobachten sollen, leichthin auf eine Menge hierzu befähigter Kräfte verzichtet werden — zugunsten einer exklusiven Kaste, die keine innere Sonderqualifikation für diesen Dienst mehr besitzt — gehört zu den schädlichsten Irrtümern, die es für den Fortschritt der deutschen Idee nur geben

kann. Trotzdem ist überwiegend so verfahren worden. Schärfer als auf diese Weise konnte aber die nationale Kritik an den Ergebnissen unserer auswärtigen Politik und an der Tätigkeit unserer diplomatischen und halbdiplomatischen Vertreter im Auslande nicht wohl herausgefordert werden!

Unter den Trägern alter und neuerer adliger Namen im Ressort des Auswärtigen finden sich Männer von großem Verdienst, Geschick und Wissen, und an der Achtung und dem Dank des Vaterlandes, der ihnen persönlich gebührt, soll durch unseren Tadel des Systems wahrlich nichts geschmälert werden. Andere aber, und deren sind vielleicht mehr, zeichnen sich durch einen so bemerkbaren Mangel an natürlicher Intelligenz und erworbenen Kenntnissen aus, daß es für sie ausgeschlossen gewesen wäre, ihren Platz zu erreichen, wenn sie sich dazu statt ihrer Herkunft ihrer Befähigung hätten bedienen sollen. Das ist ein offenkundiges Übel von solcher Schwere, daß die Verweigerung der Abhilfe die Schuldigen mit der vollen Verantwortung für den entstehenden nationalen Schaden belastet. Das faktische Vorrecht, das dem Adel für die Besetzung der diplomatischen Stellen gewährt wird, bedeutet nichts anderes, als daß hier in der gefährlichsten Weise mit der Zukunft der Nation Zahlung für die antiquierten Geburtsansprüche einer besonderen Klasse geleistet wird, die sich, von Ausnahmefällen abgesehen, keiner besseren Ansprüche auf die Betrauung mit diplomatischen Aufgaben rühmen kann, als gleichwertig vorgebildete nichtadelige Kräfte. Gerade daß solchen die Nobilitierung zuteil wird, falls man sie verwenden will, oder daß die vorher stattgehabte Verleihung des Adels eine wichtige Bedingung für ihr Fortkommen in der diplomatischen Laufbahn bildet, ist ein Beweis für das — wohl nur selten unbewußte — Bemühen, die Exklusivität dieses Berufes so weit wie möglich aufrecht-

zuerhalten. Daß anderswo nichtadelige Botschafter, Gesandte, Attachés und sonstige Vertreter für die auswärtige Politik eines Landes imstande sind, gute Erfolge zu erzielen, dafür gibt es genug praktische Beweise, und zwar Beweise, deren Unwidersprechlichkeit wir am eignen Leibe erfahren haben. Die Angelegenheiten des deutschen Volkes sollten genügendes Gewicht für die in dieser Sache verantwortlichen Stellen besitzen, um sie grundsätzlich von den besten und tüchtigsten Männern, nicht von zufälligen, oft recht belanglosen Erben eines Adelsprädikats verwalten zu lassen. Die Verteidiger der adeligen Selektion berufen sich gern auf den Junker Bismarck und noch auf einen oder den andern Staatsmann mit adligem Namen, um zu beweisen, daß ihr Stand zur Führung politischer Geschäfte, namentlich aber zur auswärtigen Politik besonders geeignet sei. Sie vergessen aber dabei, daß zu den Zeiten, wo jene Männer für Deutschland erwuchsen, abgesehen vom Kaufmannsstande, dessen Angehörige es bei uns seit der Hansa und den Fuggers vorgezogen haben, die Tätigkeit der Vermögensgründung möglichst unpolitisch zu gestalten, fast nur der grundbesitzende Adel im Besitz des zum diplomatischen Berufe notwendigen Vermögens und der erforderlichen relativen Weltkenntnis war. Seitdem aber haben sich die Verhältnisse von Grund auf geändert. Was brauchte ein Diplomat im 18. Jahrhundert an den meisten Höfen von Weltwirtschaft und Weltverkehr, von Bankwesen, Zahlungsbilanz, sozialer Frage, Preßpolitik, von der unendlichen Summe ineinander verflochtener Beziehungen zu wissen, in denen sich heute das materielle und geistige Leben jeder Nation und der Nationen untereinander entfaltet! Diese Dinge bestimmen heute alle Politik unvergleichlich stärker, als es die Persönlichkeiten der Herrscher und die Besonderheiten der Höfe tun; damals aber gab es das alles noch gar nicht oder

erst in undeutlichen Anfängen. Auch in unseren Tagen wachsen ja mancherlei Augenblickserfolge auf dem Boden der Salons, der Boudoire, der Kanzleien und Hofjagden, aber gegenüber der eisernen Gewalt der ins Gigantische gesteigerten wirtschaftlichen Fragen und gegenüber der Demokratisierung der Politik durch die Zeitungen und die Parlamente ist das Gewicht dieser kleinen und eleganten Mittel recht gering geworden. Wer sich heute für fähig hält, im diplomatischen Außendienst seines Vaterlandes zu arbeiten, der muß imstande sein, von den elementaren Regungen der Masseninstinkte bis zu den sorgsam ausgeschmiedeten letzten Motiven der leitenden Staatsmänner alle Einzelheiten, die er beobachtet und erfährt, als einheitliche und folgerichtige Lebenserscheinungen eines in der Bewegung begriffenen Volkstums aufzufassen — und dazu nützt ihm kein Adelstitel einen Deut.

Es war unmöglich, daß bei einem Verfahren, wie dem bei uns für die Besetzung zahlreicher Posten des auswärtigen Dienstes üblichen, die schädigenden Folgen ausblieben. Dazu kam die dürftige Ausstattung des Reichsamts des Auswärtigen mit Dezernenten und Hilfskräften. Im „foreign office“ in London und an allen übrigen in Betracht kommenden englischen Stellen waren stets Persönlichkeiten vorhanden, die ein auf Anschauung gegründetes Urteil über alle überseeischen Dinge besaßen — um welches Gebiet der Welt es sich auch handeln mochte. Bei uns hat der Mangel an Mitteln dazu genötigt, Beamte mit Referaten über Länder und Verhältnisse, die sie praktisch nie kennen gelernt haben, in einer Weise zu belasten, die lächerlich wäre, wenn sie nicht schlimmer beurteilt werden müßte. Will man aber wenigstens für alle fremden Länder von einiger Wichtigkeit an der Zentralstelle des Reichs Autoritäten zur Verfügung haben,

dann muß man bei der Besetzung der Posten im Auslande nicht nur die qualitative Auslese der Kräfte von antiquierten Auswahlrücksichten unbeeinflußt halten, sondern es müssen auch der Zahl nach viel größere Maßstäbe angewandt werden, als bei uns geschieht.

Der Mangel an Kenntnissen und Anschauungen, der in Deutschland den auswärtigen Fragen gegenüber besteht, hat notwendigerweise auch auf unsere auswärtige Politik selber ungünstig zurückgewirkt. Es fehlte an der kontrollierenden, zugleich sachverständigen, ermunternden und positiv fördernden Anteilnahme, die z. B. in England von der politisch gebildeten Schicht all diesen Dingen gegenüber ausging. Viele unserer Diplomaten meinen womöglich noch heute, daß die auswärtige Politik sich in einer Art von Dunkelkammer zu vollziehen habe. Gewisse Sachen müssen natürlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit vorbereitet werden — im großen und ganzen aber ist nach außen wie nach innen die beste und stärkste Politik die der Aufrichtigkeiten. Auf der andern Seite war es eine Folge der Unerfahrenheit unserer öffentlichen Meinung, daß, wenn sie sich einmal in auswärtigen Dingen nach einer bestimmten Seite hin engagierte, diese Seite nicht selten die falsche war.

Wer die Verhältnisse und Persönlichkeiten innerhalb der unmittelbaren Leitung unserer auswärtigen Politik kennt, der weiß auch, an welchen Stellen die bisher vorgetragene Kritik haltzumachen und wo sie sich in Bewunderung und Dankbarkeit für alles Geleistete — vor allen Dingen in der entscheidenden Zeit unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges — zu verwandeln hat. Es ist aber nötig, daß von nun an ein lebhafteres nationales Verständnis für den deutschen Gedanken in der Welt allen unsern Diplomaten, und namentlich unsern politischen Vertretern im

Auslande, zu besserer Eignung für ihren Beruf und zu energischerer deutscher Zielstrebigkeit verhilft. Dank unserem Kaiser und dank denen, die ihn in seiner Entschlossenheit erhalten und bestärkt haben, hat die Welt das von vielen nicht erwartete Schauspiel erlebt, daß wir im Augenblick, wo es nötig war, uns nach so langem, geduldigem und gewissenhaftem Abwarten imstande zeigten, das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Dann hat unsere Kriegsmacht das ihrige getan und von dem Großen, das sie zu leisten uns schuldig war, nichts ungeleistet gelassen. Nun kommt die Reihe an unsere Diplomaten. Alles, was deutsch empfindet, vereinigt sich in dem Gedanken: Mögen sich Männer finden und bewähren, die imstande sind, glücklich zu vollenden, was die Begeisterung und die Kraft des Volkes so gut vorbereitet hat!

SIEBENTES KAPITEL

Moralische und andere Eroberungen

Die auswärtige Politik stellt sich uns dar als die Summe der Mittel, die ein Volk dazu anwendet, um seinen nationalen Gedanken in der Welt zur Geltung zu bringen. So betrachtet, ist auch der Krieg kein Ding an sich, sondern, wie Clausewitz gesagt hat, nur die Fortsetzung der Politik mit veränderten Mitteln. Der Kampf, in den Deutschland durch die Gewissenlosigkeit seiner verbündeten Gegner hineingezwungen worden ist, wird wahrscheinlich im Besitzstande der meisten Nationen, die heute in ihn verwickelt sind, Veränderungen zur Folge haben. Solange aber der Ausgang des großen Völkerringens in der Schwebe ist, müssen wir uns darauf beschränken, nur in ganz allgemeinen Umrissen das Wesen unserer Zukunftshoffnungen zu kennzeichnen, denn wir wissen nicht, wieviel davon Wirklichkeit werden wird. Wie aber auch immer der zukünftige Macht- und Einflußbereich unseres Vaterlandes sich gestalten möge — es wird uns immer gleich unmöglich sein, uns bei den erreichten oder zu erstrebenden Erfolgen allein auf die Stärke der Waffen zu stützen.

Mag die Frage, wie Deutschland nach dem Friedensschluß äußerlich dastehen wird, mehr im Sinne unserer Ausdehnungspolitiker sich entscheiden oder nicht: daran darf kein Zweifel

sein, daß auf jeden Fall eine kulturelle Durchdringung aller erstrebten Einflußgebiete im idealen Sinne des deutschen Gedankens erfolgen muß. Daß bei uns in dieser Beziehung peinliche Mißerfolge möglich sind, haben die Zustände in den polnischen Landesteilen Preußens, in Nordschleswig und in Elsaß-Lothringen bewiesen. Wir dürfen uns aber nicht darüber täuschen, daß auch sonst in der Welt unsere Beliebtheit nur gering ist, geringer, als z. B. die der Engländer und Franzosen. Das hat uns der Krieg, soweit es noch nötig war, unwidersprechlich gelehrt. Man wird einwenden: wie konnte das kommen, da doch sowohl England als auch Frankreich schwächern Mächten gegenüber eine Menge von politischen Vergewaltigungen und Rücksichtslosigkeiten aller Art verübt haben? Das ist richtig, aber daneben bleibt die stärker wirkende Tatsache bestehen, daß von jenen beiden Völkern auch große und dankbar empfundene Kultureinflüsse in alle Welt ausgegangen sind und daß sich zahlreichen Nationen ein starkes Bewußtsein davon eingeprägt hat, was englisches und französisches Wesen für die Weltkultur bedeutet.

Uns gegenüber fehlte und fehlt es an einer solchen Stimmung noch sehr. Angehörige eines fremden Volkstums, die uns persönlich näher kennen gelernt haben oder über solche Bildung verfügen, daß sie von ferne her die Bedeutung des deutschen Volkes für die Weltkultur zu beurteilen imstande sind, vermögen unseren Leistungen wohl Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aber im allgemeinen kennen sich die Nationen gegenseitig so wenig, daß sie es kaum fertig bringen, ein objektives und billiges Urteil übereinander zu fällen. Namentlich bei den jungen, erst vor kurzem entstandenen Völkern auf der westlichen Halbkugel und bei der alten asiatischen Kulturmenschheit, die Jahrtausende ein stark abgeschlossenes Dasein

geführt haben und jetzt erst anfangen, in den Kulturzusammenhang der übrigen Welt einzutreten, ist es gar kein Wunder, wenn sie von uns nicht mehr wissen, als was wir während der allerjüngsten Epoche unserer Geschichte, seit der Entstehung des neuen Reichs, vor uns gebracht haben. Unsere früheren Großtaten: die Befreiung der Geister im Zeitalter des Humanismus und der Reformation, unsere Rolle in der Weltliteratur um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und die gleichzeitige Begründung der idealistischen Philosophie von Deutschland aus, das alles sind Dinge, um deretwillen ein entferntes und kulturfremdes Volk uns deshalb schwer bewundern kann, weil es meistens nichts von ihnen weiß. Was man von uns wußte, war dieses: die Deutschen haben sich vor vierzig Jahren aus einem politisch und wirtschaftlich wenig bedeutenden Dasein mit einemmal zu großen Kraftleistungen erhoben. Sie haben sich eine nationale Großmachtstellung erkämpft, ein gewaltiges Militärwesen geschaffen, ihren Handel und ihre Industrie in die Höhe gebracht; sie haben angefangen Schiffe zu bauen, und beanspruchen jetzt auch außerhalb ihrer nationalen Grenzen das Recht, ihre Interessen eindringlich zur Geltung zu bringen!

Wer vorurteilsfrei denkt und eine Anschauung vom Wesen psychologischer Beziehungen zwischen den verschiedenen Völkern auf der Welt hat, wird zugeben müssen, daß man mit solchen Dingen Furcht oder Respekt, vielleicht auch hier und da eine gewisse Achtung hervorrufen kann, daß sie aber wenig geeignet sind, um moralische Eroberungen zu machen. Dazu kommt, daß wir gegenwärtig in einer Periode starker äußerer Demokratisierung oder Liberalisierung der Nationen stehen. Nicht nur die transatlantischen Staatengebilde sind samt und sonders der Form nach Demokratien, sondern auch in die alten asiatischen Großreiche ist das politische Prinzip der Volks-

freiheit und des nationalen Mandats der Regierungen eingezogen. Man wird zugeben müssen, daß es sich öfters noch um schwankende Zustände und ungefestigte Neuerungen handelt — aber das Wort Volksfreiheit ist nun einmal vor den Mauern des Kaiserpalastes von Peking, in den Städten Irans und in der Hagia Sophia vor Konstantinopel ertönt, und die Regierenden haben sich vor ihm geneigt! Deutschland aber steht demgegenüber im Urteil der Völker als eine zwar starke, aber freiheitsfeindliche Macht da. Es kommt nicht viel darauf an, ob dieses Urteil der Welt richtig oder falsch ist — in seiner Verallgemeinerung und Übertreibung ist es sicher falsch —, sondern darauf kommt es an, wie sehr sich eine solche Idee bei den übrigen Völkern festgesetzt hat und welche wirklichen oder scheinbaren Anhaltspunkte unsere Verhältnisse den anderen für ihre Vorstellungen von uns bieten. In dieser Beziehung dürfen wir uns nicht dem Irrtum hingeben, als ob die unfreiheitlichen Züge, die das deutsche politische Leben in Wirklichkeit noch trägt, im Interesse unserer allgemeinen Stellung in der Welt bedeutungslos wären. Wollten wir die schwierige Frage, mit wie viel oder wie wenig demokratischem Öl unsere staatlichen Zustände noch vielleicht gesalbt werden müssen, im Prinzip auf sich selbst beruhen lassen, so dürfen wir doch unmöglich unsere Augen davor schließen, daß große und mächtige Völker auf das stolz sind, was sie ihr demokratisches Selbstbestimmungsrecht nennen und daß sie in voller Aufrichtigkeit ihre Sympathie unter den übrigen Nationen nach dem Gesichtspunkt verteilen, wo die ihrer Meinung nach vollkommensten und erstrebenswertesten innerpolitischen Zustände herrschen, und wo nicht. Die Bürger der Republik der Vereinigten Staaten von Amerika betrachten z. B., von diesem oder jenem Sonderinteresse im einzelnen Fall vielleicht abgesehen, alle anderen demokratisch organisierten

Staaten auf der Welt rein gefühlsmäßig als ihnen näher stehend im Vergleich zu den mehr absolutistischen. Es liegt auf der Hand, welch einen vorbereiteten Boden unter diesen Umständen die englisch-französische Kriegslügenhetze gegen Deutschland drüben finden konnte. Ein hervorragender Amerikaner schrieb mir während des Krieges offen und freundschaftlich: Wir sind objektiv neutral, weil es unseren Interessen so entspricht; subjektiv fühlen wir mehr mit England und Frankreich, weil dieses Demokratien sind, ihr dagegen nicht.

Wie genial warf Bismarck, nach seinem Ursprung und nach seinem Charakter ein geborener Vertreter des Autoritätsprinzips, trotzdem das allgemeine Wahlrecht als die stärkste der „freiheitlichen Künste" mit in die Pfanne unserer inneren Politik, als es sich darum handelte, die Stellung Deutschlands nach außen so eindrucksvoll und stark wie möglich zu machen! Was er damit bezweckte, hat er selbst gesagt: es sei ihm darauf angekommen, etwa vorhandenen inneren Zwiespalt nicht nur tatsächlich zu beseitigen, sondern auch jeden Schein davon nach dem Auslande und in Deutschland zu vermeiden. Wenn wir uns dieses Prinzip, dessen sich unser größter Staatsmann in kritischer Zeit auf so ausgezeichnete Weise bedient hat, auf unsere heutige Lage in der Welt sinngemäß übertragen denken, dann müssen wir einsehen, einen wie großen Schaden nicht nur die Tatsächlichkeit, sondern schon der Anschein einer Herrschaft von reaktionären politischen Ideen in Deutschland für die Wirkung unseres nationalen Wesens nach außen hin verursachen muß. Alles was sich zur Begründung dafür sagen läßt, daß unser politisches Prinzip reaktionärer Natur sei, wird von unserer Gegnern und Konkurrenten auf das eifrigste zu unserer Diskreditierung verwendet, und es ist falsch, diese Methode, Stimmung gegen Deutschland zu erwecken, als un-

erheblich für den Fortschritt unseres nationalen Gedankens in der Welt anzusehen.

Man braucht nur die in antideutschem Interesse inspirierten Zeitungen des Auslandes zu kennen, gleichviel ob sie in englischer, französischer, chinesischer oder sonst einer Sprache erscheinen, und man wird einen Begriff davon bekommen, welch ein bedeutender Einfluß gegen uns auf diese Weise zur Wirkung gelangt. Die Politiker in fremden Ländern und Erdteilen, die selbständige Kenntnisse und Anschauungen von Deutschland erworben haben, sind sehr wenig zahlreich; fast jedermann schöpft draußen seine Gedanken über uns aus der Tagespresse und der sonstigen publizistischen Literatur, und selbst die leitenden Staatsmänner und die übrigen einflußreichen Leute machen nur selten von dieser Regel eine Ausnahme. Es hat mit zu den Harmlosigkeiten unseres Verständnisses für auswärtige Dinge gehört, wenn wir glaubten, ohne ein kräftig im deutschen Interesse informiertes und beeinflußtes ausländisches Zeitungswesen unsere politischen Geschäfte führen zu können. In dieser Beziehung haben sich nicht nur Engländer, Franzosen, Amerikaner, sondern auch ganz junge Mächte, wie Japan, an Einsicht und Praxis uns weit überlegen gezeigt. Es wäre ganz unmöglich gewesen, daß uns die von England und Frankreich so scham- und gewissenlos verbreiteten Lügen vom Beginn des Krieges an derart vor der übrigen Welt schlecht machten, wie es tatsächlich geschehen ist, wenn unsere Regierung, unser Reichstag und alle übrigen in Betracht kommenden Stellen weniger unwissend und ungeschickt in der Organisation eines publizistischen Auslandsdienstes fürs deutsche Interesse gewesen wären. Das Lehrgeld, das wir hier haben bezahlen müssen, war schwer und teuer — und es gehört auf das Konto derselben Unzulänglichkeit unserer diplomatischen Schulung für die fremden Länder und

Nationen gebucht, von der wir schon in dem Kapitel über die auswärtige Politik im allgemeinen zu reden hatten.

Wir haben weder die Absicht noch die Möglichkeit, im Zusammenhang mit dem Thema von der Notwendigkeit moralischer Eroberungen im Auslande hier ein Programm für unsere innere Politik zu entwerfen oder zu Tagesfragen parteimäßig Stellung zu nehmen; daß aber unsere öffentlichen Zustände auch für eine prinzipiell gemäßigte Betrachtungsweise da und dort starke politische Rückständigkeiten aufweisen, das beabsichtigen wir allerdings nicht zu bestreiten. Es macht dabei auch keinen praktischen Unterschied, ob es sich um das Reich oder um den führenden Bundesstaat Preußen handelt, denn das Ausland ist ohnehin nicht imstande, die komplizierten Züge unseres Verfassungslebens im einzelnen zu unterscheiden. Vieles, was gegen die Verhältnisse in Deutschland vorgebracht wird, wenn nicht das meiste, bezieht sich entweder direkt auf Preußen, oder es ist mißverständlicherweise von dort auf Gesamt-Deutschland übertragen. Um ein Beispiel zu nennen: als die Mandschudynastie in China sich entschloß, dem Drängen der Reformpartei und des größten Teils der öffentlichen Meinung nachzugeben und zukünftig für China eine quasi-konstitutionelle Verfassung einzuführen, empfahl eine mit dem Studium der europäischen Staatseinrichtungen beauftragte Kommission nach ihrer Rückkehr die deutschen Einrichtungen in gewissem Sinne als Vorbild. Natürlich meinte sie dabei nicht die bundesstaatliche Verfassung des Deutschen Reichs, sondern sie meinte die preußische Verfassung, und sogar speziell das preußische Dreiklassenwahlrecht. Durch ein solches System, glaubten die Kommissare, würden die Besitzenden und die Gebildeten das Staatsruder in der Hand behalten. Theoretisch betrachtet, läßt sich in einem Gemeinwesen wie das chinesische vielleicht verschiedenes dafür sagen, aber praktisch konnte

auch China eine Reform, die eine Weiterentwicklung der Zustände in freiheitlichem Sinne bedeuten sollte, auf keine Weise schlechter empfohlen werden, als indem man für sie Zustände zum Muster nahm, die in der übrigen Welt als der Typus des Reaktionären galten.

Wir sollten doch wissen, daß gerade die Monstrositäten, die sich aus der Anwendung des preußischen Wahlgesetzes ergeben und die ins Gedächtnis des Lesers zurückzurufen hier sicher nicht nötig ist, von der ausländischen Presse mit Eifer verbreitet und überall dort behandelt und ausgemalt werden, wo es möglich erscheint, uns auf diese Weise zu schaden, und es ist ein unmögliches Verlangen, wenn man, damit solche Wirkungen vermieden würden, unseren Zeitungen zumutet, sie sollten sich aus Rücksicht auf die Wirkung im Auslande einer entschiedenen Kritik der Dinge, die ihnen verbesserungsbedürftig erscheinen, enthalten. Wenn die herrschenden Klassen in Deutschland zeigen, daß sie sogar solche Zustände erhalten wollen, die nicht mehr konservativ im maßvollen Sinne, sondern durchaus reaktionär im Sinne politischer Unmoral genannt werden müssen, so tragen sie und nicht die oppositionelle Presse die Verantwortung dafür, daß sich hieraus Minderungen unseres Ansehens und des Einflusses unserer nationalen Idee nach außen hin ergeben. Leider aber muß unsere Hoffnung auf Besserung gerade an diesem wichtigen Punkt gering sein, denn, wie die Dinge bei uns stehen, fehlt, fürchte ich, auch nach den schweren Erfahrungen dieses Krieges unseren leitenden Stellen, die zu wenig eigene Anschauung nichtdeutschen Wesens besitzen, eben deshalb das Vorstellungsvermögen dafür, welchen tatsächlichen Schaden wir in unseren öffentlichen und privaten Beziehungen zum Auslande durch den Ruf, der unseren inneren Zuständen anhaftet, erleiden.

Für uns wirkt der Fehler, der hier begangen wird, dar-

um so besonders schmerzlich, weil es in Wirklichkeit doch nicht unser eigentliches Wesen ist, das unserem Volksgedanken in der Welt schadet, sondern größtenteils nur eine Summe von Residuen und Folgeerscheinungen aus der Zeit unserer allgemeinen nationalen Rückständigkeit her. Über kurz oder lang müssen diese Dinge bei uns doch im Prinzip und in der Praxis überwunden werden — aber das hindert sie allerdings nicht, bis dahin sich nach innen wie nach außen in aller ihrer Schädlichkeit auszuwirken. Letzten Endes ist es natürlich nicht der Gesichtspunkt der moralischen Eroberungen für den deutschen Gedanken in der Welt, der über den Wert des Freiheitsprinzips und der mit ihm zusammenhängenden sittlichen Kulturgüter entscheidet, sondern diese haben ihr Recht in sich selber. Wir meinen auch nicht, daß ideale Besitztümer irgendwelcher Art in erster Linie für die Erreichung politischer und wirtschaftlicher Vorteile nach außen hin zu bewerten seien, sondern es ist die Beeinflussung und Befruchtung der außerdeutschen Welt durch den inneren Gehalt unserer nationalen Idee, von der wir überzeugt sind, daß Gesundungskräfte für die allgemeine Kultur der Menschheit von ihr ausgehen können.

Von dem eigentlichen Deutschland können wir wohl auch sagen, daß es kein reaktionäres ist, daß die Kraft idealer Bestrebungen nicht um politischer Zwecke, sondern um des Einzeldaseins der Idee willen in ihm lebendig ist und daß nicht allein Opportunismus unser Verhalten zu fremden Nationen bestimmt, sondern daß Fähigkeit und Neigung, das innere Recht der anderen zu sehen, trotz aller Vorkommnisse chauvinistischer Selbstvergessenheit bei uns vielleicht relativ besser entwickelt sind, als z. B. bei den Engländern und Franzosen. Darum aber bleibt es doch dabei, daß gerade diese beiden Nationen ihre moralischen Eroberungen in der Welt

bisher dem freiheitlichen Wesen verdankt haben, von dem ihre politische Kultur erfüllt war, und daß wir aus diesem Beispiel, dem sogar Bismarck bei seiner großzügigen Anrufung des liberalen Prinzips im Innern um der deutschen Machtstellung nach außen willen gefolgt ist, lernen können, wie klug und nützlich es wäre, auf eine Weise, die innerlich unsere Einigkeit stärkt und nach außen des nötigen Eindrucks nicht verfehlt, einen etwas andern Geist durch unsere innere Gesamthaltung wehen zu lassen.

Die beiden politischen Schlagworte „Reaktion" und „feudale Klassenherrschaft", mit denen die öffentliche Meinung im Auslande die deutschen Zustände jetzt vielfach charakterisiert, sind dem Ziel, moralische Eroberungen für den deutschen Gedanken in der Welt zu machen, wenig förderlich. Sie bilden aber keineswegs die einzigen Hindernisse, die sich der friedlichen Durchdringung der außerdeutschen Welt mit Elementen unserer geistigen und materiellen Kultur entgegenstellen, sondern es gibt auch noch andere Schwierigkeiten, die uns unsere nationale Art bereitet. Schon daß wir so wenig geneigt sind, einzusehen, welch eine gewaltige, den Einfluß anderer Nationen in der Welt vorwärts schiebende Kraft in der Verbindung einer nationalen Idee mit dem Prinzip der politischen Volksfreiheit enthalten ist, sprach für die mehrmals von uns beklagte Mangelhaftigkeit unserer Ausstattung mit positiv nationalen Instinkten. Die Parteidoktrinen und die Klassenpolitik sind eben nicht nur imstande, unser inneres Leben zu beherrschen, sondern sie trüben uns auch den Blick für die Bedingungen und Aussichten großer Erfolge nach außen. Zudem sind wir, wie andere Völker, nicht frei von den Fehlern unserer Vorzüge. Das Gegenstück oder die unglückliche Ergänzung jenes Pflichtgefühls und Arbeitseifers, die wir vereint als den positiven Pol des deutschen Wesens

bezeichneten, sind störende Schulmeisterei und Mangel an Leichtigkeit der Formen, die uns anderen gegenüber in Nachteil versetzen, wo es sich um die Eroberung nationalen Kultureinflusses handelt.

Nicht ohne Selbstüberwindung endlich muß auch noch die Tatsache von uns berührt werden, daß die weit in der Welt verbreitete Abneigung gegen Deutschland zum Teil auch auf wirkliche Mängel der heutigen deutschen Kultur zurückgeht. Wenn man mit gebildeten Ausländern über uns spricht, so kommt dabei natürlich immer das Thema vom kulturfeindlichen Militarismus und von dem Mangel an Freiheitlichkeit im politischen Innenleben Deutschlands, wovon wir bereits sprachen, zum Vorschein. Was der Militarismus angeht, so beruht das ausländische Urteil über ihn fast durchweg auf Unkenntnis, Mißverständnissen und Verhetzungen. Wir hören aber auch, sobald man ganz aufrichtig zu uns ist, andere Dinge, die nicht so kurz abgetan werden können. Wir hören zum Beispiel: Ja, zur Zeit Kants, Goethes, Schillers, Beethovens, da waret ihr Deutschen andere Leute als jetzt! Da waret ihr ein wirkliches Kulturvolk. Jetzt seid ihr Gewaltmenschen! Macht geht euch vor Recht. Ihr setzt euer Vertrauen auf Kanonen, Panzerplatten, industrielles Großkapital und Drohungen. Ihr habt die alte Tiefe eurer geistigen Bildung, das Erbe eurer Dichter und Denker, vergessen und mit der lärmenden Protzigkeit des Emporkömmlings vertauscht. Ihr seid eine Gefahr für die ganze übrige Welt geworden; ihr wirkt unangenehm und es wird euch nützlich sein, wenn ihr wieder etwas klein gemacht werdet!

Wer unter uns eine solche Rede hört, der wird zunächst versucht sein, sie höchst erzürnt als Ausfluß von Heuchelei und Übelwollen abzulehnen. Wenn wir aber uns selber unvoreingenommen und aufrichtig betrachten, so müssen wir doch

zugeben, daß, wenn auch in unfreundlicher Ausdrucksweise, ein Stück Wahrheit darin steckt. Man kann nicht behaupten, daß Völker, wie die Engländer, Franzosen, Amerikaner, oder sonst jemand, im ganzen genommen gebildeter oder unterrichteter sind, als wir. Man kann nicht behaupten, daß sie bisher imstande gewesen sind, im Schulwesen und ähnlichen Dingen es uns gleich zu tun. Vom Standpunkt allgemeiner geistiger Leistungsfähigkeit aus könnten wir uns also schnell für befugt halten, Kritiken solcher, die in dieser Beziehung nicht mehr geschaffen haben, als wir, abzulehnen. Trotzdem ist es nicht bloßes Gerede, sondern das Ausland hat ein Stück weit recht mit der Behauptung, die deutsche Bildung im Sinne der allgemeinen geistigen Kultur habe sich gegen die Zeit vor vier, vor drei, ja selbst noch vor zwei Menschenaltern verwandelt, verschlechtert. Wir gehen weiter und sagen: sie hat sogar einen vollkommenen Sturz erlitten! Geistig gesprochen, sind wir heute tatsächlich weniger ein Kulturvolk, als zur Zeit unserer Klassiker und in der unmittelbar darauf folgenden Periode. Wirkliche Kultur bedeutet, immer mit dem Maßstabe der Zeit gemessen, Universalbildung, oder doch die Herrschaft eines Bildungsideals von solcher Art. Erreicht werden kann es nie, aber es macht einen unermeßlichen Unterschied für Ton und Inhalt des geistigen Lebens aus, ob die führenden Schichten einer Nation das universale Bildungsideal mit Bewußtsein verfolgen, oder nicht. Bei uns ist es nicht mehr der Fall. Statt seiner herrscht ein anderes: das Ideal des Spezialwissens, der aufs höchste gesteigerten Leistungsfähigkeit auf dem Einzelgebiet. Das gilt für die Wissenschaft, wie für die Technik und alle anderen Gebiete.

Man kann natürlich sagen, daß bei der ins Ungeheure gesteigerten Menge des Wissensstoffes Universalbildung heute viel schwerer zu erreichen ist, als früher. Das ist scheinbar

richtig, aber doch nur scheinbar. Der Fehler in unserer geistigen Verfassung liegt nicht bei der unübersehbaren Menge der einzelnen Wissensdinge, sondern er liegt darin enthalten, daß wir kaum ein Bedürfnis empfinden, uns große und zusammenfassende Anschauungen von den Dingen zu bilden. Die Mehrzahl unter uns begreift kaum noch, um welch eine Frage es sich hier handelt. Sie hält es für selbstverständlich, daß jedermann seine Schulung auf seinem besonderen Wissens- und Arbeitsgebiet erhält, und damit gut. Die drei Wissenschaften, in denen der universale Bildungsgedanke am stärksten verkörpert ist, sind die Geschichte, die Erdkunde und die Philosophie. In allen dreien ist der Tiefstand des Wissens und Interesses bei uns geradezu unglaublich und eines Kulturvolkes nicht würdig. Unsere Großeltern und Urgroßeltern kannten viel weniger geschichtliche und geographische Tatsachen als wir, aber im Gegensatz zu uns empfanden sie das Bedürfnis, das ihnen zugängliche Material zu geschlossenen Vorstellungen zu verarbeiten und in Zusammenhang mit ihrem Weltbilde zu bringen. Dazu gehört, daß ihnen die Methoden und der Ertrag des philosophischen Denkens der Jahrhunderte geläufiger und der philosophische Einschlag in ihrem ganzen Kulturbesitz weit notwendiger erschien, als uns. Heute ist von alledem wenig übriggeblieben, und wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß, trotz der unermeßlichen Zunahme des Einzelwissens, über dem Spezialistentum im ganzen eine geistige Verarmung unserer gebildeten Oberschicht eingetreten ist. Die Folgen davon machen sich, wenn auch unbewußt, so doch notwendig auch im Verkehr mit Angehörigen anderer Völker geltend.

Die materielle Kultur Deutschlands war von der Zeit des Dreißigjährigen Krieges bis in unsere Gegenwart hinein im Grunde dürftig. Der Hochstand der Bildung in den oberen

Kreisen und ihre unbestrittene Führung auf dem ganzen Gebiet der geistigen Wissenschaft, von der zweiten Hälfte des 18. bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts, hielt aber in den Augen des Auslandes unserer Armut an materiellen Kulturgütern das Gleichgewicht. Wenn heute die Ausländer einen starken Unterschied zwischen der damaligen und der jetzigen geistigen Verfassung Deutschlands zu empfinden behaupten, so kann das also von ihrem Standpunkt aus unter Umständen durchaus ehrlich gesagt und gemeint sein. Das Ausland, vor allen Dingen die beiden führenden nichtdeutschen Kulturvölker, die Engländer und die Franzosen, war um die Zeit unserer letzten geistigen Blüteperiode ohne Zweifel weniger gebildet — im eigentlichen Sinne gesprochen — als wir. Sie besaßen aber eine alte und hohe, in sich geschlossene Kultur, mit vielleicht weniger tiefen, aber doch sehr reichhaltigen geistigen Voraussetzungen. Da sich die englische und die französische Kultur außerdem, im Gegensatz zu Deutschland, mit starkem politischem Selbstgefühl einten, so stellten sie sowohl an sich, als auch im Bewußtsein der Völker Gebilde von der größten inneren und äußeren Stärke dar. Nun hat sich ohne Zweifel in England wie in Frankreich innerhalb des kulturellen Selbstbewußtseins und des allgemeinen geistigen Kulturstandes während der beiden letzten Menschenalter keine solche ungünstige Wandlung vollzogen, wie bei uns. Die englische und die französische Bildung waren ursprünglich zwar beide weniger tief, als die unsrige, aber sie sind durch die zerstörenden Wirkungen des Spezialwissens gegenüber dem geistig-universellen Ideal auch nicht in dem Grade verflachend und auflösend beeinträchtigt worden, wie wir es bei uns erlebt haben. Die Spezialwissenschaften und das Spezialistentum spielen für den gebildeten Engländer und Franzosen eine viel geringere Rolle als für den Deutschen. Frankreich und England leisten

hier weniger als wir, und darum sind sie auch auf allen technisch-gewerblichen Gebieten von uns so weit überflügelt worden. Die wissenschaftlich spezialisierende Methode, die wir ausgebildet haben, war die notwendige Vorbedingung für den materiellen Aufstieg, den wir erlebt haben, aber sie bedroht uns auf der anderen Seite mit einer beängstigenden Zunahme der inneren Unbildung, und man muß leider bekennen, daß die Fortschritte dieses Vorganges in unserem äußeren Verhalten bereits sichtbar geworden sind.

Jedes wirkliche Kulturbewußtsein, auch wenn es noch so stark mit Äußerlichkeiten durchsetzt ist, erzeugt an sich eine gewisse Ruhe und Vornehmheit in den Äußerungen des Selbstbewußtseins, den nationalen wie den persönlichen. Daran fehlt es uns vielfach doch sehr — wobei sich von selber versteht, daß nicht von den einzelnen Menschen, sondern von dem Durchschnitt eines leider nur zu großen Teiles unserer oberen und mittleren sozialen Schicht die Rede ist. Wir glauben, daheim wie draußen, wenn wir nicht gerade in das entgegengesetzte Extrem der Fremdennachäffung und Selbstwegwerfung verfallen, ein Stück Selbstgefühl beweisen, auf Beachtung unseres Standpunktes und unserer Leistungen dringen zu müssen. Und wir tun das vielfach in recht unangenehmer Weise. Ich kenne in keinem Lande und bei keinem Volke der Welt eine Gesellschaft, die sich die gebildete nennt, und bei der beispielsweise in der Unterhaltung bei Tisch, in der öffentlichen wie in der privaten Geselligkeit, ein so ungebildeter, schreiender Lärm vollführt wird wie oft bei uns. Wenn die Leute sich mit einem Drittel des unter uns üblichen Stimmaufwandes begnügen wollten, so würden sie sich erstens besser verstehen und zweitens auf den anders empfindenden Zuhörer, namentlich den Ausländer, keinen so kulturfremden Eindruck machen. Der Fremde, der nach Deutschland kommt

und nicht in der Lage ist, seinen Verkehr ausschließlich auf die höhere geistige und soziale Elite zu beschränken — selbst da wird er hin und wieder leise den Kopf schütteln — empfängt nur zu leicht den Eindruck, daß er sich in einem Volk von lauter schreienden Menschen befindet, in dem jedermann bemüht ist, seine Umgebung möglichst laut auf sich aufmerksam zu machen. Je weniger der Gast dabei in unser inneres Leben eindringt, je mehr er, wie der Fremde in der Regel tun muß, nach den Äußerlichkeiten urteilt, desto stärker wird er in der geschilderten Art beeinflußt werden. Es handelt sich hierbei unter uns weniger um einen inneren Charakterfehler, als um ein Stück nationaler Unerzogenheit, das bedingt ist durch das Sinken des geistigen Bildungsstandes im Verein mit unseren großen materiellen Erfolgen und dem scharfen Wettkampf daheim und draußen, den wir bisher bestehen mußten, um in die Höhe zu kommen.

Einen ähnlichen Eindruck machen wir oft genug auch im Ausland. Unser ganzes Wesen als modernes Kulturvolk ist noch nicht ausgeglichen genug, es schwankt noch sehr zwischen einem Zuviel und einem Zuwenig in der Kundmachung unseres Selbstbewußtseins. Sowohl die Engländer als auch die Franzosen sind uns im Verkehr mit anderen Völkern überlegen: nicht durch den inneren Gehalt ihrer nationalen Leistungen, wohl aber durch den Eindruck ihrer nationalen Kulturformen. Von welcher Seite man auch den deutschen Typus betrachten mag, unter dem Gesichtspunkt, wie er auf den Durchschnittsausländer wirkt, der nicht nach dem urteilt, was in der Tiefe des deutschen Wesens verborgen liegt, sondern nach dem, was er vor Augen sieht — irgendwo zeigen sich meistens Mängel in unserer Befähigung zum praktischen Werben für den deutschen Gedanken in der außerdeutschen Welt. Sicher gibt es Ausnahmen, die erfreulich und vorbildlich wirken,

aber es fehlt noch viel daran, daß sie anfingen, zur Regel zu werden. Ist es nötig, an die genierliche Erscheinung des deutschen Touristen zu erinnern, der herdenweise, mit einem minimalen Anspruch an Toilette und mit einem unstillbaren Bedürfnis nach geräuschvoller Mitteilung seiner Eindrücke, in der Welt umherläuft? Oder, als Gegenstück, an den Mangel nationalen Instinkts, der darin zutage tritt, daß geschäftliche deutsche Unternehmungen, auch solche an allererster Stelle, im Auslande geflissentlich davon absehen, neben dem finanziellen Gewinn auch gleichzeitig die Propaganda für den nationalen Gedanken zu verfolgen? Zwischen diesen großen und jenen kleinen Beobachtungen liegt soviel deutsche Ungeschicklichkeit, Unorientiertheit und Interesselosigkeit für die nationale Idee im höheren Sinne, daß man die Fortschritte, die Deutschland trotzdem auch in der Fremde gemacht hat, eben nur durch das eine erklären kann, was wir trotz allem vor anderen Leuten voraus haben: die exakte Gewissenhaftigkeit unserer Arbeit und die erstaunlichen Leistungen unseres Fleißes.

Wir haben bereits zu Anfang dieser Arbeit darauf hingewiesen, daß auch die bedauerlich tiefe Entfremdung zwischen uns und unseren näheren germanischen Verwandten, den Schweizern, Niederländern und teilweise auch den Skandinaviern, nicht nur auf politisches Mißtrauen gegen uns, sondern auch auf unsere geringe Befähigung als moralische Eroberer zurückgeht, und wir haben bemerkt, daß es besonders eine gewisse Ausprägung neuerer norddeutscher Eigentümlichkeiten ist, die uns den Vorwurf zuzieht: Ihr scheint nicht imstande zu sein, eine freundschaftliche Harmonie mit anderen, selbständig gearteten und auf ihre Selbständigkeit Wert legenden Volksangehörigen zu verwirklichen! Daran hat besonders jenen Nachbarn gegenüber nicht nur

der allgemeine Mangel an Ausgeglichenheit beim neudeutschen Selbstgefühl schuld, sondern auch noch eine besondere, von dem heutigen Preußen aus allmählich größeren Einfluß auf das deutsche Wesen gewinnende Note persönlicher Schroffheit im Verkehr, die man bei uns gewohnt ist, mit dem im bürgerlichen Leben ganz deplazierten Worte „Schneidigkeit" zu bezeichnen. Diese sogenannte preußisch-deutsche Schneidigkeit hat sich entwickelt aus der zunächst wohl begreiflichen herben Knappheit des früheren Preußen, das sich durch überlegene militärische und moralische Tüchtigkeit aus Enge und Armut an die Spitze Deutschlands emporarbeitete. In der Folge aber hat sie sich, je wohlhabender wir wurden und je stärker sich die unselige Klassenscheidung auch auf dem Gebiet des materiellen Besitzes und der sozialen Äußerlichkeiten zur Geltung brachte, desto mehr veräußerlicht, und jetzt ist sie im Begriff, schlechthin zur Manier, zu einer gefährlichen nationalen Unart zu werden. Hinter der kühl-überlegenen Art des englischen Gentleman steckt wirkliche Stärke und ausgeglichene bewußtnationale Charakterbildung; hinte der deutschen Schneidigkeit steckt nur zu oft nichts, als leerer Klassenhochmut und unwissende Gleichgültigkeit gegenüber den idealen Geboten des Volksgedankens. Dem intelligenten und gebildeten Nichtdeutschen gegenüber machen wir uns auf diese Weise nur lächerlich, und noch viel schlimmer wird die Sache dort, wo die Überspanntheiten dieses Kodex der nationalen Schneidigkeit Gelegenheit haben, draußen in der Welt politischen und kulturellen Schaden anzurichten.

Niemand wird glauben mögen, daß es ohne ein starkes persönliches Schmerzempfinden möglich ist, in einem Buche vom deutschen Gedanken in der Welt alle diese Dinge den eigenen Volksgenossen so offen heraus ins Angesicht zu sagen. Sie sind aber die Kehrseite unserer sonstigen beispiellosen Er-

folge. Diese Erfolge haben eine Welt gegen uns in Waffen gerufen, und wir haben dabei erlebt, daß nicht nur ehrliche, sondern auch eine überwältigende Fülle von unehrlichen Kampfesmitteln, Lüge und Verleumdung bergehoch, gegen uns in Bewegung gesetzt wurden. Daß die Weltlüge gegen Deutschland so groß werden konnte, ist zum Teil die Schuld unserer Diplomatie im Auslande, die es nicht verstanden oder in falscher Beurteilung der Verhältnisse verschmäht hatte, in der Zeit vor dem Kriege mit der Presse und andern, die öffentliche Meinung der Völker leitenden Kräften Verbindungen anzuknüpfen, die etwas taugten und die von selber für uns gearbeitet hätten, als alle Kabel für Deutschland unterbrochen waren und nur Lügen englisch-französischer Herkunft über uns in die Welt spieen. Über jenem Versäumnis darf man aber nicht vergessen, daß es für unsere Feinde nicht möglich gewesen wäre, in dem Feldzug der Unwahrheit einen so vollständigen Sieg über uns davonzutragen, wenn wir nicht auch selber durch unser ungeeignetes Auftreten der außerdeutschen Welt gegenüber den Boden für die Aussaat der Lüge und Verleumdung gegen uns vorbereitet hätten. Ich glaube vom Auslande und vom ausländischen Wesen genug zu kennen, und ich habe mich gerade während der Kriegszeit mit den Vorstellungen des Auslandes, nicht des feindlichen, sondern des neutralen, über uns genug zu beschäftigen gehabt, um das sagen zu können. Daß ich es nicht gesagt habe, um zu schelten, sondern um zu bessern, und daß ich es überhaupt nicht gesagt hätte, wenn ich nicht an unsere zukünftige Selbstbesinnung, an die Besserung unseres Auftretens von innen heraus, Glauben hätte, dafür habe ich wohl weiter keine Zeugnisse ins Feld zu führen nötig.

Deutschlands politische Machtstellung ist und bleibt das Hauptfundament für die Ausbreitung des deutschen Gedankens

in der Welt, und das Schicksal hat uns in diesen Krieg geführt, um uns den Preis unserer Tüchtigkeit und Arbeit zu gewähren, nach dem ohne den höheren Ruf und Zwang verfrüht zu greifen uns nicht zustand. Wie groß aber auch immer der äußere Gewinn werden mag, den wir davontragen: die wirkliche Größe unserer Zukunft wird nicht von den materiellen, sondern von den moralischen Eroberungen, deren wir uns fähig zeigen, abhängen. Ein Stück davon haben wir jetzt in unserem Verhältnis zur Türkei erlebt. Wie der Erwerb von Helgoland, so bildet auch der Gedanke der deutsch-türkischen Freundschaftspolitik ein nicht hoch genug zu wertendes Guthaben unseres Kaisers auf dem Konto des deutschen Weltgedankens. Wir wissen nichts anderes, als daß der Kaiser selber hier wie dort der Vater der Idee gewesen ist, die, als ihre Zeit erfüllt war, uns zur entscheidenden Stütze gereichte. Niemals aber hätten wir im Weltkriege die türkische Macht und alle Kräfte, die sie zu entbinden fähig war, auf unserer Seite gehabt, wenn wir nicht gerade in der Türkei ein hinreichendes Kapital an moralischem Vertrauen uns erworben gehabt hätten.

Ursprünglich war bei den Türken die kulturelle und daher auch nur zu leicht die politische Zuneigung zum französischen Wesen viel stärker, als zum deutschen. Sie bildete ein Ergebnis der weitblickenden Politik Napoleons III., der keine Ausgaben und keine Art von Beeinflussung scheute, um die französische Sprache in der Türkei auszubreiten. Napoleon stattete die Hochschule von Galata-Serai, damals die einzige nach europäischem Muster arbeitende Unterrichtsanstalt in der Türkei, mit französischen Dozenten aus, und er subventionierte die im Orient wirkenden katholischen Missionsschulen, vor allen Dingen die „Mission Laique" aufs reichlichste. Diese Gesellschaft, die fast das ganze Unterrichts-

wesen der französischen Propaganda in der Türkei in ihrer Hand vereinigt, unterhielt auf europäischem und asiatischem Boden nicht weniger als achthundert Schulen höheren und niederen Grades; außerdem unterstützte sie den französischen Unterricht an türkischen Anstalten durch kostenlose Stellung von Lehrern und durch Geldzuschüsse. Die Gesamtarbeit der katholisch-französischen Propaganda, die auf geschickte Weise das religiöse Element, wo es gefährlich werden könnte, in den Hintergrund treten läßt, war enorm, und ihr entsprach der Erfolg. Die jungtürkischen Politiker mit höherer westlicher Bildung hatten fast alle in Frankreich studiert, denn durch die Fülle französischen Unterrichts, die jedem strebsamen jungen Mann in der Türkei umsonst zu Gebote steht, waren sie für französische Hochschulen sprachlich vorgebildet. Französisch ist bisher die Sprache gewesen, in der sich der Türke und überhaupt der gebildete Orientale mit dem Abendländer verständigt; französisch die Zeitungen, aus denen er sich über die Vorgänge in der Welt informierte.

Wir Abendländer, die wir von Bildung gesättigt zu sein glauben, machen uns nicht leicht eine Vorstellung davon, wie die fortschrittlichen Elemente im Orient nach Bildung dürsten. Der Direktor des Unterrichtsdepartements in Konstantinopel, Mustafa Beha Bey, sagte einmal in einer Rede: „Was fehlt den Völkern des Ottomanischen Reichs, um gegen den Fortschritt hin zu marschieren? Nur die Bildung! Die Bildung ist das einzige Mittel zur Befreiung des menschlichen Geistes. Ohne sie ist jede Tat leer, jedes Bemühen kindisch.“ Es ist zuzugeben, daß im Orient unter solchen Worten mehr eine formale, als eine tiefgehende und die Prinzipien des Lebens umfassende Geistesbildung verstanden wird. In diesem Umfange aber ist das Verlangen nach höherem Wissen vollkommen aufrichtig, und so wie es geartet ist, bil-

det es überhaupt die Vorbedingung dafür, daß sich in der Folge das Streben nicht nur auf Wissensstoff und äußere Schulung, sondern auch auf die innern Werte wahrer menschlicher Geistesbildung richtet. Das ganze Streben aber, das wir in der Türkei, und zwar unterschiedslos bei der jungen Generation der eigentlichen Osmanen wie bei den christlichen Völkern, den Griechen, Armeniern, Syrern usw. wahrnahmen, hatte als praktisches Ziel bis zum Kriege ganz überwiegend die französische Bildung. Neben den achthundert, oder nach einer andern Berechnung sechshundert französischen Anstalten in der Türkei konnte höchstens noch das Schulwesen der englischen und amerikanischen Missionen als bedeutend genannt werden, aber sein Einfluß beschränkte sich beinahe nur auf die eingeborenen Christen, in erster Linie die Armenier, unter denen es große Erfolge erzielt hat.

Verschwindend gering war dagegen die Bedeutung der deutschen Anstalten in der Türkei, deren es zuletzt etwas mehr als ein Dutzend gab, an der Spitze die ausgezeichnete große Realschule der deutschen und deutsch-schweizerischen Kolonie in Konstantinopel. Ihr innerer Wert war vortrefflich, aber ihre geringe Zahl ließ ihren Einfluß gegenüber dem der französischen und auch der englisch-amerikanischen Anstalten nicht genügend zur Geltung kommen. Trotzdem hat an einer anderen Stelle der moralische, d. h. geistig-politische Einfluß Deutschlands ausgereicht, um in der entscheidenden Stunde die Türkei ihr wahres Interesse erkennen und Seite an Seite mit uns treten zu lassen. Jene Stelle war das Heer. Als der Mißerfolg der türkischen Waffen im Kriege gegen den Balkanbund sich offenbarte, triumphierten alle unsere Gegner. Die Türken haben aber selber eingesehen, daß nicht die mangelhafte deutsche Schulung, sondern die Mangelhaftigkeit, mit der sie sich die Schulung zu

eigen gemacht hatten, dazu ihr verfrühtes Selbstvertrauen und die verfehlten Seitensprünge im Oberbefehl nach der früheren französischen Tradition hin, die Niederlage verschuldet hatten.

Es klingt merkwürdig, aber es ist Tatsache, daß zwischen dem deutschen und dem türkischen Wesen, wenn auch natürlich keine durchgehende Charakterverwandtschaft, so doch gewisse verwandte Züge vorhanden sind. Bekannt und viel zitiert ist Moltkes Wort, der Türke sei der einzige Gentleman des Orients. Das haben wir erlebt, als er gerade in einem Augenblick des Stillstandes, ja des zeitweiligen Zurückebbens der kriegerischen Operationen seine Bundesgenossenschaft im Kampf erklärte. Natürlich bildet auch bei ihm der Islam eine Schwierigkeit gegenüber der inneren Aneignung europäischer Kultur, aber die Schwierigkeit ist praktisch doch nicht so groß, wie man zunächst glauben sollte. Das hängt zusammen mit der Rassenmischung im Gebiet des Volkstums, das wir heute als das türkische bezeichnen. Die Seldschuken, die Osmanen und die übrigen wirklich türkischen Nomadenstämme, die nacheinander von Osten her durch die Völkerpforten Hocharmeniens nach Anatolien kamen, werden schwerlich zahlreicher gewesen sein, als die germanischen Völkerschaften, die am Ausgang der alten Geschichte die Westländer des römischen Reichs besetzten. Seit Delbrücks Untersuchungen über die Volks- und Heereszahlen in der Geschichte wissen wir, daß es sich dort weder um Millionen noch um Hunderttausende, sondern nur um Tausende oder Zehntausende von kriegstüchtigen Männern mit dem entsprechenden Anhang an Weibern und Kindern gehandelt hat. Daß trotzdem eine fast vollkommene Türkisierung und Islamisierung Kleinasiens stattgefunden hat, ist eine Erscheinung, die nicht ganz leicht erklärt werden kann, und deren Hergang noch einer besonderen Untersuchung be-

darf. Diese anzustellen, ist hier nicht unsere Aufgabe. Wer aber die türkische Bevölkerung in Anatolien und auf europäischem Boden aus persönlichem Augenschein kennt und imstande ist, sie mit reinen oder nur wenig vermischten türkischen Stämmen zu vergleichen, für den bedarf es keiner weiteren Diskussion darüber, daß wir in der Hauptsache doch Arier, Indogermanen, vor uns haben. Diese Beobachtung, die früher ein Rätsel zu enthalten schien, erklärt sich ohne Schwierigkeit, seit wir wissen, daß ein großer Teil der alten Bevölkerung von Kleinasien, nicht nur die später eingewanderten Galater, sondern auch die Phryger und ihre weiter ostwärts wohnenden Verwandten, Indogermanen gewesen sind, gleich den Thrakern, die diesseits des Bosporus und des Hellespont auf europäischem Boden sitzen geblieben waren.

Was haben diese Tatsachen mit dem Charakter des Islam bei den Türken zu tun? Viel; insofern nämlich, als dem Mohammedanismus auf eigentlich türkischem Boden nicht derselbe Fanatismus eigen ist, wie in seinen Ursprungsgebieten. Die Art und Weise, wie sich der moderne und besser gebildete Türke mit dem Islam abfindet, ist ein praktischer Rationalismus, der aus der Glaubenslehre nur eine gewisse allgemeine Stimmung entnimmt, dazu eine einfache und nüchterne, aber ganz solide und für das praktische Leben brauchbare Moral. Der Türke hat außerdem kriegerische Instinkte und soldatischen Geist. Damit ist immer auch ein gewisser moralischer Fonds des Charakters gegeben. Nehmen wir dazu, daß ihm, wie gesagt, als Rasse der religiöse Fanatismus nicht liegt, so werden wir begreifen, daß immer noch auf den Sieg der erhaltenden Kräfte in der Türkei und auf den Weiterbestand des Staates gehofft werden darf. Um so entschiedener müssen wir daran gehen, die auf geistigem Gebiet vorhandenen Voraussetzungen für aufrichtige Beziehungen zwi-

schen der türkischen Reform und der deutschen Kultur auszunutzen, unsere Einflüsse weiter zu verstärken und eine wirkliche Basis für sie zu schaffen.

Die Türken, man mag über sie denken wie man will, sind ohne Zweifel der materielle und moralische Kraftfaktor im ganzen Orient. Ihre militärische Befähigung ist schon berührt und der Zahl nach bilden sie bis jetzt das stärkste Element innerhalb der Grenzen ihrer jetzigen politischen Herrschaft. Außerdem wird durch die Verbesserung der Verwaltungszustände, durch die Hebung des wirtschaftlichen Lebens, durch die Eisenbahnbauten und die geplanten großen wirtschaftlichen Meliorationen die Bevölkerungszahl noch bedeutend vermehrt werden. Es ist nicht sicher, daß die politischen Zustände durch innere Parteikämpfe oder andere Krisen nicht auch weiterhin noch vorübergehend erschüttert werden, aber auf die Dauer wird im vorderen Asien kein anderes Volkstum die politische Vorherrschaft behalten, als das türkische. Hier haben wir also eine Stelle, wo nach dem Kriege der deutsche Gedanke, nicht nur im Sinne politischer Vorherrschaft oder materieller Kolonisation, sondern auch als Weltkulturfaktor, einer großen Zukunft entgegen geführt werden kann. Dabei denken wir nicht an die politische oder kolonisatorische Germanisierung der Türkei vom Bosporus bis zur Arabischen Wüste, sondern an die Hineinleitung deutschen Geistes und deutscher Arbeit in den großen zukünftigen Erneuerungsprozeß des ganzen Orients, dessen Führung fortan — Österreich-Ungarn mit einbegriffen — bei der deutsch-türkischen Gemeinschaft sein wird.

Ein anderes Gebiet, das wir im Auge haben, wenn wir an die kommende deutsche Welt- und Kulturpolitik im Geiste und in der Kraft denken, ist China. Die Ereignisse in China sind ein überwältigendes Beispiel dafür, wie schnell und wie

plötzlich eine langsam sich vorbereitende und lange Zeit wenig beachtete innere Zustandsänderung sich zur Krisis entwickeln und aus der Krisis eine Katastrophe werden kann, sobald unvorhergesehene äußere Umstände im entscheidenden Moment den Anlaß dazu geben. Was es für den kulturellen, ökonomischen und politischen Charakter des kommenden Zeitalters bedeuten würde, wenn, so wie es bis zum Weltkriege den Anschein hatte, die Vierhundertmillionenwelt Chinas eine innere Umwandlung ausschließlich oder überwiegend unter dem Einfluß der angelsächsischen Kultur erhalten hätte, das bedarf keiner Ausmalung. Bezeichnenderweise war aber bis vor kurzem die Tatsache, daß China vor unsern Augen in ein Zeitalter grundlegender und entscheidender Umwandlungen eingetreten war, in Deutschland so gut wie unbekannt.

Äußerlich datiert der Beginn der chinesischen Reformen vom Ausgange des russisch-japanischen Krieges 1904/05. Der ausgesprochene Sieg Japans über Rußland überzeugte die chinesische Regierung und den maßgebenden Teil der öffentlichen Meinung, daß es nicht möglich war, sich länger der Modernisierung des Staatslebens zu verschließen. In Wirklichkeit waren die ersten Keime der Krisis, deren vorläufigen Höhepunkt wir jetzt eben erst erlebt haben, in den Boden der chinesischen Entwicklung hineingesenkt worden, als die englischen Kanonen im Opiumkriege von 1840 zuerst die Öffnung des Landes für den auswärtigen Handel erzwangen. Jahrzehntelang blieben die Wirkungen des Kontakts zwischen der westlichen und der chinesischen Kultur scheinbar minimal und beschränkten sich auf die kleine Zahl der Hafenplätze, in denen Europäer und Chinesen miteinander verkehrten, und daneben auf die bewaffneten Aktionen, in denen der Widerstand des viertausendjährigen Reiches der Mitte gegen die Forderung der westlichen „Barbarenvölker", es solle an Han-

del und Wirtschaft der übrigen Welt teilnehmen, gebrochen werden mußte.

Das erste, was die Chinesen von uns zu übernehmen sich entschlossen, war unsere Waffen- und Maschinentechnik. Sie glaubten, es würde genügen, um die Barbaren fernzuhalten, wenn man ihnen Kanonen und Schiffe abkaufte und allenfalls einige ihrer Instruktoren in Sold nähme, um den Gebrauch dieser Werkzeuge zu lernen. Die Niederlage gegen die Japaner 1894 bewies bereits die Unmöglichkeit, auf diese äußerliche Weise an das erhoffte Ziel zu gelangen. Im Boxeraufstand, 1899, flammte zum letztenmal eine Reaktion des alten China empor: der Versuch, unter Zusammenraffung aller Kräfte und mit Hilfe himmlischer Geister die Fremden ins Meer zu werfen und dann die alte Zeit der Selbständigkeit und Selbstgenügsamkeit des eigenen Wesens wieder herzustellen. Die tiefer blickenden Köpfe in China hatten aber schon damals erkannt, daß es nicht möglich sein würde, die nähere Berührung und Durchdringung mit der westlichen Kultur ganz zu vermeiden, wenn die äußere Kraft des Staatswesens aufrecht erhalten werden sollte. Man gedachte, die Sache in der Weise zu erreichen, daß eine Scheidung zwischen der Wissenschaft der technischen Dinge und der eigentlichen geistigen Kultur vorgenommen wurde: Naturwissenschaften, Mechanik, die Kunst des Kriegswesens zu Lande und zu Wasser, Ingenieur- und Ärztewesen, der ganze äußere Aufbau der westlichen Staaten, ihre Verfassung und Verwaltung, ihr Steuer- und Finanzwesen — das alles sollte herübergenommen werden. Im Innern des chinesischen Lebens aber hoffte man die Grundlagen der alten konfuzianischen Kultur, die Staats- und Sozialphilosophie des Weisen aus Lu, den Gedanken des patriarchalisch-theokratischen Kaisertums, die Pietät als Wurzel der Sittlichkeit und die moralische Ab-

neigung gegen das Fortschrittsprinzip der westlichen Völker, denen der Kampf der Vater der Dinge ist, unverändert zu erhalten.

Auch wenn es möglich gewesen wäre, eine solche Utopie, wie die Trennung der Grundlagen einer Kultur von ihren äußern Ergebnissen, zu verwirklichen, so hätte doch schon daraus eine totale Umgestaltung der staatlichen und sozialen Zustände Chinas entstehen müssen. In Wirklichkeit zogen natürlich die ersten Schritte auf der neuen Bahn weitere Konsequenzen mit unwiderstehlicher Gewalt nach sich. Der Sieg Japans über Rußland verstärkte so sehr den Eindruck der Überlegenheit des Westens und das Empfinden für die Notwendigkeit, sich gleich den Japanern die ganzen Grundlagen der westlichen Zivilisation anzueignen, daß in kürzester Zeit eine Reform des Staates an Haupt und Gliedern in Gang kam: Verfassung, Bildungswesen, Armee, Finanzen, alles wurde geändert. Das uralte Prüfungssystem, dem die Vertrautheit mit der klassischen Literatur einzige Vorbedingung des Zugangs zu allen öffentlichen Ämtern war, fiel dahin; im ganzen Reiche sollte ein öffentliches Schulwesen nach europäischem Muster entstehen. Die Volksstimmung gegenüber der fremden Zivilisation wandelte sich von Grund auf. Zwar behielt auch der chinesische Modernismus die alte Abneigung gegen fremde Einflüsse, namentlich auf politischem Gebiet, und die Reformen sollten zu keinem anderen Zwecke dienen, als die Sicherheit Chinas gegen die Fremden wiederherzustellen, aber der Eifer in der Ersetzung der alten durch die neuen Einrichtungen war um so größer, eine je schnellere Wirksamkeit zur Erlangung größerer staatlicher Stärke jede Neuerung zu versprechen schien.

Für die Tatsache der Aufschließung Chinas gegenüber der westlichen Kultur sind aber die Motive, aus denen die Chi-

nesen ans Werk gegangen sind, zunächst gleichgültig, und sie ändern nichts daran, daß die Folgen der Reform auf jeden Fall für China wie für die übrige Welt unermeßlich sein werden. Sollte jemand zunächst das noch bezweifeln wollen, so wird er es sich klar machen müssen, wenn er an die eine Tatsache denkt, daß China nach der gewöhnlichen und wahrscheinlich annähernd richtigen Schätzung etwa 400 Millionen Einwohner zählt, d. h. daß es ein Viertel der gesamten Menschheit umfaßt. Jeder vierte Mensch auf der Welt ist also ein Chinese. Dazu kommt, daß das Land an den beiden wichtigsten natürlichen Trägern der modernen Kulturentwicklung, Kohle und Eisen, einen unermeßlichen Reichtum besitzt. Nirgends auf der Erde findet sich außerdem ein Reservoir von billiger menschlicher Arbeitskraft, so groß wie das chinesische. Wenn wir uns vorstellen, daß ein so zahlloses, arbeitsames und von alters her entwickeltes Volk in einem so weiten und reichen Lande in den Besitz unserer europäischen Zivilisation kommt, daß es unserer Technik sich bemeistert, Eisenbahnen, Bergwerke und Fabriken nach europäischem Muster anlegt, eine Großindustrie bei sich schafft, sein Heerwesen und seine Flotte reformiert, dann kommt uns schon eine Ahnung davon an, welche eine tiefgreifende Änderung der allgemeinen Weltverhältnisse von der chinesischen Kultur- und Staatsreform in Zukunft vielleicht noch ausgehen wird.

Es ist eine naive Einbildung des Europäertums, daß China im Sinne der abendländischen Kultur stark und dauernd bearbeitet werden könne, ohne daß eine innere Auseinandersetzung mit dem Konfuzianismus stattfindet. Die rasche Überrennung des Mandschu-Regimes durch einen von Japan und namentlich Amerika her importierten oberflächlichen und materialistischen Modernismus darf uns nicht zu dem Glauben verleiten, daß hiermit nun alles getan sei. Der alte chine-

sische Geist ist nicht tot; er hat vor einem halben Jahrhundert in kräftigem Aufschwung die Taiping-Rebellion überwunden, und er wird, sobald äußerlich ein Abschluß der Wirren erreicht ist, auch jetzt wieder seinen Anspruch und seine Kraft für den Aufbau des neuen China von innen heraus geltend machen. Zu dem Zweck wird er anfangen müssen, auf eine langsamere, gründlichere und systematischere Weise als bisher sich mit den geistigen Grundlagen des westlichen Wesens vertraut zu machen, und hierbei wird sich zeigen, wie weit die westlichen Völker, zu denen in diesem Sinne nicht nur die Europäer, sondern auch die Amerikaner gehören, imstande sind, sich positiv an der Umbildung und Umschaffung der chinesischen Kultur durch die Synthese konfuzianischer und abendländischer Elemente zu beteiligen. Bedarf es da noch eines Hinweises darauf, wieviel für die Nationen des europäisch-amerikanischen Kulturkreises darauf ankommt, die geistige Führung Chinas bei der inneren Vollendung des bisher nur äußerlich angefaßten Reformwerkes zu gewinnen?

Von der Zeit an, wo die Natur der bevorstehenden neuen Entwickelungsperiode in China deutlich wurde, haben sich drei Nationen auf das Ziel geworfen, Einfluß in der chinesischen Welt zu gewinnen. Am frühesten und am gewaltsamsten griffen die Japaner die Sache an; mit friedlicheren Mitteln, aber nicht weniger zielbewußt die Engländer und die Amerikaner. Vom japanisch-chinesischen Kriege 1894/95 an war das Ziel Japans, zur politischen Vorherrschaft und jeder Art von materieller Ausnutzung in China zu gelangen, deutlich. Zwanzig Jahre später, als der Weltkrieg gegen Deutschland ausbrach, glaubte Japan sich der Verwirklichung seiner Absichten um einen entscheidenden Schritt nähern zu können. Es griff Tsingtau an, nicht um England im Kampfe zu unterstützen, sondern um vor allen Dingen den Stützpunkt unseres konkur-

rierenden Einflusses in China zu beseitigen. Die englische Politik hatte sich offenbar schon vorher bequemen müssen, dem japanischen „Verbündeten“ die Zusage zu geben, daß ihm mindestens in ganz Nordchina das Feld allein überlassen werden solle. Das war nicht nur ein schwerer, auch von einsichtigen Engländern drückend empfundener Verzicht, sondern vor allen Dingen auch ein direkter Verrat Englands an der Kulturarbeit unserer Rasse im fernen Osten. Es ist ausgeschlossen, daß die Japaner, die selbst nur die geschickten, aber geistlosen Nachahmer der abendländischen Kultur sind, es fertig bringen, die gewaltige Aufgabe der geistigen und zivilisatorischen Umwandlung Chinas, im Sinne seines Eintritts in die wahre Gemeinschaft der Weltkultur zu lösen. Diese Aufgabe und diese Pflicht liegt vielmehr den Völkern ob, aus deren geistigen und materiellen Taten diese Kultur geschaffen wurde. Wenn Japan sich also an ein Werk macht, zu dem es in keiner Weise, weder nach seiner geistigen Leistungsfähigkeit noch nach seiner ökonomischen Kraft, befähigt ist, so muß ihm und seinen Helfershelfern zugerufen werden: Hände weg! Zur nachdrücklichen Verstärkung dieses Zurufs bleibt kein anderes Mittel übrig, als daß die Mächte, die nach dem Kriege die nötige Stärke, Einsicht und Entschlossenheit vereinigen, die japanische Flotte versenken. Damit wird der für Europa so schmählichen, in erster Linie durch England verschuldeten und zum Verrat an der eigenen Rasse benutzten japanischen Großmachtsepisode gründlich und dauernd ein Ende gemacht sein.

Die wirklichen, moralisch berechtigten Wettbewerber um den kulturellen Einfluß in China sind ausschließlich die großen europäischen Nationen und die Amerikaner, denn nur bei ihnen ist die Fülle der Kräfte vorhanden, die nach China hineingeleitet werden müssen, um aus der alten chinesischen und der echten abendländischen Kultur ein neues, großes, zukunfts-

reiches Gebilde entstehen zu lassen. Allerdings hat England durch sein Verhalten im Weltkriege sein sittliches Anrecht auf die Teilnahme an der Arbeit in China im Grunde verscherzt. Wie sich die Dinge im fernen Osten tatsächlich weiter entwickeln werden, ist im einzelnen heute sehr schwer zu sagen. Grundsätzlich kann kaum an etwas anderes gedacht werden, als an eine zukünftige Gemeinschaft deutscher und angelsächsischer, und zwar nach Möglichkeit amerikanischer Arbeit.

England und Amerika haben seit zwanzig Jahren gewaltige Mittel für das Werk in China verwendet. Ein Aufruf zur Gründung einer großen englisch-chinesischen Universität in Hankau, im Herzen Chinas, der Ende 1911 in der Londoner „Times" erschien, entwickelte in klassischer Weise die Grundsätze der angelsächsischen Kulturpolitik in China. Wenn die Bildung in China zunimmt, heißt es, wenn das Wissen und die Lebenshaltung im chinesischen Volke sich erhöhen, dann wird auch die Aufnahmefähigkeit des Landes für die englische Einfuhr sich verbessern. Ein armes und unwissendes Land ist notwendig auch ein armer Käufer; wenn aber die geplante Hochschule China mit englisch gebildeten Staatsmännern, Juristen, Lehrern, Ingenieuren, Ärzten und Geschäftsleuten, deren das Land zu seiner Entwicklung bedarf, gehörig versehen haben wird, dann werden auch Export und Import zunehmen. Die Studenten der Universität werden in Zukunft die Führer des Volkes werden!

Weiter wurden die religiösen und humanen Gründe für das Werk aufgezählt. Die Zöglinge der Hochschule würden unter dem Einfluß christlich denkender Professoren, Lehrer und Aufseher stehen und eine große „Ökonomie des Wohltuns" werde von der Anstalt ausgehen, denn Überschwemmungen, Hungersnöte, Seuchen und viele andere Übel, an denen China leidet, seien direkte Folgen der Unwissenheit und des Mangels

an Technikern. Ein Volk dahin zu erziehen, daß es selbst für seine Nöte sorgen kann, sei besser, als große Summen an Hilfeleistung von außen hineinzuwerfen, und die westliche Kulturwelt sei moralisch mit verantwortlich dafür, daß die Übel Chinas sich besserten. „Man hat gesagt, daß der Handel der Flagge folgt. In China kann mit größerem Recht gesagt werden, daß der Handel der Sprache des Handels folgt. China muß produzieren, um kaufen zu können; daher muß von England und von Amerika aus dafür gesorgt werden, daß Unwissenheit und Armut, die Feinde des Fortschritts, mit angelsächsischer Hilfe besiegt werden und daß die gegenwärtige Stellung der englischen Sprache als der Sprache der Erziehung und des Handels im fernen Osten nicht nur aufrecht erhalten, sondern noch weiter ausgedehnt werde!"

Außer der Hochschule für Hankau war noch ein zweites ebenso großartiges englisches Unternehmen in Hongkong in der Verwirklichung begriffen. Die Mittel, die aufgewendet wurden, waren gewaltig. Für die beiden Anstalten in Hongkong und Hankau beliefen sich die privaten Spenden zusammen genommen auf etwa zehn Millionen Mark, und das waren nur geringe Beträge gegenüber dem, was gleichfalls durch Privatleute für das weitausgedehnte englische und ebenso für das amerikanische Missionsschulwesen in China hergegeben wurde. Die angelsächsischen Missionsgesellschaften sind die wichtigsten Träger der vereinigten englisch-amerikanischen Kulturpropaganda in China. Geld fließt ihnen von allen Seiten zu. Die Magnaten des amerikanischen Wirtschaftslebens haben Millionenstiftungen zu Händen der Mission gemacht, um damit großartig organisierte, von angelsächsischem Geiste erfüllte Schulsysteme für die Chinesen zu errichten. Gerade in der Provinz Schantung, dem Hinterlande von Tsingtau, entstand in den letzten Jahren eine solche Missionsuniversität mit einem

Stiftungskapital von Millionen, zum kostenlosen Studium für junge Chinesen ohne Unterschied des Bekenntnisses.

Außerdem haben die Amerikaner schon im Jahre 1908, als die Krisis der alten Zustände in China sich merklich zu verschärfen begann, ein großartiges Propagandamittel für die Stärkung ihres kulturellen Einflusses zur Anwendung gebracht, indem sie der chinesischen Regierung fast die ganze Boxerkriegsschuld erließen und sogar schon gezahlte Beträge zurückvergüteten — gegen die Verpflichtung, daß chinesischerseits zehn Jahre lang jährlich achtzig junge Leute zum Studium nach Amerika geschickt werden sollten. Mit all diesen Mitteln und Plänen, das muß immer von neuem auf das Dringlichste eingeschärft werden, verbindet sich auf der englischen wie auf der amerikanischen Seite die Wirksamkeit der Missionsanstalten, vor allen Dingen der Schulen: war doch sogar der erste Präsident, der für die chinesische Republik erwählt wurde, Sun Jat Sen, ein Zögling vom Missionshospital in Canton und getaufter amerikanischer Missionschrist!

Demgegenüber kommt für das deutsche Interesse, und zwar nach Beendigung des Krieges noch viel entschiedener als vorher, alles darauf an, daß auch unser Missionswesen in China in geeignete Bahnen der Entwicklung einlenkt und deutsche Missionsschulen, von denen neben ihrer religiösen Tätigkeit auch noch eine Förderung des allgemeinen deutschen Kultureinflusses ausgeht, im Namen unserer nationalen Idee energische Unterstützung erhalten. Auch wenn manche Züge im deutschen Missionswesen vom religiösen wie vom nationalen Standpunkt aus einer gewissen Kritik bedürftig erscheinen, so ist es doch an der Zeit, daß der deutsche Bildungsphilister sich die gedankenlose Meinung abgewöhnt, Mission sei eine Sache, die kein näheres Interesse verdiene. Was Mission für

die Ziele aktiver nationaler Kulturpolitik bedeuten kann, das lehrt uns die englische, amerikanische und französische Mission in China, im Orient wie in Afrika mit so zweifelsfreier Eindringlichkeit, daß wirklich mehr als bloße Unwissenheit dazu gehört, um die Augen vor dem Tatsächlichen zu verschließen. Keinem Angelsachsen, auch wenn er persönlich nicht religiös ist, wird es einfallen, was die Mission und den Einfluß der nationalen Idee im Auslande angeht, den engen Zusammenhang beider Größen zu bestreiten und sich der praktischen Unterstützung der Mission zu entziehen.

Unter den in China tätigen deutschen Missionsgesellschaften habe ich eine kennen gelernt, die nach meiner persönlichen Meinung ihrer inneren Sonderart nach hervorragend dazu tüchtig ist, unsere deutsche Kultur in aufgeklärter, zugleich nationaler, freiheitlich-evangelischer und humaner Gestalt innerhalb der jetzt erschlossenen chinesischen Welt zur Geltung zu bringen: den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein oder die in Ostasien sogenannte Weimarer Mission. Ich will, indem ich sie hervorhebe, keiner andern deutschen Missionsgesellschaft in China zunahe treten oder den Geist ihrer Arbeit tadeln, zumal in den letzten Jahren durch das ganze deutsche Missionswesen ein Zug bewußter Stärkung des nationalen Gedankens gegangen ist, aber ich glaube doch, daß zur glücklichen Erfassung und Lösung des geistigen Problems, das die Beeinflussung Chinas im Sinne der deutschen Kultur darbietet, ganz allgemein auf die Grundsätze gerade dieser Mission wird zurückgegriffen werden müssen: Anerkennung und Fruchtbarmachung der großen sittlichen Werte, die im echten Konfuzianismus stecken, und Aufbau der zukünftigen chinesischen Kultur sowohl aus christlichen, als auch aus konfuzianischen Elementen. Daher ist es mir auch ein unmittelbares Bedürfnis,

die Arbeit dieses Vereins, die einer viel umfassenderen Ausgestaltung fähig ist, als bei den verfügbaren beschränkten Mitteln bisher hat geleistet werden können, der Unterstützung durch deutsch und freiheitlich-evangelisch empfindende Leser aufrichtig zu empfehlen. Es ist mit ein Zeichen für die vorläufig nur zu große Willensschwäche, die unserem kirchlich-liberalen deutschen Protestantismus in religiösen Gemeinschaftsdingen und in allem, was nationalkirchlicher Fernblick heißt, eignet — wenn es den Führern und Freunden des Missionsvereins in den Jahren ihrer Arbeit doch nur erst gelungen ist, einen kleinen Teil der ihnen sonst näher stehenden Kreise für die unter den jetzigen Verhältnissen unmittelbar brennende Aufgabe deutscher Geistesarbeit in China zu interessieren, und wenn gerade von den Spitzen der evangelisch-liberalen Weltanschauung viele sich hier gleichgültig verhalten. Das Prinzip, daß Chinas Einbeziehung in den abendländisch-christlichen Kulturkreis auf dem Wege einer rückhaltlosen und offenen Auseinandersetzung des Christentums mit der idealen Gedankenwelt des Konfuzianismus zu erfolgen hat, und daß es zur Einleitung dieses Prozesses weniger der konfessionell orientierten Missionspredigt, als der Schaffung mit christlich-deutschem Geiste erfüllter Kultur- und Menschlichkeitswerke inmitten jener Welt bedarf, ist grundlegend für diese Art von Arbeit. Vor allen Dingen ist ein von unten auf solides Unterrichtswesen nötig, und in dieser Hinsicht waren die Leistungen des Vereins im Schutzgebiet von Tsingtau bis zu der Kriegskatastrophe schlechthin vorbildlich, sowohl für das Knaben- als auch für das in China ganz neue und sehr wichtige höhere Mädchenschulwesen. Hat doch die chinesische Kulturreform auch bereits eine chinesische Frauenbewegung gezeitigt, die vor allen Dingen auf bessere Bildung des bisher geistig vollkommen vernachlässigten weiblichen Ge-

schlechts abzielt — und auf diesem Gebiet hatte der Verein trotz seiner geringen Mittel schon die Führung an uns Deutsche gebracht! Ist der Krieg vorbei, so wird es gelten, die Arbeit, die bisher sich fast allein auf Tsingtau stützte, über das weitere China auszubreiten.

Die Japaner haben Tsingtau genommen, aber es kann keine Rede davon sein, Japan am Werk in China zu lassen. Auf China kommt es ihm an; in China überhaupt, nicht allein in Tsingtau sollen wir ihm den Platz räumen. Das aber ist ganz undenkbar, denn es wäre ein Verbrechen zugleich an der Zukunft Chinas, Deutschlands und der Weltkultur. Hat England die Japaner dafür gezahlt, daß sie nach Tsingtau gingen, so mag es sie auch dafür zahlen, daß sie wieder fortgehen, oder es werden andere Wege gefunden werden, über die zu reden jetzt nicht an der Zeit ist, aber unseren Stützpunkt in China müssen und werden wir wiederbekommen. Wem die Aufgabe zuteil wird, China in den Zusammenhang der allgemeinen Kultur einzuführen, den Geist des fernen Ostens mit dem abendländischen zu verbinden, der tut damit Arbeit, die über ein unabsehbar großes Stück von der Zukunft unseres Geschlechts entscheidet. Für das deutsche Volk kann darum der Verzicht auf einen vollgültigen Anteil an dieser Aufgabe nie und unter keinen Umständen in Frage kommen. Heute, wo man uns Tsingtau geraubt hat, muß unserem nationalen Bewußtsein mit um so größerer Festigkeit die Erkenntnis eingehämmert werden: der deutsche Weltgedanke bleibt auf immer ein Stückwerk, wenn ihm nicht eine bestimmende äußere und innere Mitwirkung an dem gewaltigen Umwandlungsvorgang gesichert wird, in dem sich jetzt die chinesische Welt befindet!

Tsingtau ist gegründet worden zu einer Zeit, da niemand wußte, ob China seine staatliche Einheit und Selbständigkeit

behaupten oder verlieren würde. Zunächst war der Platz daher als Stützpunkt für jeden möglichen Fall gedacht. Als der Boxeraufstand vorüber und der russisch-japanische Krieg entschieden war, ließ sich erkennen, daß die politisch zusammenhaltenden Kräfte im chinesischen Wesen — zum Wohle Chinas und der westlichen Völker — für absehbare Zeit wohl stärker sein würden, als die auseinanderstrebenden. Damit war die Aufgabe Tsingtaus klar vorgezeichnet. Es blieb Marinestation und Handelshafen und entwickelte sich als solcher mit ungeahnter Schnelligkeit, aber vor allen Dingen mußte es sich jetzt als Zentrum der deutschen Kultur in Ostasien entwickeln. Das erkannt und in vorbildlicher Weise dafür gearbeitet zu haben, wird für alle Zeiten ein Ruhm unserer Marineverwaltung bleiben!

Wer Tsingtau und das Werk unserer Marine dort so gut gekannt hat wie ich, der weiß, daß es keine stärkere und bessere Propaganda für deutsche Art und Arbeit in China geben konnte. So etwas zu leisten (keiner anderen Behörde zur Kränkung oder zum Schaden sei es gesagt), war aber nur unser Reichsmarineamt imstande. Tsingtau war der Musterplatz im fernen Osten, und niemand begann das besser zu begreifen, als China. Anfangs störte die Chinesen etwas die Erinnerung daran, daß sie uns nicht freiwillig den Platz zu unserer Betätigung eingeräumt hatten. Die große Staatsumwälzung brachte dann aber so viele Elemente gerade aus dem alten und ernsthaften China, von dem es nur eine Frage der Zeit ist, wann es wieder die Führung des chinesischen Lebens übernimmt, zu uns nach Tsingtau und führte sie dort mit den Ergebnissen und der Methode unserer Arbeit so nahe zusammen, daß man sehen konnte: Deutschland und China waren nicht mehr weit davon, sich hier zu finden. In Tsingtau begriffen die Chinesen, was ihnen die deutsche Kultur für

die Erneuerung ihres Staatswesens, für die Reform ihrer Bildung und für die Erkenntnis der ganzen „westlichen Wissenschaft" zu leisten imstande ist!

Als der Weltkrieg gegen uns entzündet wurde, waren wir im Begriff, mit von Tsingtau aus die Chinesen ebendavon zu überzeugen, wovon wir die Türken trotz aller Gegenarbeit unserer Feinde bereits glücklich überzeugt hatten: daß Deutschland um seiner selbst willen — im Gegensatz zu England, Rußland, Frankreich und Japan — auf die politisch-militärische und wirtschaftliche Unabhängigkeit und Kraft Chinas ähnlich bedacht sein mußte, wie im gleichen Zusammenhang der Dinge gegenüber der Türkei, und daß es für China nicht nur innerlich, sondern auch in Rücksicht auf seine nationalpolitisch selbständige Zukunft am geratensten sein würde, in ein näheres Verhältnis zur deutschen Kultur zu treten. Von der Verwirklichung dieses Zieles können und dürfen wir unter keinen Umständen zurücktreten. Es handelt sich nicht bloß darum, daß wir einen „Stützpunkt" in Ostasien brauchen, um unsere Schiffe zu docken und unsere Waren zu lagern, sondern wir brauchen einen Platz, an dem wir ein Stück Deutschland aufbauen und von dem aus wir den Chinesen zurufen können: Kommt, seht, gewinnt Einsicht und Vertrauen, lernt, was deutscher Geist, deutsche Arbeit sind, was sie für euch bedeuten, für euch werden können! Daß die Verwaltung von Tsingtau das geleistet hat, das war das Große an ihr. In ihr hat am frühesten ein Hauch des neuen deutschen Weltgeistes geweht, und darum muß sie zurück dorthin, wo sie gezeigt hat, welche Aufgaben für die Zukunft des deutschen Gedankens in der Welt sie vor allen zu bemeistern fähig ist!

An der deutschen Bildung ist es jetzt, das Wesen der Ver-

antwortung zu erfassen, die, was Deutschlands Zukunft in Ostasien angeht, heute auf ihr liegt. Nur eine geförderte geistig-politische Erkenntnis ist imstande, das alles zu erfassen, was dort auf dem Spiele steht. Darum müssen unsere Gebildeten hier ganz besonders die Führung der Nation übernehmen. Von der Masse kann man es nicht fordern, daß sie erkennt, was zum Heile unseres Volksgedankens in einer so fernen, großen und schweren Frage dient. Die Masse erkennt erst, wenn der Erfolg da ist, für den die Wissenden von ferneher gearbeitet haben — so wie jetzt die Dinge im islamischen Orient es uns gelehrt haben. Auch der Philister erkennt nichts, und ebensowenig der Eigensüchtige, dem der Gedanke an seinen eigenen kleinen Vorteil und sein beengter Klassenhorizont die Weite des Ausblicks in die Zukunft des Volksganzen versperren. Irren wir aber nicht, so will es uns scheinen, als ob das große Erlebnis dieses Krieges uns dazu bringen wird, daß wir von außen und innen tüchtig werden, nicht nur bei uns selber den deutschen Gedanken zu hellerem Leuchten zu bringen, sondern auch die Völker der Welt seine Größe und Tiefe zu lehren. *Ist dieser unser Glaube richtig, so wird der sicherste Beweis darin liegen, daß sein Wirken für die deutsche Zukunft draußen in der Welt beginnt, solange es Tag für uns ist! Die deutsche Bildung ist es daher, an die der Ruf ergeht: Heraus zur Arbeit für den deutschen Weltgedanken!*

Die Stunde, in der wir dieses Kapitel von den moralischen und den vielleicht bevorstehenden materiellen Eroberungen für den deutschen Gedanken vorläufig schließen, ist groß. Unser Volk ist in die gewaltigste Krisis eingetreten, die es seit dem Beginn seiner Geschichte erlebt hat. Es wäre unklug und vermessen, jetzt schon ein Bild des Ausganges zeichnen,

ein Programm für das Kommende im einzelnen oder selbst nur in großen Zügen entwerfen zu wollen. Wo die Weltgeschichte selber donnernd am Worte ist, da müssen wir bescheiden verstummen und in Geduld des Kommenden harren. Kein Volk aber hat eine Zukunft, das darauf verzichtet, das Wesen und die Gesetze alles historischen Geschehens sich klar zu machen. Hierin die Führung zu übernehmen, sind unsere Gebildeten berufen. Was der gebildete Teil der Nation wirklich erkennt und will, das setzt sich auch mit Naturnotwendigkeit in Volksstimmung, Volkswillen und Volkstaten um!

Zuwendungen an das Deutsch-chinesische Schulwesen, dessen nationaler Wert im Sinne der Ausbreitung des Deutschen Gedankens in der Welt ein sehr hoher ist, können für das Konto „Tsingtauschule" an den Schatzmeister des Allgem. Evang. Protest. Missionsvereins, Herrn Max Thieme in Berlin-Charlottenburg, Friedbergstraße 15 erfolgen; solche für das Deutsch-türkische Bildungswesen an die „Deutsch-türkische Vereinigung", Berlin W, Schöneberger Ufer 36 a.

Der Verfasser.

Frühere Schriften

Paul Rohrbach's

Deutschland unter den Weltvölkern, 3. Auflage 1911, bildet insofern eine Art von Ergänzung zum „Deutschen Gedanken", als es die Verhältnisse der außerdeutschen Staaten England, Rußland, Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn, Amerika, Japan usw. unter dem Gesichtspunkte der deutschen Interessen untersucht.

Im Lande Jahwehs und Jesu, 2 Auflage 1911, macht den Versuch, die religionsgeschichtliche Entwicklung vom altsemitischen Heldentum über die Propheten und das Gesetz bis auf Jesus im Rahmen zweier Palästina-Reisen zu zeichnen.

Deutsche Kolonialwirtschaft, Einleitungsbd.: Kulturpolitische Grundsätze 1909, behandelt das Rassen- und Religionsproblem in den überseeischen Betätigungsgebieten Deutschlands.

Deutsche Kolonialwirtschaft, Erster Band: Südwestafrika

1909, enthält teils kritische, teils darstellende Ergebnisse eines öfteren, dienstlichen wie außerdienstlichen Aufenthalts auf südwestafrikanischem Boden.

J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart

In Verbindung mit Ernst Jäckh gibt Paul Rohrbach heraus: **Das größere Deutschland, Wochenschrift** für Deutsche Welt- und Kolonialpolitik, redigiert von Franz Kolbe. Verlag „das größere Deutschland" in Dresden.

DIE
BLAUEN
BÜCHER